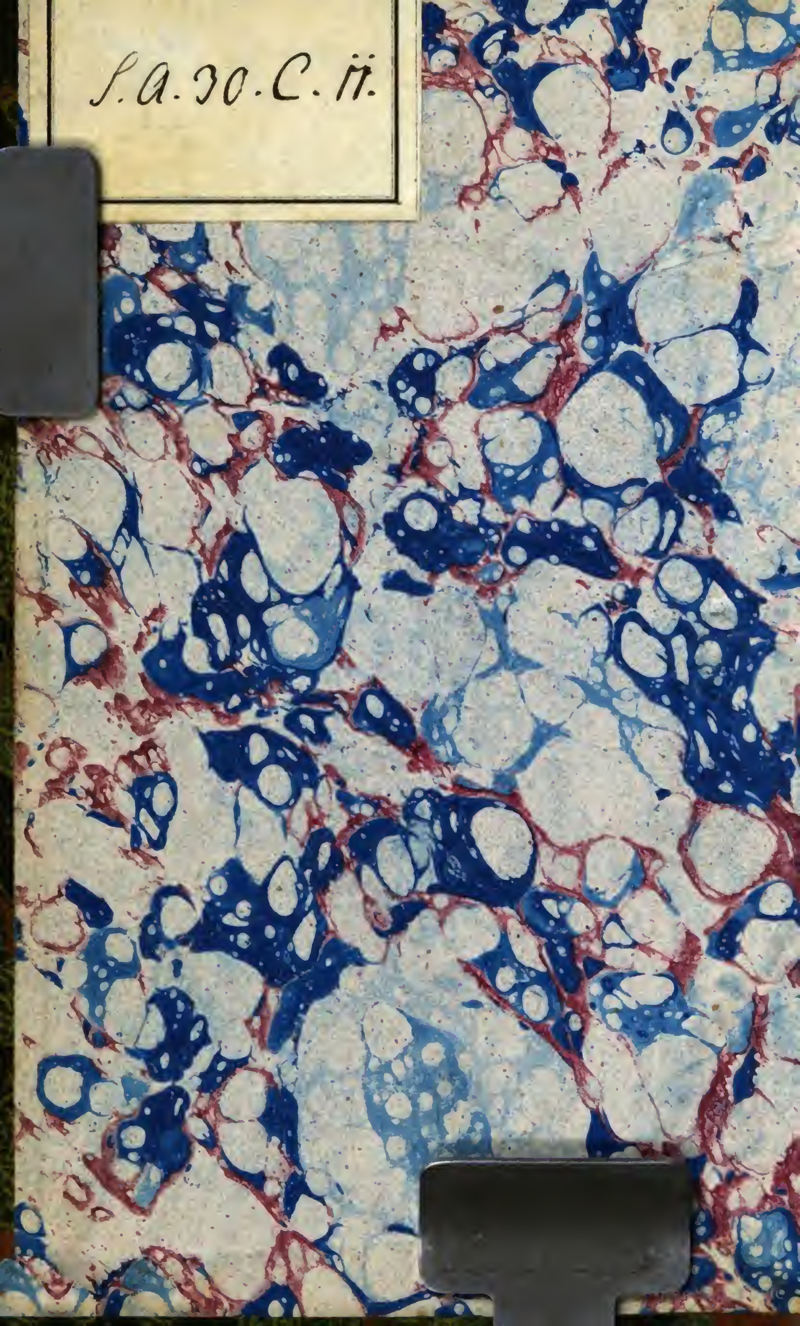
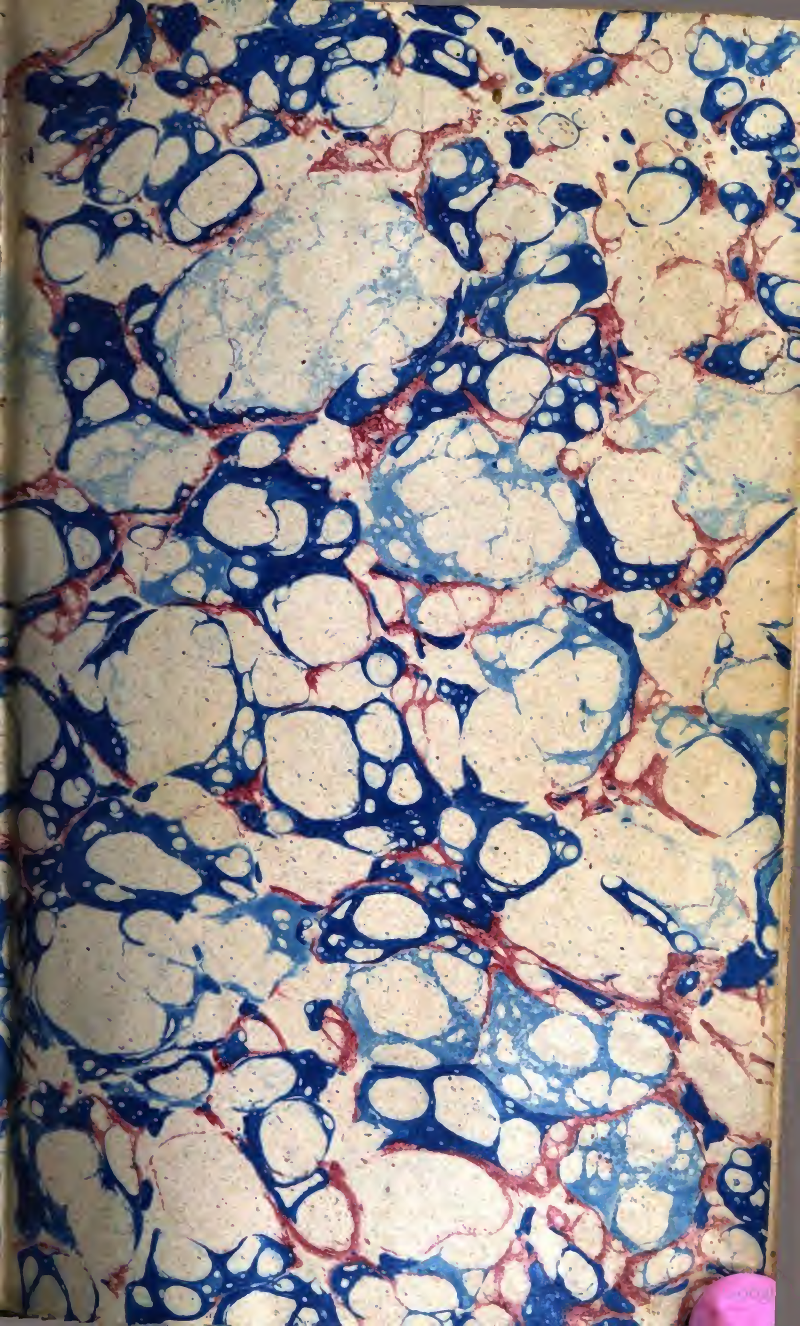
DIE WALDENSER. ROMAN. - LEIPZIG, BROCKHAUS 1836

Heinrich Joseph Koenig




S.A.30.C.11.



Die Waldenser.

Zweiter Theil.

Die Waldenser.

Ein Roman

von

H. Koenig.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1836.

Viertes Buch.

Erstes Kapitel.

Die Gräfin Richenza lebte sehr trübselige Tage in ihrer Haft. Von der Erlaubniß, unter Aufsicht in die Stadt und eine Strecke vor die Thore zu gehen, machte sie selten Gebrauch; weil gewöhnlich hinter ihr her eine Schar gaffenden Gesindels zog, das jedoch am Ende wol weggeblieben wäre, wenn die empfindliche Frau sich nicht selber zur Seltenheit für anfängliche Neugier gemacht hätte. — Aus der Stadt erhielt sie wenig angenehmen Besuch. Frauen trugen Bedenken, mit einer so übel Berufnen Umgang zu pflegen, oder einer so Anspruchvollen gefällig zu sein; unter den Männern aber, die aus Leichtsinn, oder auf des Abtes Wunsch bei ihr zusprachen, war doch Keiner, der ihr durch langgewohnten Umgang so bequem, und durch anmuthige Aufmerksamkeit hätte so werth sein können,

als ihr bischöflicher Freund, der durch die Trennung ohnehin noch in ihrem Herzen gewonnen hatte. Sie lebte daher meist in träumerischer Erinnerung an die Vergangenheit, wehrte sich mit allen Kräften gegen die Eindrücke der Gegenwart, und hing der Hoffnung auf baldige Befreiung und Herstellung träumend und trachtend nach.

Es war der damaligen Zeit und Bildung nicht gemäß, ein Tagebuch zu schreiben; aber Richenza lebte gewissermaßen eines, indem sie, mit lebhafter Phantasie begabt, nicht nur ihren Empfindungen und Gedanken Worte lieh, sondern sie auch in einem darstellenden Betragen ausprägte. So hatte sie ihren ganzen Tag nach ihrer frühern Lebensweise eingerichtet, und zwar, wenn sie die vordern Zimmer in den Hof bewohnte, nach ihrer würzburger Häuslichkeit, und wenn sie zur Abwechslung einige Stuben auf der Gartenseite bezog, nach der Gewohnheit ihres ländlichen Aufenthalts. Demgemäß kleidete sie sich auch, und wechselte die Anzüge, je nachdem sie in Gedanken den Besuch ihres bischöflichen Freundes, wie zu Würzburg, erwartete, oder ihn selbst, als ihren ländlichen Gast, auf dem Zimmer besuchte. Sie hatte dann erstaunlich viel, ja mehr mit ihm zu reden, als früher, wenn er

nicht wie jetzt ein Traumbild, sondern leibhaftig bei ihr war. Denn ihr aufgeregter Gemüthszustand setzte die Einbildungskraft auf ungewöhnliche Weise in Thätigkeit, und die Vergleichung ihrer jetzigen mit der frühern Lage gab ihr einen Zufluß von Gedanken und Betrachtungen.

Diesem wunderlichen Treiben sahen die mitgefangnen Mägde der Gräfin verwundert zu; sie schlichen ihr allerwärts nach, um aus dem lauten Selbstgespräch, aus den Erörterungen, Fragen und Vorwürfen, welche Richenza ihrem herbeigeträumten Freund machte, Manches zu erlauschen und zu errathen. Natürlich, daß dann dies, der Leichtfertigkeit gewohnte Gesinde, dem die Gräfin stets zuviel nachgesehen hatte, so oft es in die Stadt lief, über das Erlauschte nicht schwieg. Man fragte, man forschte. Alte Geschichten wurden zur Erklärung der neuen Träumereien erzählt. So verbreiteten sich bald die seltsamsten Gerüchte über die frühere Lebensart und den jetzigen Seelenzustand der Gräfin, und während die Frauen die abenteuerlichsten Mähren von Strafgerichten der Sünde aus den Erzählungen der Mägde bildeten, fanden die Männer diese niedlichen Erzählerinnen selbst zu stillen Abenteuern geneigt und geschickt.

Eben saß Richenza in großem Putz auf dem Polstersitz anmuthig bequem, aber ein wenig nach der Seite hangend, als ob nämlich dem Fürsten zugewendet, der neben ihr säße. Ihre rechte Hand lag mit gekrümmten Fingern etwas weit von ihr ab, als läge sie in der linken Hand des Freundes. Da ward das Thor einem Besuchenden geöffnet, der rasch durch den Hof und nach den Zimmern der Gräfin schritt. Nur ein paar Augenblicke war sie über die Unterbrechung ungehalten; denn sie erkannte jetzt gleich den Eintretenden für ihren Bruder Benno.

So war unerwartet an die Stelle des abgerissenen luftigen Bandes der Einbildungskraft, das zwischen ihr und dem Freund schwebte, ein lebendiger Bote getreten. Denn Henneberg, der Geschorne, kam eben vom Bischof Herrmann zurück. Aber der Überbringer von Grüßen und Nachrichten schien nicht eben so aufgeräumt zu sein, als sie in Fragen und Verlangen aufgeregt war.

Sind des Abtes Friedensvorschläge angenommen? Bist Du, liebster Benno, ein Friedensbote, ein Erlöser, und kehren wir gleich zurück? —

Ein kaltes Nein schreckte diese lebhafte Aufwallung der schönen Frau ab. Und dies Nein war

so schneidend, so zerreißend, daß sie auch mit gar nichts wieder anzuknüpfen im Stande war.

Der Bischof scheint andre Absichten zu haben, als auf Frieden und auf Deine Rückkehr, fuhr Henneberg fort. Ich ahne nichts Erfreuliches, vielleicht nicht einmal was ehrenvoll wäre. Man hat mich aber nicht in das Geheimniß blicken lassen, und hineinzwängen wollte ich mich nicht. Vielleicht, daß ihnen meine Grundsätze nicht nachgiebig, oder meine Haare nicht lang genug vorgekommen sind, um mich in's Vertrauen zu ziehen. Ich komme daher auch nur mit Scheinvorschlägen an den Abt, ich bin es überzeugt, nur mit täuschenden Erklärungen zurück. Ich würde mich dazu gar nicht hergegeben haben, wenn ich nicht gern mit Dir, Schwester Richenza, noch ein ernstes Wort zu verhandeln hätte.

Ungehalten über diese Nachrichten, unterbrach Richenza den Bruder, der es seiner Miene nach auf etwas Unerquickliches abgesehen hatte, mit noch mancher ungeduldigen Frage. Wie aber keine derselben zu ihrer Zufriedenheit beantwortet wurde, und der Bruder immer wieder auf sein Anliegen zurückkam, erklärte sie kurz und trotzig ihre Abneigung,

von etwas Anderm zu hören, als was ihren Freund beträfe.

Es betrifft ihn, Du sollst von Deinem Lieblingsgegenstand hören, versetzte Henneberg mit bitterm Nachdruck.

Und nun ließ er sich über ihr Verhältniß zum Bischof aus. Er sprach mit großem Ernst, ja mit Entrüstung, aber mit vieler Würde. — Dort erst habe ich Deine ganze Schmach erfahren, und von Leuten, an deren Achtung Dir gelegen sein müßte; sagte er. Ich wußte wol, daß Du Deinem Freund inniger angehörtest, als es die Welt mit dem guten Ruf einer Frau und dem heiligen Beruf eines geistlichen Hirten vereinbar findet. Doch welche Rücksichten und Pflichten sind stark genug, wenn die tändelnde, spielende Liebe daran zerrt? Was aber entschuldigt nicht auch ein wohlgesinnter Mann, der wie ich die Welt und unser kindisches Herz kennt, der den Widerstreit zwischen Natur und Staat beklagt? Ich wäre Dein strengster Richter nicht gewesen, Richenza. Ich weiß, es gibt eine Liebe, die nicht vor dem Urtheil der Welt besteht, wol aber vor dem Selbstbewußtsein eines edeln Wohlwollens und einer aufopfernden Hingebung. Wie oft verspätet sich nicht die Liebe in

ihrem Himmel, und kömmt erst herab, wenn sich die irdischen Verhältnisse, die bürgerlichen und die häuslichen Lagen, schon gebildet und befestigt haben. Nun will sie aber nicht zurückkehren, will im Gefühl ihrer Weltschöpferkraft diesen engen, trostlosen Einrichtungen nicht nachstehen: so fängt sie denn ihre gewaltthätigen Umwandlungen oder ihre verrenkenden Verträge an. Wie dies aber aufgenommen und beurtheilt wird, weiß ich gar wohl. Die Welt hält sich einmal an das Irdische; das Bestehende ist ihr theuer; dem Gewordnen legt sie ein stündlich zunehmendes Recht bei. So fährt sie denn auch gegen die eigenmächtige Liebe los, verwirft, verdammt sie, und die zur Unzeit Liebenden werden meist übler angesehen, als wer noch so viel Unrecht aus Haß begeht. — In dieser Lage dachte ich mir Dich mit Deinem Freund: ich beklagte Deinen Ruf, Richenza, doch nicht Dein Herz. Aber ich war unrecht berichtet. In welchem schmählichen Dienst, in welcher unwürdigen Erniedrigung hast Du Dich verloren und vergessen, Du, die eheliche Schwester des Grafen Benno von Henneberg! Und wie täuschest Du Dich selbst über Deine Schmach, die Du hinter schmeichelnde Bilder versteckst, über Deine übel berufne Wirthschaft,

die Du mit Rosenhecken verbaust! Du hörst wol, daß ich Alles, — wenigstens doch zuviel weiß. — „Ich bin ein Rosenstock", pflegst Du zu sagen, „und soll ich meinem lieben Herrn werth bleiben, muß ich ihm von Zeit zu Zeit eine frische Rose treiben." Pfui und Schande! Hättest Du welkend und alternd einem edeln Gatten blühende Kinder geboren, dann hättest Du Dich einem Rosenstock vergleichen mögen. Aber was bist Du jetzt? Ein bestäubtes Porzelangeschirr, in das von Zeit zu Zeit eine gebrochne Rose gestellt wird, um berochen zu werden und zu verderben. Pfui nochmals über Dich! Geh mir aus den Augen, oder ich streife Dir den edeln Namen Henneberg ab, und jage Dich kahl in die Welt hinaus! —

Ha! bist Du dazu gekommen? höhnte die Gräfin. Will sich der Kahle, der Geschorne, Gesellschaft machen? Aber Du willst mich ja in die Welt hinausstoßen. Soll ich Dir etwa Deine Haare suchen draußen? Du willst mir Vorwürfe machen? Hättest Du Dir einen Bart wachsen lassen als Waldbruder, dann würde Dir das Bußpredigen besser anstehen, als es jetzt dem geschornen Waldenser läßt.

Diese und noch heftigere Reden setzte die Grä-

kin dem edeln Unwillen des Bruders entgegen. Der Graf hielt mit großer Selbstbeherrschung an sich. — Ich schäme mich, sagte er endlich ganz ruhig, daß Deine Ungeberde so viel äußere täuschende Ähnlichkeit mit meinem gerechten Zorn hat. Wie man auch sagt, daß gerade wir beiden Geschwister einander so ähnlich gesehen hätten. Ich beschwöre Dich bei dieser Ähnlichkeit, Schwester, — bei all' den unschuldigen Erinnerungen an unsere gemeinschaftliche Kindheit, bei all' den stolzen Hoffnungen, die das Haus Henneberg auf Dich und mich gesetzt hat! O bedenke Dir einmal, wieviel Du von Deinem Antheil an jener Unschuld verloren, an jenem Stolz dahin geworfen hast. Rette, was noch zu retten ist! Geh' in Dich! Kehre zu jenen unschuldigen Empfindungen zurück; athme in den Lüften Deiner Kindheit, flieh' unter den Schauer jener stolzen Hoffnungen unseres Hauses! Entlaß Deine Dienerinnen, trenne Dich vom Bischof! Welche Schmach, die Handlangerin seiner Üppigkeit zu sein!

Wie der Graf in solcher Weise mild und bittend noch manches Wort sprach, blieb es nicht ohne Wirkung auf Richenza. Sie erweichte sich nach und nach an den klaren, sanften Vorstellungen des Bruders. Sie gestand mit Erröthen ihre verwerf-

liche Schwäche und die Verworrenheit ihrer Leidenschaft ein, in der sie, um ihr eignes Bewußtsein zu retten, und doch den theuern Freund nicht zu verlieren, einen so verwerflichen Ausweg ergriffen habe.

Zuletzt suchte sich die Gräfin, deren Erkenntniß und Reue bei allem dem doch sehr von Leidenschaft getrübt erschien, auch noch zu rechtfertigen, und, da der Bruder von Rechtfertigung nichts hören wollte, sich wenigstens zu entschuldigen. Sie behauptete, auf mehr Edelmuth ihres Freundes, auf mehr Tugend ihrer Dienstboten gerechnet zu haben, bis sie durch Madlenens Abschied ihres Irrthums inne geworden sei. Hiermit im Widerspruch und ein Beweis höchster leidenschaftlicher Verworrenheit war Richenza's weitre Äußerung, daß sie stets nur dürftige Mägde niedern Herkommens in ihrem Dienst gehalten habe, denen es doch stets mehr auf äußeres gutes Fortkommen, als auf innern Werth ankomme.

Über diese letzte Äußerung war Graf Henneberg auf's Neue höchst ungehalten. Er tadelte heftig diese unchristliche Gesinnung. — Doch, sagte er zuletzt, wenn Dir das Alles Dein eignes Herz nicht sagt, werden Dich meine eifernden Worte nicht weiter bringen. Vielleicht begreifst Du die Thor-

heit Deines Verstandes eher. Welch' ein Mißgriff, Dir eines Mannes Neigung dadurch erhalten zu wollen, daß Du seine Sinnlichkeit in fremde Bahnen treibst, wo jedes edle Wohlwollen, jedes bessere Gefühl für Dich verloren geht. Und wie er sich immer weiter von Dir entfernt, wird er endlich nur mit Verachtung oder Hohn auf Dich zurücksehen. Hättest Du nicht eher Deinen Einfluß auf ihn zur rechten Zeit benutzen sollen, den Freund von seinen schmählichen Neigungen nach und nach abzulenken?

Richenza weinte. Sie warf sich dem Bruder an die Brust, gelobte, ihre Mägde zu entlassen, sich aufzurichten in Gesinnung und Betragen, und ihrem bischöflichen Freunde selbst eine Warnerin und Retterin zu werden. Um dem Bruder einen Beweis ihrer ernstlichen Besserung zu geben, ließ sie Prisel und Madlene herbeirufen.

Prisel hatte geweint, als sie hereintrat. Die Gräfin redete das schöne Kind mit sanften Worten an: Weine nicht mehr, liebe Prisel. Ich entlasse Dich nun. Ich habe in meiner übeln Stimmung Unrecht an Dir geübt, indem ich Dich mit Gewalt in meinem Dienst zurückhielt, während sich Dir

ein verdientes Glück anbot. Wie ist es, harret noch Dein Geliebter, Dein Bewerber auf Dich?

Prisel lächelte. Statt ihrer antwortete Madlene: Ja, gnädige Frau. Jeden Markttag kömmt er zur Stadt und fragt an. Und auch Sonntags, wenn das Wetter nur einigermaßen erträglich ist, verläßt er die lustigen Bursche seiner Pfarrei, und läuft hierher zur Messe, um Prisel zu sehen. Das nächste Mal will er Euch selber angehen, Prisel zu entlassen. Er hat sich ihr ein für alle Mal und in Beisein seiner alten Mutter verlobt.

Er soll Dich haben! versetzte Richenza. Du bist frei. Ich hatte meine Schadenfreude daran, daß Ihr beiden Flüchtlinge durch den Eifer des übermüthigen Abtes doch mit in die Gefangenschaft geführt wurdet. Vergebt mir, und nehmt diese Kleinigkeiten wenigstens als Zeichen einer Entschädigung, die ich Euch in meiner jetzigen Lage nicht leisten kann.

Sie beschenkte beide Mädchen mit den nächsten Dingen, die ihr in die Hände kamen, und die zum Theil für dieselben wenig brauchbar und schicklich waren. — Nimm Deine Sachen und eile Deinem Bräutigam zu, Prisel! sagte sie dann, — und auch Du, Madlene, wenn Dich nichts von Deinem thörichten Vorsatz abhalten kann, ziehe mit ihr

Du hast einmal all' Dein Sorgen und Sinnen auf diese liebe Unschuld gerichtet, und Prisel verdankt Dir freilich mehr, als sie, meinem Wunsche nach, wissen sollte. Indeß — vergeßt das, betet für mich, und denkt meiner in Gutem! Gott walte über Euch, und vergebt mir, wenn es Euch jemals unglücklich ergehen sollte. Lebt wohl, — Gott behüte Euch!

Überrascht, verwundert, weinend standen beide Mädchen da. Wie aber Richenza unruhig auf Abschied drang, küßten sie tief gebückt das gestickte Kleid der Gebieterin, und gingen mit Thränen.

Henneberg sah dem Vorgang mit Befremden zu. — Die Eine geht als Braut, die Andre als Büßerin, erklärte die Gräfin.

Und gehen doch mit einander? fragte er. Und wohin gehen sie, Richenza?

Während sie überlegte, wieviel und wie redlich sie dem Bruder erzählen dürfe, trat ein Pilger, kaum angemeldet, lebhaft herein. Obschon er, über des Grafen Anwesenheit verlegen, dastand, suchte er sich doch mit stechendem Blick und vertraulichem Nicken für einen Bekannten zu geben, ohne daß ihn Richenza aus dem verwilderten Bart erkannte. Als er aber endlich, um sein Anliegen ernstlich be-

fragt, den falschen Bart und breiten Pilgerhut abnahm, rief die Gräfin, freudig erschrocken: Gafuto! Um aller Heiligen willen, Du bist es? Wer soll Dich auch erkennen, Hanns Allerhand? Was bringst Du Gutes? Botschaft von unserm hochwürdigen Herrn?

Mit bedeutsamen Blicken nach dem Grafen stotterte der Welsche: Ich komme eben nicht von Würzburg. Ich bin auf einer Pilgerfahrt nach Loretto — ich will sagen zum Grab des heiligen Bonifaz, begriffen, und suche —.

Sei nicht verlegen, Gafuto! sagte die Gräfin, es ist mein Bruder Benno von Henneberg. Sprich nur ganz unbefangen! —

Diese Auffoderung war mit einem warnenden Wink hinter Benno's Rücken begleitet.

Benno von Henneberg? fiel Gafuto verschlagen ein. Welch' ein glücklicher Zufall! den such' ich ja eben! —

Du suchst mich? fragte der Graf.

Ich hörte bei meiner Ankunft, Ihr wärt hier in der Stadt, fuhr er fort. Da wollte ich Euch gern die Nachricht hinterbringen, daß Magister Konrad von Marburg auf dem Wege hierher ist. Ich

weiß, daß Ihr ihm gerade nicht hold zu sein Ursach habt, und ihm gern aus dem Wege geht.

Aber wie kömmst Du dazu, mir Unbekannten einen Dienst zu erweisen? —

Um meiner gnädigen Gönnerin willen, deren Bruder Ihr seid, log er.

Ich danke Dir! Wie heißest Du? fragte Henneberg.

Gafuto, Herr Graf, wie mich Eure Frau Schwester vorhin genannt hat.

Den Namen habe ich in Würzburg nennen hören, doch besinne ich mich eben nicht, in welchem Bezug. Ich danke Dir, Gafuto! Du kömmst also aus Hessen; hast Du Näheres von dem schauderhaften Gericht über den Ritter Langenschwarz gehört?

Ich habe ihn verbrennen sehen, antwortete der Welsche trocken. Ihr seid besser weggekommen, Herr Graf.

Henneberg warf ihm einen verächtlichen Blick zu, indem er sich entfernte. — Nun lachte Gafuto, und geberdete sich wie ein thörichter Mensch. Er kniete nieder, küßte Richenza's Hand, Kleid und Fuß, und rief dabei ein Geschock Heilige zu Zeugen auf, wie sehr er sich freue, seine schöne Gebieterin wiederzusehen. Er beschrieb unter Betheurungen

des Bischofs Trauer und Trostlosigkeit. — Die Rache hat der Liebe Platz eingenommen! rief er aus. Ich sage nicht, für immer, sondern bis er Euch wieder hat. Ich bin das Werkzeug Eurer Befreiung; ich bleibe hier, bis Ihr gerettet und erlöst seid, und seine Gnaden, der Bischof, gerochen. Wie glücklich bin ich! Wie glücklich sollt Ihr wieder werden durch mich!

Der Leichtsinn der Gräfin Richenza war geflügelt genug, um dem prahlenden Flug des Welschen zu folgen. Ihr Bruder Benno, ihre noch thränenfeuchten Vorsätze waren vergessen, und mit leuchtenden Augen hing sie an des struppigen Boten Mund.

Gasuto eröffnete ihr die mit dem Grafen von Ziegenhain verabredete Unternehmung gegen die Stadt. Ich selber, sagte er, bleibe hier als Hausirer, und erwarte auch stündlich meine Sabina. Zu meinem Schreck höre ich nun in der Stadt, daß man von unserm heimlichen Plan weiß. Ich begreife es nicht. Nun kann der Graf nicht kommen; ich muß ihm gleich Warnung zusenden. Und nun liegt Alles auf mir allein. Ja, wisset nur: die Dienste, die ich hier unter der Maske eines Händlers dem Bischof leiste, sind von erstaunlicher Wichtigkeit. Ich mache einen großen Handel. Ich werbe hier einen

Anhang in der Stadt und auf den umliegenden Burgen, versteht sich mit Schlauheit und Vorsicht. Dann rücken unsere Leute mit Übermacht vor die Stadt, wir öffnen ihnen heimlich die Thore, und ich selber flüchte Euch, meine schöne Gebieterin, bevor hier eine furchtbare Verwüstung angerichtet wird. Mein Leben setze ich für Euch ein. Doch nein, keinen Frevel! Auf meinem Leben beruht ja Euer Glück und Heil: ich setze meine Klugheit für Euch ein. Das ist noch mehr, denn mit der Klugheit macht man Gewinnste, mit dem Leben Verluste. Die Klugheit ist das Leben des Handelsmannes, das heißt, der handeln thut, und einen Handel macht. Es lebe die Klugheit und meine hohe Gebieterin und der Bischof, und der heilige Eucharius stehe uns bei! — Ich bin ein wenig außer mir, und muß mich erholen. Dann überlegen wir zusammen, wie wir Alles angreifen. Denn wenn ich erst den Pilger ausgezogen und den Händler angelegt habe, dürfen wir uns nur mit größter Vorsicht sehen und sprechen, damit man mir nicht auf die Schliche komme, und entdecke, wer ich bin, von wem ich anher geschickt bin, und was ich hier anrichte. Doch komme ich, so oft Ihr etwas zu kaufen habt, zu Euch, meine schöne Herrin!

Er küßte wiederholt ihr Gewand, und setzte mit spitzbübischem Lachen hinzu: Aber Ihr werdet Mancherlei zu kaufen haben, und ich habe hundert Kleinigkeiten feil!

Zweites Kapitel.

Die gar bald verbreitete Nachricht von Magister Konrads naher Ankunft und Heimsuchung vermehrte noch die Angst und Besorgniß, die seit der Rückkehr des Ritters Konrad sich der Gemüther bemächtigt hatte. Ungeachtet der in jüngster Zeit so vielfach erlebten Unruhen, war die Bestürzung groß und allgemein. Des Abtes Aufbruch gegen den Würzburger, sein Sieg, seine festliche Rückkunft hatten doch etwas Erhebendes und Belebendes gehabt. So auch der Zorn, den man bei Entführung des Fräuleins Mergardis empfunden; ein Vorfall, der ohnehin auch nicht von so allgemeiner Theilnahme und menschlich tiefer Bedeutung gewesen war. Jetzt aber galt es um Glauben und Leben. Das Schicksal des alten, ehrwürdigen Langenschwarz, den man in der Stadt gar wohl gekannt

hatte, regte die Herzen fast noch tiefer an, als selbst die Gefahr, die der Stadt von verbündeten Feinden drohte. Die Entrüstung der Edeln, der Eifer der Gläubigen nahm einen gleich mächtigen, wenn auch ganz verschiednen Aufschwung; indem nun der Denkende von der Gewalt eines eifernden Mönches — der Gläubige von der schweren Schuld der neuen Ketzerei einen lebhafteren Begriff faßte. Jeder Fromme fürchtete jetzt in seinem Nachbar einen ketzerischen Waldenser, jeder Wohlhabende im nächsten Müßiggänger einen falschen Angeber. Ja, die ängstlichen Gemüther hegten eine heimliche Furcht vor sich selbst, und hingen dem trübseligen Zweifel nach, ob sie nicht gar, ohne es zu wissen, selber Waldenser seien. Sie sagten sich ihr Glaubensbekenntniß vor, grübelten über den wahren Sinn eines jeden Artikels so lange nach, bis ihnen hundert Bedenken aufstiegen. Dann bekreuzten sie sich im Angstschweiß vor dem bösen Feind und vor zauberischen Menschen, die ihnen Versuchung und Gefahr zubereiteten.

Alle diese Angstgefühle fanden nun noch in den Vorkehrungen, die der Abt gegen Überfall der Feinde treffen ließ, neue Nahrung. Während die Zahl der Bewaffneten vermehrt, die Befestigungswerke der Stadt verstärkt wurden, ward bei so ängstlicher

Stimmung der Gemüther nur das Gefühl der Gefahr und Bedrängniß lebhafter und allgemeiner. Die Angst, die im innersten Busen der Menschen wohnte, nahm in dem Maße zu, als der Angst vor äußerer Gefahr begegnet wurde. Was die Sicherheit der Stadt gewann, verlor jeder einzelne Bürger an Muth und Vertrauen.

In diesem ganz dumpfen Zustand, der schon mehre Tage gedauert hatte, war es als ein günstiges Ereigniß anzusehen, daß Heinrich Raspe, der zum deutschen König gewählte thüringer Landgraf, auf seinem Zuge zum Reichstag in Frankfurt durch Fulda kam. Er war nämlich von zahlreichen bewaffneten Anhängern umgeben, und dieses kriegerische Geleit regte den gesunknen Muth in dem Maß an, als die Neubegierde das nach Innen gerichtete grübelnde Nachdenken zerstreute. Ein für ganz Deutschland folgenreiches Ereigniß bereitete sich den engen, heimatlichen Besorgnissen gegenüber vor. Bei Frankfurt sollte, wie es schien, sich entscheiden, ob Konrad, der hohenstaufische rechtmäßig vorhandne König, oder der auf des Papstes Betrieb auftauchende Pfaffenkönig Raspe sich behaupten werde. Dies konnte auch nicht ohne Nachwirkung auf die fuldaischen Angelegenheiten bleiben, da der Abt es

mit Raspe, der würzburger Bischof aber mit dem Hohenstaufen hielt.

In König Raspe's Gefolg traf auch Philipp von Ferara wieder ein, — des Papstes Abgesandter, umgeben von einer Anzahl Bettelmönche, die er zu seinen politischen Umtrieben brauchte. Durch sie nämlich wurde heimlich und öffentlich das Volk bearbeitet. So traten denn auch in Fulda gleich nach der Ankunft mehre dieser Mönche an öffentlichen Plätzen predigend auf. Unter diesen war Pater Florentin, der Kapuziner, ausgezeichnet, ein langer Mann, der, einen dürren, braunen Hals aus der Kutte und hagre knochige Arme aus den Ärmeln widerlich vorstreckend, in schreiendem Ton und mit heftigen Geberden zu sprechen pflegte. Das gemeine Volk strömte, wenn er auf dem Heiligenkreuzplatz täglich zweimal predigte, immer zahlreicher zu. Sie freuten und erquickten sich an seiner Heftigkeit. Auch darf man es nur für ein eigenthümliches Zeichen von Beifall und Vorliebe ansehen, daß der Pöbel diesem ausgezeichneten Mönche gleich einen lustigen Beinamen gab. Pater Florentin wurde nämlich, seines röthlichen, straffen Bartes wegen, der unter dem Reden hin und her strich, kurzweg die rothe Bürste genannt.

Er, wie die übrigen Mönche, ersetzten durch Leidenschaftlichkeit die mangelnde höhere Einsicht, und beuteten in ihren Reden immer nur die vom heiligen Vater gegen den Kaiser erlaßne Bulle aus. — Der Kaiser, hieß es dann gewöhnlich, der angebliche Beschützer der Kirche, ist ihr heftigster Widersacher, ein Friedensbrecher, ein Heiligthumschänder, ein Ketzer. Mit Gewalt nimmt er Kirchengüter und Kirchenschätze, besteuert die Geistlichen und zieht sie vor weltlich Gericht. Obgleich er im Bann ist, läßt er Gottesdienst halten, und behauptet, der Stellvertreter Christi habe kein Recht, zu binden und zu lösen. Niemand verkennt dieses gottlosen Kaisers Friedrich letzten Zweck, — die Kirche nämlich und allen Gottesdienst auf Erden auszurotten, und sich allein dem elenden, verlaßnen Geschlecht der Menschen ein verabscheuenswerthes Götzenbild zur Anbetung auszusetzen. Friedrich heißt er, und mit diesem Namen hat ihn die Hölle gleichsam spöttisch gebrandmarkt; denn Niemand ist es, als dieser Friederich, der Gottes Frieden bricht.

Am Schluß seiner Predigten foderte Florentin jedesmal Ritter und Volk zum Beistand gegen die hohenstaufischen Regenten und zu König Raspe's Gunsten auf. Er hielt Ablaßzettel und gefüllte

Säckel empor, und bot sie als Handgeld für diejenigen aus, die den heiligen Krieg mitstreiten wollten.

Die Bürger hielten sich ruhig, — weniger bedenklich, Beifall zu geben, als Ablaß zu nehmen. Desto mehr drängten sich aber der dienstbaren Leute zu, vermögen- und eigenthumlose Gesellen, und die für glänzende Versprechungen und schimmernde Hoffnungen zugänglich waren. Sie nahmen Handgeld und Sold, und ließen sich mit dem Kreuz bezeichnen, da der heilige Vater diesen Krieg gegen den rechtmäßigen deutschen König als einen Kreuzzug angesehen wissen wollte. Wie sie nun den Söldnerführern des Königs Raspe überwiesen, und aus den mitgebrachten Waffenvorräthen mit Bogen und Schleudern, mit Helm und Schild, mit Lanzen und Schwertern bewaffnet waren, drängten sich Angehörige und Bekannte hinzu, musterten an ihnen, und wünschten Glück und Segen. Andre aus den fremden Kriegsgesellen standen um die Bäuerinnen her, die auf den Stufen der Heiligenkreuzsäule Heidelbeeren und Erdbeeren feil hielten, oder schäkerten mit den Dienstmägden, die um den großen Stadtbrunnen, den Kaiserkumpf, mit Butten standen, und in mitgebrachten hölzernen Rinnen das Röhrenwasser auffingen. Es war nah und

fern ein Jauchzen und Jodeln, ein Scherzen und Schäkern, ein Läuten und Lärmen, daß Florentin's gewaltige Stimme dazu gehörte, um mit den gewichtigen Scheltworten durchzudringen.

Wie sich nach geendigter Predigt Bürger und Gesindel aus dem dichten Volksknäuel loswickelten, und da oder dort in den Gassen und auf den Plätzen in einzelne Haufen sammelten, entspann sich die verschiedenartigste Betrachtung und Unterhaltung.

Am Brunnen vor dem Schröpfhaus stritt ein Haufen Bürger über die Frage, ob wol in der Stadt wirklich Waldenser lebten. Meister Romeis behauptete Nein! —

Warum nicht, warum nicht? fragten Viele. Warum? erwiederte Jener. Ich weiß just nicht warum, aber es ist unsere Liebhaberei nicht. Wir Fulder sind bekannt dafür, daß wir immer Recht haben; wie kann man aber Recht haben, wenn man über etwas nicht reden darf. Die Waldenser aber müssen's doch immer heimlich halten. Seht, d'rum haben wir keine Waldenser hier. Ihr werdet sehen, daß ich Recht habe!

Das ist nichts gesagt! riefen Mehre durch einander. — Meint Ihr, sprach Einer, der Kurt von Marburg käme auf Gradewohl hierher, der in die-

ser unruhigen, aufrührerischen Zeit allerwärts die Hände voll zu thun hat? Glaubt nur sicherlich, wenn er die verborgnen und vielleicht noch nicht einmal vorhandnen Ketzer nicht alle schon namhaft hat, sei es durch Eingebung Gottes oder durch menschliche Wissenschaft, so findet er sie ganz gewiß, sobald er nur mit seiner Nase in's Revier kömmt. Er spürt sie auf, wie der Wachtelhund die Nester im Getreide.

Das ist mir aus der Leber gesprochen! erklärte Scherf der Bierschenk. Der fromme Prediger des Wortes Gottes, der Magister Konradus, wandelt entweder auf göttlichen Antrieb, oder er geht der Nase nach, und es ist ein Unglück, wenn er nur sagt: Jetzt gehe ich dahin, oder — jetzt gehe ich dorthin. Und nicht anders ist es jetzt mit unserer Stadt, und Niemand wird das besser gewahr, als ich. Mein Merzbier z. B. bleibt mir stehen, und Keiner fragt seit manchem Tag mehr nach meinen, oder vielmehr nach meiner Frau in Teig gebacknen Nierenstückchen und gefüllten Ferkeln. Das sind bedenkliche Zeichen!

Nun, was das anbelangt, bemerkte Jost der Sattler, so war Euer Bier auch in der letzten Zeit sehr bös trinken. Sonst ging man nicht leicht aus

Euerm Haus ohne einen Hieb; dann darf aber auch das Bier keinen Stich haben.

Einen Stich? rief Scherf. Wirklich? — Dann haben heimliche Waldenser bei mir gezecht. Es ist nicht anders, und ich wollte sie auch mit den Händen reichen, die mir das gute Bier gesäuert haben. Es ist immer ein rechtschaffenes Bier gewesen, und so echt und recht, daß es sich nur vor solchen Ketzermäulern verschlagen und verwandelt hat. Zweifelt Ihr nun noch, daß Waldenser in unserer Stadt sind?

Er blinzte bei diesen Worten nach dem Waffenschmied Eustach und nach Esperle, die nicht gar fern in leisem Gespräch standen. Man nickte einander zu oder flüsterte einander in die Ohren.

Warum aber verbrennt man gerade die Ketzer? warf Einer die Frage auf. Warum hängt man sie nicht, oder viertheilt sie, oder welche andre heilsame Todesart es gibt.

Ich denke, wol um die Ansteckung besser zu verhüten, so wie man auch das Unkraut in den Gärten verbrennt, rieth Meister Scherf.

Oder vielleicht, weil man von uralten Zeiten her die Ketzer — Höllenbraten genannt hat, und Braten nicht ohne Feuer zu Stand kommen, meinte ein Andrer.

Nichts da! rief Romeis, — das hat einen geheimnißvollen Sinn, eine sinnbildliche Bedeutung; gleichsam, weil durch die Ketzerei das wahre Christenthum immer mehr erkaltet.

Alles nichts! rief ein Vierter, der einen starken Höcker hatte. Hört mich an! die Kirche will kein Blut vergießen. Unsere heilige Kirche ist eine unblutige Mutter, und kann nur an unblutigen Opfern ihr Wohlgefallen haben. Habt Ihr denn diese Erklärung in der gestrigen Predigt nicht von der rothen Bürste gehört?

Den rechten Vortheil kennt Ihr aber doch noch nicht, fiel Hanns Dolhopt lächelnd ein. Ihr wißt doch, daß aus frischem Holz, wenn's im Feuer liegt, ein weißlicher Schaum auszischt, der die Warzen an der Hand zu vertreiben gut ist. So könnt Ihr Euch, Meister, mit etwas Ausgeschmortem aus dem ersten besten Waldenser, der wie ein lebensgrünes Scheit im Feuer liegt, Euern Höcker vertreiben und Eurer Frau den Kropf.

Oder sie können auch ihre ledernen Herzbeutel damit einreiben! rief Frau Wilwirk, die Hexe, aus einiger Ferne. Diese ledernen Rechtgläubigen da, die sich schon schadenfroh in ihrer Nachbarschaft nach Ketzern umsehen! Habt Ihr nicht schon nach den

wackersten Bürgern geblinzt, und mit verkniffenem Mund und weit aufgerißnen Augen einander Mienen zugeworfen? Solche ehrenwerthe Männer, die Ihr gern verbrennen sähet, weil sie tüchtiger sind, als Ihr Flicker und Stümper.

Man schalt auf sie ein, hieß sie schweigen und sich entfernen, wo ehrsame Bürger sprächen.

Und wovon reden diese ehrsamen Bürger? rief sie noch lauter. Wenn vom Verbrennen die Rede ist, darf doch die Hexe mitsprechen. Ihr mischt Euch in meine Angelegenheiten, wenn Ihr vom Verbrennen schwatzt.

Geht nur, geht! rief Meister Romeis. So viel steht fest: den Scheiterhaufen errichten wir nicht vergebens; wenn's am Ende an Ketzern fehlt, wissen wir schon, wer d'ran muß, um uns schadlos zu halten.

Wer ist der stattliche Kaufherr, der daherkömmt? rief Meister Böken; denn seiner Tracht nach scheint er ein Kaufherr zu sein. Seht nur die schöne Feder auf dem Filzhut, und die blanken Waffen am gestickten Gürtel! Nach Haut und Nase halte ich ihn für einen Welschen.

Er kömmt gerade auf uns los! flüsterten die

Andern, und grüßten befremdet und steif den grüßend Herantretenden.

Ich komme, mit Euch bekannt zu werden, Ihr wackern Bürger! sprach der Fremdling. Ich heiße Gasuto, und komme mit allerhand Waaren und Brauchbarkeiten aus Welschland. Der hochwürdige Abt hat mir vergönnt, in der Stadt zu hausiren, und an zwei Tagen in der Woche einen offenen Stand zu halten. Gott segne den edeln Fürsten! Mit meinem öffentlichen Stand werde ich wechseln, meine feste Wohnung aber habe ich am Petersthor genommen in dem Eckhäuschen gegenüber der klappernden Kanne.

Diese letzten Worte fielen dem Italiener schwer auszusprechen, so daß Etliche über seine Anstrengung und Aussprache lachten. — Halb artig, halb ärgerlich versetzte Gasuto: Ich werde mich in meinen Waaren und in meinen Preisen besser verständigen, als in Eurer verdammten Sprache. Ich habe auch andächtige Sachen, — Amulette, Agnusdei, Rosenkränze u. d. gl. Alles vom heiligen Vater selbst geweiht, besonders die Rosenkränze. Verlaßt Euch drauf! Ich komme geraden Wegs von Rom. Das heißt: auch die gradesten Wege sind krumm, wie Ihr wißt; Ihr müßt mich nicht beim

Wort nehmen. Dieser neue Artikel, ich meine die Rosenkränze, kommen täglich mehr in Mode. Vom heiligen Dominikus, der noch nicht lange todt ist, rührt, wie Ihr wißt, der Rosenkranz her. Der kluge, eifrige Mann hat den rechten Augenblick erwählt, und mit diesen frommen, so zu sagen, Ketten dem jetzigen Freiheitschwindel eine Fessel angelegt. Meine Rosenkränze haben überdies, durch des heiligen Vaters Benediction, noch eine geheime Kraft für Ketzereien, — ich meine nämlich, davor zu bewahren. Auch heimliche Ketzer zu erkennen, sind sie gut. Kommt nur und kauft!

Wie erkennt man denn einen Ketzer mittelst solchen Rosenkranzes? fragte der herangetretne Waffenschmied Eustach.

Gasuto, von dieser unerwarteten Frage ein wenig überrascht, machte eine geheimnißvolle Miene, blickte umher, und antwortete dann leise: Je nun, ich kann's Euch wol sagen, auch wenn Ihr keine der Rosenkränze kauft. Hört! An einem ganz aparten Herzklopfen erkennt man die Ketzer. Wenn Ihr am Rosenkranz strupft, oder ein so geweihtes Amulet auf die Herzgrube zieht, oder mein Agnus=dei an die Lippen drückt, und es ist ein Ketzer in der Nähe: so bekommt Ihr ein ganz besonderes Herz=

klopfen; und der Ketzer bekommt's auch, und entfernt sich in Angst, und Ihr seht ihn dann laufen.

Habt Ihr einen solchen Rosenkranz bei Euch? fragte Esperle.

Ich selbst führe nie einen bei mir, antwortete Gasuto. Ich verkaufe an Jedermann, und spüre keinen Ketzern nach. Wenn Magister Kurt von Marburg kömmt, der wird sie schon finden. Der bringt einen Feuerbrand von Ziegenhain mit, und wird Manchem höllenheiß machen.

Mit Hast und Heftigkeit führte Esperle den Schmied Eustach fort. — Zweifelst Du noch, Freund? — flüsterte er ihm zu. Hast Du die Mienen dieser Handwerker, den drohenden Hohn dieses kaum hier angekommenen Welschen bemerkt? Zweifelst Du noch, daß ich als Waldenser gekannt bin? Laß mich ziehen! Ich will meinen Stab weiter setzen. Dieser Kurt von Marburg — wohin wird er mich noch treiben!

Ist das all' Dein Muth, Freund? versetzte Eustach. Bist Du der Alte nicht mehr, der mir am Himmelfahrtstage so zugesprochen, als ich auf Deine Einladung nach Langenschwarz vor dem marburger Magister warnte? Damals sagtest Du mir, — der hochmüthig-gebückte Mönch überstrecke sich

schon, und werde sich bald verrenken; solche blinde Wuth eines Thoren schlage auf ihn selber zurück. Und nun bist Du so verzagt? Du sprachst von einer reich wogenden Saat, die eines Schurken Hand nicht so leicht zerstören könne als ein paar Halme. O Du armer Halm! Wenn Du freilich Deine Aehre mit gestutzten Grannen so hangen lässest, wird man leicht auf den Gedanken kommen, Dein kurzbehaarter Kopf sei von bösem Bewußtsein schwer, und Du für die Sichel reif.

Du hast Recht, erwiederte Esperle. Jenes sind meine Worte, und so denke ich auch noch. Aber meine Gedanken stehen mir nicht bei wider meine Gefühle. Was hilft mir alle Betrachtung, wenn beim Andenken an meinen edeln Freund, bei der Vorstellung von den Flammen, die ihn verzehrt haben, mich eiskalte Schauer überlaufen? Gib mir den Muth zurück, den ich Dir damals zugesprochen! Jetzt könnte ich ihn selber brauchen. — Doch eigentlich ist keine gewöhnliche Furcht in mir. Ich glaube selbst noch Alles, was ich damals, und wie oft seitdem, jenem tollen Predigermönche prophezeit habe. Wenn ich Alles ruhig und einzeln betrachte, so fürchte ich mich nicht davor, geschoren oder verbrannt zu werden. Was ist das am Ende Außer-

ordentliches für einen Mann, der ja doch auch die Bahn des gewöhnlichen Glaubens und Trachtens verlassen hat. Die besten Männer haben dergleichen überstanden, und ich bin kein Wicht und kein Feigling. Aber — wie soll ich Dir begreiflich machen, welche entsetzliche Angst in mir überhand nimmt, und aller Vernunft, allem eignen und fremden Zuspruch nicht weichen will! O es sind mehr Waldenser hier in der Stadt, als Du glaubst. Und wenn sie es auch nicht alle wirklich sind, wenn sie nur zufällig, vielleicht widerwillig, bei unserm Liebesmahl gesessen haben: desto betrübender, erschütternder ist es, vorauszusehen, daß sie darum der gleichen Gefahr nicht entgehen werden, daß vor diesem blindwüthenden Mönch auch ihre Unschuld sie nicht retten wird. Was werden wir nicht erleben! Erleben? Nein, ich will es eben nicht erleben, und will darum fort. Meine Tochter steht in Mergardis Diensten. Sie soll nicht das arme, beklagenswerthe Fräulein —. Was rede ich für Tollheit! Meine Tochter an der Hand, will ich weiter pilgern, — das wollt' ich sagen.

Nicht voreilig, mein Freund! mahnte Eustach. Vielleicht mindert Deine Furcht sich mit der Nähe des Feindes. Der Magister von Marburg ist ja

noch nicht da; kömmt vielleicht gar nicht. Oder — laß ihn kommen, und uns alsdann, wenn er einmal da ist, auf unserer Hut sein. Warum willst Du laufen, ehe er Dich sucht, und Dich also selber verrathen und Deine Freunde in Verdacht bringen? Und wird wirklich nach Dir gefragt, so werden wir ja noch einen Schlupfwinkel für Dich ausfinden, Dich zu verstecken, oder einen nächtlichen Pfad, Dich zu flüchten. Wart's gemüthlich ab, und laß nicht ein unbestimmtes Bangen in solchem Maße Herr über Dein sonst muthiges Herz und kräftigen Verstand werden. — Es sollte mir leid thun, Dich entfernen zu müssen oder scheiden zu sehen. Nicht meine Freundschaft allein, auch mein Eigennutz klammert sich an Dir fest. Ich will Dir's nur gestehen, daß ich täglich meinen Sohn aus Aachen zurück erwarte. Ich habe ihn heimgefodert. Wo kann er mehr lernen, als wenn Du ihn unter Deine Meisterschaft nehmen wolltest. Ich habe im Helm- und Harnischschmieden keinen Bessern gesehen, als Dich, Du wunderlicher Kohlenbrenner! Er soll kommen, und Du mußt ihm die Handgriffe noch beibringen, oder der Kurt von Marburg soll Dich verkohlen!

Wenn Dein Sohn zur rechten Zeit kömmt,

versetzte Esperle in seinem Trübsinn, so kann er vielleicht bei den Kohlen meines Scheiterhaufens schmieden. Ich will bleiben.

Gut, und nun laß uns gehen! sagte Eustach. Komm mit auf den Thurm, und hilf mir die Glocken schmieren. Dies Ehrenamt über die Glocken ist mir seit Kurzem übertragen. Oben ist ein Kämmerlein mit einer herrlichen Aussicht, von dort herab faßt man Lebenslust. Dann laß uns Pater Borgias besuchen. Dieser schwindsüchtige Freund ist auch wol im Stande, Dich mit guten Gedanken zu ermuthigen. Laß uns hören, was er zum Tode des edeln Langenschwarz sagt. Er selbst liegt, von des Sommers Hitze gedrückt, schwer darnieder. Und, wundersam genug: je mehr er selbst dahinschwindet, desto mehr söhnt er sich mit der Zeitbewegung aus, der er sonst so abhold war. Ich habe ihn bei meinem jüngsten Besuch herrliche Worte reden hören, die mich in manchem Stück, worin ich irre geworden, wieder bestärkt haben.

Sie wurden von nahem Lärm und Laufen unterbrochen. Die Bewegung ging aus der Illersgasse nach dem Heiligenkreuzplatz. Hier hielt Ritter Konrad zu Pferd, ganz eingesponnen von wimmelndem Volk. Er schalt die soldgeworbenen Bursche

aus, die mit gen Frankfurt ziehen wollten. Er foderte sie auf, die fremden Waffen zurückzugeben, und die Stadt nicht zu verlassen, die ehestens ihre Dienste bedürfen würde. — Unser feindselige Nachbarbischof, rief er, und selbst der Schirmvogt unseres Stiftes haben sich gegen uns verbündet. Wißt Ihr das noch nicht, oder habt es so schnöd vergessen? Wer weiß, welche kleinen, sonst zersplitterten Kräfte habgieriger Ritter und Nachbarn jene Feinde noch an sich ziehen, um sich wider uns zu verstärken! Und in dieser Gefahr, gegen die wir uns zusammennehmen müssen, laßt Ihr Euch zu auswärtigem Kampf anwerben, und entzieht der Stadt, die Euch geboren hat, in der Ihr erwachsen seid, Eure Arme und Herzen? Ihr verlaßt die Mutterschwelle im Augenblick, da es unsere Feinde darauf absehen, das Stift zu zerreißen, und des heiligen Bonifazius Grabstätte zu zerstören? Und dafür hofft Ihr Segen und Glück draußen? Was geht Euch der Streit um die deutsche Krone an? Pflicht geht vor Ehre. Warum wollt Ihr nach Frankfurt ziehen? Habt Ihr, wenn Euer Blut Euch juckt, hier nicht Feld genug, es zu vergießen? nicht Anlaß genug, es an den Mann zu bringen? Oder glaubt Ihr, dort mehr Ruhm und

Gewinn zu finden? Wo wollt Ihr denn aber nach der Heimkehr Eure Ehrenkränze aufhängen, Eure Beutegarben niederlegen, wenn inzwischen die Pfosten Eurer väterlichen Wohnungen niedergerissen sind, und der Mutterherd zerstört ist? Geht, gebt Eure fremden Waffen zurück, und nehmt heimatliche an! Laßt den fremden Streit fahren, und haltet Euch für Eure Heimat bereit und fertig!

Diese Auffoderung eines so allgemein geachteten Mannes brachte eine große Bewegung hervor. Zuerst gaben die wenigen angesehenen Bürgersöhne ihre Waffen und die Ablaßzettel zurück, um derentwillen sie sich hatten anwerben lassen. Ihnen folgten die Andern, die Sold genommen hatten, legten ihre Rüstung nieder und rissen die Kreuze ab, suchten sich aber mit dem angenommenen Gelde davon zu machen. Da stürmten denn die thüringischen Ritter und Söldnerführer hervor, schimpften und schlugen auf die abtrünnigen Söldner, und stellten Konrad zur Rede. Ein Zank entspann sich. Die Bürger mischten sich drein, und unterstützten Konrad's Worte mit Drohungen. Es kam zum Handgemenge, zu Stößen und Schlägen. Bürger heraus! rief es in die Gäßchen, und bewaffnet stürzten sie herbei; gerüstet eilten die Thüringer hin-

zu. Der Streit kreiste in einzelnen Wirbeln, die nach und nach in einen großen Strudel des Kampfes zusammenflossen. Die viel zahlreicheren Bürger gewannen die Oberhand und drückten die langsam und erbittert weichenden Thüringer vom Platz, — die lange Gasse hinauf, am Kanzleigebäude vorüber nach dem Paulsthor hin. Mit stummer, hier und da nur dumpf murrender Wuth wurde gefochten. Nur einzelne Worte der Ermuthigung oder Drohung schollen da und dort durch das Gewog und die klirrenden Waffen hindurch. — Nun mit einem Mal, dicht am Thor, hörte man mit Schreckenston eine starke Stimme — Kurt von Marburg! rufen. Kurt von Marburg! wiederholten hundert Kehlen, als sei es ein Losungswort. Aber es schien eine Losung nicht des Kampfes, sondern des Schrecks, denn alle Kämpfenden hielten plötzlich inne. Einer starrte den Andern an; rechts- und linksab wichen sie langsam in zwei Reihen, Fuldaer und Thüringer untermischt, aus einander. Durch diese Gasse versteinerter Menschen, in deren Gesichtszügen die Wuth erstarrt schien, schritt ein einfach und schlecht gekleideter Dominikaner an einem Reisestab entlang, — nicht groß aber kräftig von Bau, in gebückter Haltung, unter dickgefurchter

Stirn mit lebhaftem Auge umherblickend. Ihm folgte ein Laienbruder desselben Ordens, einäugig und einarmig, groß von Gestalt, rohen Ansehens und schwerfällig schreitend.

Magister Konrad hob die rechte Hand mit dem Reisestab hoch auf, und rief unter der Menge umherblickend: „Ich werde gesucht von denen, die nicht nach mir fragen; ich werde gefunden von denen, die mich nicht suchten; und zu denen, die meinen Namen nicht anriefen, sage ich: Hier bin ich, hier bin ich!“

Also spricht — rief laut der einäugige Johannes, und fragte leise den Magister: Wer spricht so, mein Herr und Meister? — Jesaia! antwortete Magister Kurt. — Also spricht der Apostel Jesaia! rief nun noch lauter der einarmige Laienbruder.

Niemand regte sich, und erst als der Prediger des Wortes Gottes mit seinem Gesellen durch das äußere Thor in die Abtsburg verschwunden war, athmete die stumme Menge auf.

Drittes Kapitel.

Es läßt sich denken, daß Mergardis von der allgemeinen Bewegung und Bedrängniß der Gemüther nicht verschont blieb. Ja, gerade sie wurde von mehren Seiten und tiefer davon berührt, als irgend Jemand. Denn einmal sah sie nicht nur, wie die Andern, alle die Vorkehrungen zum Schutz und zur Vertheidigung der Stadt treffen, sondern die gefürchtete Gefahr wurde gerade in ihrer Nähe am lebhaftesten besprochen, weil die schwersten Sorgen doch ihrem Oheim, dem Abt, und ihrem Großvater oblagen. Dann mußte, was Vielen so nah ging, das Schicksal des ehrwürdigen Langenschwarz, ihr Herz am tiefsten erschüttern. Unter welchen seltsamen Umständen hatte sie den edeln Mann erst jüngst kennen gelernt, und welche hohe Meinung und Achtung hatte sie für ihn gefaßt! Doch nicht allein ihre jüngste Vergangenheit knüpfte sich an

diesen wohlthätigen Befreier, auch ihre nächste Zukunft war durch ihn, den gerichteten Ketzer, in Gefahr gebracht. Und dies zwar nicht durch Schuld und Absicht des Ritters, sondern, in seltsamer Verwicklung, gerade durch seine Wohlthat der Befreiung. Er hatte sie in seine Burg gerettet, und so war sie zu der Andacht der Waldenser gekommen. — Mergardis konnte sich nicht verhehlen, daß die Ankunft des Magisters Konrad für Niemand bedrohlicher als gerade für sie werden mußte. — Zu allem dem kam, daß eben dasjenige, was den Andern noch zu einer Belebung und Ermunterung diente, die Ankunft des Königs Raspe, für sie neue Besorgniß und heimlichen Kummer mitbrachte. Denn sie sah Bewerbungen um ihre Hand und mithin einen Kampf zwischen der Neigung ihres Herzens und dem Ehrgeiz ihres Oheims voraus. Dabei fehlte ihr in so vielfältiger Bedrängniß der Trost, den alle Andern hatten, von ihrem Leid und ihren Bedrängnissen reden zu können. Und eine solche Last, an der nicht einmal die Klage tragen half, sollte am Ende noch in wunderlicher Fügung sogar durch die Angelegenheiten gerade der Freunde vermehrt werden, die jetzt zu ihrer Erleichterung hätten beistehen sollen.

Sie wandelte im Garten unter ihren Blumen, wie sie gern that, so oft sie ihre Empfindungen nicht bemeistern konnte, und daher des wunderbaren Beistands der Natur bedurfte. Der Abt bewirthete auf dem festen Grenz- und Jagdschloß Bieberstein seine Gäste. Die Stille und Ruhe im Hause that dem Fräulein wohl. Und um ganz ungestört zu sein, hatte sie heut den Wunderlichkeiten Agnesens wenig Geduld geschenkt, und dadurch die liebelaunische Base von sich entfernt.

Da stürmte Manegold herbei. Mergardi's erschrak über das Aussehen des jungen Freundes.

Ich habe Nachrichten, sagte er, die mich tief betrüben. Mein Lehnsherr, mein Gönner und Freund — er ist mir alles dies! — der Graf von Sayn hat Meister Kurt's Ladung angenommen, und Mainz bestimmt, wo er sich vor dem Richteramt des Predigers stellen will. Er hat den Tag anberaumt, wann er von seiner festen Burg herabsteigen und sich in die Hand dieses rasenden Ketzerverfolgers hingeben will. Er ist verloren! Meister Kurt wird nach Mainz gehen.

Gott sei Dank! seufzte Mergardis unwillkürlich auf.

Wie meint Ihr dies, Fräulein? fragte Manegold.

Ich meine, es ist dankenswerth, daß der Mönch unsere Stadt verläßt, erwiederte sie.

Aber nach Mainz geht, und meinen edeln Herrn Grafen von Sayn richtet! rief der Jüngling heftig aus. Gott sei dem tollen Mönche gnädig! Wenn ich nur den Grafen begreifen könnte! Dieser so feste Mann in einer so festen Burg! Bei Gott und allen Heiligen! Keinem Feinde, und hätte er mit mehr Lanzen die Burg bestürmt, als dieser Predigermönch Haare zählt, wäre der Graf von Sayn gewichen, und diesem Narren unterwirft er sich auf eine Ladung, und stellt sich vor das Gericht eines Wüthenden. Er ist verloren, wie der edle Langenschwarz, einst sein Waffengefährte. Es bleibt ihm keine Wahl, als zwischen der Schere und dem Scheiterhaufen, zwischen Schmach und Tod. Er hat Waldensern Zuflucht in seiner Burg gegeben, und wenn er sie auch nicht gegeben hätte, so ist er dessen doch angeklagt, und nun bleibt kein Ausweg, als geschoren oder geschmort zu werden. Und dazu braucht's nicht einmal, daß der Graf für seine Person selber der Ketzerei anhange.

Ist er nicht mehr zu warnen? fragte Mergardis.

Warnen? fragte er. Magister Konrad ist bekannt; der Graf weiß, wen er vor sich hat, mit

wem er es zu thun kriegt. Was bedarf es da der Warnung? Jede Warnung würde ihm für eine Beschuldigung der Muthlosigkeit gelten. Denn ich glaube, daß der Graf Sayn, wie er sonst tapfern Feinden in seiner Burg widerstanden hat, nur aus Verachtung, aus Unwerthschätzung des Mönches sich auf dessen Einladung stellt.

Aber ist es auch gewiß? fragte sie. Wißt Ihr so sicher, daß er sich dem Mönche so bereit erklärt hat?

Ich weiß es von dem Boten selbst, antwortete er, der des Grafen Erklärung eben jetzt dem wahnsinnigen Mönch überbracht hat. Heinrich Sayn ist verloren!

Sagt das nicht! sprach Mergardis. Sprecht Euch eine vorgefaßte Meinung nicht immer wieder und so leidenschaftlich vor, daß Ihr endlich daran erlahmt. Wagt etwas für Euern Lehnsherrn! Macht wenigstens einen Versuch, ihn zu warnen, zu retten! Ihr kennt das Unglück des edeln Langenschwarz; Ihr habt es fast mit erlebt. Geht, eilt dem Mönch voraus nach Mainz; Ihr werdet eindringlich genug reden und warnen können, um Euern Gönner und Freund zu retten. Es wird nur von Euch abhangen, daß er Euch hört und folgt.

Mit einer Aufwallung, die der edeln Regung des Fräuleins wenig entsprach, versetzte Manegold: Ja, schöne Mergardis, — wären Eure Worte in ihrem Wohlklang nicht mit Euern Reizen verschworen, und hielten mich fest, statt mich wegzutreiben! Ich weiß wohl, ich sollte etwas thun, ich sollte fort von hier. Aber ach! gerade weil ich hinweg von hier müßte, kann ich nichts thun. Wenn ich fern von Euch sein müßte, hätte ich alle Kraft nöthig, zu leben, und keine übrig, etwas zu leisten. Und sagt nicht schon ein alter Spruch, daß man über sein Vermögen zu nichts verpflichtet sein könne? Vergebens treibt Ihr mich mit Euerm Zuspruch fort: Ihr selber haltet mich ja mit Eurer Anmuth fest. Sprecht mir nicht zu, so lange Ihr so ansprechend seid. Ich kann Euch nicht gehorchen, weil ich Euer Sklav bin. Widersprüche, Mergardis, nicht wahr? Ja doch, unselige Widersprüche!

Manegold! versetzte mit dem Ton des Unwillens Mergardis. Laßt mich nicht diesen schmählichen Witz, diese Wortspielerei hören! Thut, was Ihr wollt; aber sagt mir kein Wort mehr von Euerm Schmerz um den Grafen Heinrich von Sayn, Euern Freund. Ich glaube nicht daran. Wie

könntet Ihr an Euch denken, fühltet Ihr wirklich diesen Schmerz?

Wie unglücklich bin ich, daß Ihr mir zürnt! rief Manegold. Aber Ihr thut mir Unrecht. Ist in unserm Innern nicht ein Kampffeld für unsere Gefühle, und außer uns für sich bekämpfende Feinde? Ja, wenn wir nur eine Richtung, nur eine Neigung hätten, — wie glücklich wären wir! Kann ich dafür, daß Schmerz um den Freund mit Neigung für eine geliebte Freundin in Streit gerathen? Hab' ich sie dazu aufgerufen? Wie glücklich ist mein Freund Konrad! Er trägt auf seinen Baretten, auf seinen Schärpen zwei einfache M eingenäht, Mergardis von Malkoz. Diese Buchstaben bedeuten Frieden. Mich quälen diese M in ihrer Verdoppelung: der Magister von Marburg und Mergardis von Malkoz liegen einander bekämpfend in meinem Herzen.

Und wofür seid Ihr selber da? fragte sie. — Diesen Kampf zu entscheiden! Ist Euer Wille für nichts? Geht denn und gebt der edlern Empfindung der Freundschaft den Ausschlag und Sieg. Ermannt Euch, und eilt Euerm Freund und Lehnsherrn zu Rath und Hülfe!

Gern, Mergardis! erwiederte er. Auf Euern

Befehl und für Eure Gunst bin ich zu Allem stark. Ja, wenn Ihr wollt, will ich es.

Genug davon! erwiederte sie. Ich kenne Euch nun. Ihr denkt an Euch und handelt für Euch. In diesen Tagen der öffentlichen Noth seid Ihr nur für Eure Wünsche besorgt. So schwer von Selbsucht, wie ich heut Euch finde, müßt Ihr in diesen stürmenden Wogen der Zeit untersinken. Ich beklage Euch. Ihr könnt Euch nicht erheben, nichts Edles, Großes unternehmen. Wie beklage ich Euern Freund Konrad, der auf Euch so wenig Verlaß hat, da Ihr ja Euern ältern und höhern Freund im Augenblick der Noth so leicht auf's Spiel setzt!

O, der Glückliche! rief Manegold mit spöttischem Lächeln. Der Beneidenswerthe, um den eine liebenswürdige Freundin der öffentlichen Noth vergißt, um an ihn zu denken, sich seinethalben zu bekümmern!

Sie erröthete, und gerieth in Verwirrung. Manegold, der es bemerkte, sprach, um seine Übereilung wieder gut zu machen, weiter:

Ihr habt indeß Recht, Mergardis, — Konrad bedarf Eurer Theilnahme. Ihr wißt wohl, welche

strenge Mißbilligung ihm von dem König Raspe und von Euerm Oheim widerfahren ist. Sie haben ihm seinen Einspruch in die Söldnerwerbung der Mönche auf's übelste ausgelegt. Der Bischof von Ferrara hat ihn sogar als einen Störer der heiligen Sache des Papstes mit dem Kirchenbann belegen wollen; Raspe hat ihn mit neuköniglicher Heftigkeit und altnatürlicher Rohheit vor Rittern und Prälaten hart angelassen. Niedergebeugt kam der Freund zu mir. Vielleicht wißt Ihr nicht so lebhaft, wie ein männlicher Freund, Konrad's edeln Ehrgeiz zu schätzen. Aber denkt Euch seinen Schmerz! Solche Mißbilligung, solche öffentliche Beschämung, wo er fühlte, daß er recht und richtig gehandelt habe, und wo ein Andrer Lob und Auszeichnung erwarten durfte. Und mehr noch, als den auf seinen nächsten Vortheil bedachten König Raspe, muß ich — mit Eurer Erlaubniß, Mergardis — Euern Oheim tadeln, für dessen Vortheil und Ehre Konrad aufgetreten ist. Der Abt kennt die Gefahr, die der Stadt und dem Stifte droht, und vergißt, dem Pfaffenkönig gegenüber, seine Selbständigkeit so sehr, daß er Konraden tadeln läßt, ja mit einstimmt. Ich begreife den sonst großgesinnten Fürsten nicht. Oder wenn ich ihn verstehe und die Beweggründe seiner

Demüthigung vor dem Pfaffenkönig Raspe begreife, so — beklage ich Euch, Mergardis!

Haltet ein! Schon wieder auf einem Abweg! bemerkte das Fräulein. Könnt Ihr niemals einen schönen, freien Weg gehen, ohne auf einen falschen Seitensprung zu gerathen? Diese Theilnahme an Konrad, dies Gefühl für Euern Freund gefiel mir. Was gehen Euch aber meines Oheims Beweggründe an? Und beklagt will ich von Euch nicht werden. Ihr verderbt Euch selber jedes Zutrauen, das man für Euch fassen möchte. Haltet Euch doch an Euern Freund, und tauschet beide Eure guten Gaben gegeneinander aus. Wo Konrad handelt, wird er nicht leicht fehlgreifen. Aber seine Meinungen gefallen mir nicht immer. Euch höre ich gern reden. Bei Euerm weiten Blick, bei Euern freien Ansichten faßt man ein Vertrauen. Seit einiger Zeit sah ich dem Augenblick entgegen, da ich mich an Eurer Zustimmung, an Euerm Beistand zu stärken und aufrecht zu halten dachte, wenn Alle, vielleicht selbst Konrad, irr an mir werden, oder sogar gegen mich sein würden. Nun aber bangt mir vor Euerm Gemüth, vor Eurer Leidenschaftlichkeit.

Vergebt mir, Mergardis! flehte halbknieend der Freund. Bedenkt, wie leicht der nach seinem Glück

Jagende sich verirrt, der von kühnen Wünschen Bestürmte schwankt. Die Liebe verrenkt ja die Welt, warum soll sie nicht ein so bewegliches Herz wie meines —.

Schweigt doch einmal von Liebe, und kommt nicht immer wieder auf Liebe zurück! gebot Mergardis. Denkt an Euern bedrohten Freund in Mainz. Thut einmal etwas, was Liebe und Zutrauen verdient. Vielleicht findet sich dann eher Jemand, der Euch Beides schenke. Aber so seid Ihr meist: — Ihr denkt eher daran, zu finden, als zu verdienen, und gerade wo Ihr ohne Verdienst finden könntet, seid Ihr blind oder theilnahmlos. Eins wie das Andre aus Selbsucht.

Er sah sie verwundert an, fühlend, daß auf etwas angespielt werde, was er nicht gleich finden konnte. Einer weitern Erörterung zuvorzukommen, fuhr Mergardis hastiger fort. Geht, und überlegt Euch Alles recht ernsthaft. Ich traue Euch viel Gutes und Edles zu. Aber säumen dürft Ihr nicht. Dieser Magister von Marburg ist ein rascher Falke, der auf seine Beute stürzt. Im Weggehen könnt Ihr mir Euern Freund hersenden. Ich habe ihm in meines Oheims Namen etwas Beruhigendes zu verkünden. Aber er muß

vor der Rückkehr unserer Gäste kommen. Lebt wohl, Manegold! Ich sage Euch Lebewohl für Mainz. Denn Ihr werdet gewiß nicht zögern. Kommt mit guten Nachrichten zurück, damit ich Euch auch herzlich willkommen heißen könne!

Viertes Kapitel.

Kaum war Manegold fort, mehr weggetrieben, als weggegangen, so kam Konrad aus eignem Antrieb in den Garten. Sein Gang, sein ganzes Aussehen verrieth von Weitem schon eine ungewöhnliche Gemüthsaufregung.

Ich komme zu Euch, Mergardis, sagte er, in der Erinnerung an unsere zusammen verlebte Kindheit. Ich weiß mir nicht anders zu helfen. Es ist diesmal das Gelüst eines kranken Herzens, nach Euch zu verlangen. Vergebt es mir! Ich fand seit meiner Rückkunft von der unglücklichen Sendung keinen schicklichen Augenblick, mich Euch zu nähern. Und ich hatte doch gerade Euch so viel zu sagen. Nun wißt Ihr schon die jammervollen Geschichten. Aber Alles wißt Ihr doch nicht. Ja, ja, doch! Seht mich nur immer in meiner Verzagtheit: ich bin

ja doch nichts mehr, ich vermag nichts mehr. Wißt Ihr, warum ich nun gerade nach Euch so verlange, krankhaft verlange? Ihr habt mich damals getadelt, mir Vorwürfe gemacht wegen jenes nächtlichen Gangs zu der verächtlichen Wilwirk. Ihr allein habt es gethan; Ihr allein habt es richtig angesehen. Wem anders darf ich nun auch so vertrauen, wie Euch, und sagen, wie sehr ich vernichtet bin? Ja, Mergardis, ich bin damals irr gegangen, und bin seitdem irr an mir worden; ein Fluch, ein Unsegen hat sich mir angehängt, und gebraucht meinen Arm, der nur Gott und Euch gewidmet war, und richtet durch meinen Arm Unheil und Verwirrung an. Vergebt, daß ich mir hieher zu Euch nachgegeben habe: ich bringe vielleicht auch Euch nichts Gutes nah.

Er hatte sich auf ein Knie niedergelassen, und wie ein Flehender ihre Hand gefaßt, so daß er jetzt in seiner Verzagtheit gewissermaßen kühner war und that, was er in seiner gewöhnlichen Stimmung nicht gewagt haben würde. Mergardis schien das auch zu fühlen. Sie war von der Haltung des Freundes, vom Ton seiner Stimme, von so viel Unruhe und Kleinmuth eines sonst so festen und gefaßten Mannes aufs Tiefste bewegt. Sie konnte

nicht begreifen, daß er sich von der, wenn auch unverdient erfahrnen, Demüthigung so tief habe beugen und entmuthigen lassen.

Ihr erschreckt mich, Freund! sagte sie. Ihr macht mir bang. Was hat Euch so verwandeln können? Ich erkenne Euch kaum mehr. Soll es mir lieb sein, daß Ihr Vertrauen zu mir faßt. Ich darf nicht sagen, daß es mich freue: scheint es Euch doch so viel zu kosten. Über welches Unglück muß ich mich erst fassen, ehe ich mich Euers Zutrauens freuen darf? Aber ich hatte Euch ja ohnehin zu sprechen. Ich glaubte, einen Trost, etwas Erfreuendes für Euch zu haben. Freilich so gekränkt, so erdrückt dachte ich Euch nicht zu finden. Mein Trost wird nicht hinreichen, Euch aufzurichten. Ihr seid öffentlich gekränkt, und ich soll Euch heimlich eine Ehrenerklärung geben. Ihr werdet sagen, Eure Beschämung, Eure Schmach, das Euch zugefügte Unrecht sei davon nicht gehoben, nicht getilgt.

Wovon redet Ihr, Mergardis? fragte er. — Mein Oheim, Euer Abt und Herr, hat Euch zunah gethan, versetzte sie.

Er hat Unrecht gethan, fiel Konrad ein, — wenigstens als Fürst. Ich hatte für sein Recht,

für seinen Vortheil gehandelt. Aber vor Euch möchte ich den Oheim gern entschuldigen, als den Wirth so hoher Gäste, wie der König Raspe, — der Landgraf, sollte ich eher sagen.

Ja, haltet es ihm zu gut, rief Mergardis aus. Ja, Konrad, aus solcher Rücksicht für seine Gäste, um Widerspruch und Uneinigkeit zu verhüten, ist mein Oheim so weit gegangen. Im Stillen aber hat er sich über Euer entschiednes Benehmen, über Eure treue Gesinnung gefreut, hat Eure Anhänglichkeit anerkannt, und ein großes Vertrauen zu Euch gewonnen. Gewiß wird er einst zur rechten Zeit sein Unrecht gegen Euch gut machen. Einstweilen soll ich Euch seine Zufriedenheit und seinen Beifall ausdrücken. Wenn der Landgraf fort ist, will er selbst Euch Ehrenerklärung geben.

Haltet ihn davon ab, Mergardis! bat Konrad. Eine so feige, verspätete Erklärung macht gegen mich nichts gut, und demüthigt meinen Herrn.

Ihr mögt Recht haben, erwiederte sie. Begnügt Euch also mit meinem Beifall, wenn Euch meine Zufriedenheit von einigem Werth ist. Ich wünsche es, und möchte Euch gern über Euern Schmerz hinüberhelfen. Ja, Konrad, Ihr habt

Euch ritterlich betragen, so, gerade so, wie ich es gern habe.

Lobt Ihr mich? lächelte der Freund. Habe ich recht gethan? Haltet Ihr's für ritterlich? — Seht, und doch hat es Verwirrung, blutigen Streit angerichtet und Mißbilligung gefunden. Aber davon ist die Rede nicht. Ach überhaupt liegt in jener Kränkung die Betrübniß nicht, mit der ich zu Euch gekommen bin. Wäre ich doch, als ich diese Kränkung erfuhr, wacker genug gewesen, das ganze Gewicht einer solchen Beleidigung zu fühlen; vielleicht hätte ich besser darauf geantwortet. Aber ich war nicht fröhlich genug, mich von meines gnädigen Abtes Tadel oder von den Ausfällen des rohen Landgrafen anfechten zu lassen. Mein Herz ist für solche Kleinigkeiten zu belastet. Der Tod des edeln Greises Langenschwarz, meine ewige Schuld, o Mergardis —! das ist es —! —

Er schwieg mit schmerzvoller Miene. Das Fräulein sah ihn betroffen, besorgt, erblassend an. — Was habt Ihr, Ritter? fragte sie. Eure Schuld? Wie verstehe ich das, und deute mir diese räthselhaften Worte? Laßt mich nicht lange in dieser Ungewißheit: redet, Konrad, seid so gut und redet!

Ich habe seinen Tod herbeigeführt! rief er aus.

Ich wollte ihn retten, als er am Scheiterhaufen hielt. Ich dachte, dieser marburger Magister, würde den fürstlichen Abt von Fulda ehrfürchten, von dem er so ehrerbietig gesprochen, und verlangte in des Abtes Namen den beschuldigten Greis ausgeliefert vor das Gericht dieses seines Lehnsherrn. Meine Vorfoderung wurde nicht geachtet. Ich ließ einhauen, um den bedrohten Mann mit Gewalt herauszureißen und zu entführen. Meine Leute hatten mir ihr Blut und Leben zugesagt. Ach, ich dachte nicht daran, daß ich die Volksmenge erbitterte, daß ich den Pöbel in die Angst versetzte, sein Opfer zu verlieren und um sein grausenhaftes Fest zu kommen. Ich hätte das aber bedenken sollen. Die Gefahr war ernsthaft genug, um nicht unbesonnen und ungeschickt zu handeln. Was darf ich nun noch wagen, wo mich noch auf mich selbst verlassen? Hängt mir nicht offenbar ein Fluch an? Ach, sie ergriffen ihn, sie warfen den Greis jäh in die Flammen. Mein unbesonnener Eifer hat ihn das Leben gekostet.

Mergardis war sehr ergriffen, theils von des Freundes selbstquälerischem Wahn, theils durch die erneute lebhafte Erinnerung an den edeln Greis und dessen schmählicher Ende. Doch regte sich auch

eine freudige Empfindung über Konrad's Theilnahme an dem ehrwürdigen Langenschwarz, über des Freundes Schmerz bei dem Tod — eines Waldensers.

Ihr habt ihn noch kennen gelernt, den edeln alten Mann, sagte sie. Mich freut es, Konrad, daß Ihr so für ihn fühlt, obschon er ein Waldenser war.

Eine kurze Stille entstand. Der Freund schien über diese Anspielung verlegen. — Ja, Mergardis, versetzte er dann, werft mir die Härte und Heftigkeit vor, mit welcher ich immer über diese Irrgläubigen geurtheilt habe. Ich büße nun dafür. Denn ach! wer mag entscheiden, ob wir oder sie auf dem richtigen Wege sind? Glauben und Handeln scheinen sich heutigen Tags umgesetzt, — ausgewechselt zu haben. Auf unserer Seite, wo man rechtgläubig zu sein behauptet, sehe ich Bruder den Bruder verrathen; habsüchtige Priester stehen den Verräthern bei, mischen sich mit ihrer mißbrauchten Amtsgewalt, und des Volkes Vertrauen vergiftend, in die Angelegenheiten stiller Häuser und liebender Herzen. Und der sich einen Richter der Ketzer, einen Rächer des Glaubens nennt, verläugnet allen einfachen Verstand, allen gesunden Menschensinn,

um ja nicht zu retten und zu vergeben. Ein durch höhere Einsicht früherhin gewonnenes Ansehen will sich nun dadurch, daß es aller Menschenvernunft trotzt, behaupten. — Während dieser Tollheit auf unserer Seite sehen wir drüben die Ketzer edel thun und begeistert handeln. Da jedoch nicht durch Meinungen in überirdischen Dingen, sondern durch Handlungen und Thaten in sichtbarer Welt das Leben sich erhält, die Menschheit sich erbaut: sollte nicht Ansehen und Macht wechseln und auf Andre übergehen? Wird sich das Herkommen, das sich auf Meinungen beruft, halten können gegen den Fortschritt, dem die That zur Seite steht? So seltsam ist jetzt Alles verkehrt und verstellt. O mein edles Fräulein! Tausend Fragen und Zweifel haben mich in diesen Tagen und in schlafloser Nacht gequält und abgehetzt. Und um endlich zu etwas Festem und Haltbarem zu kommen, scheint es mir nun, daß man doch weit leichter irrige Meinungen, als wilde feindselige Handlungen vergeben könne, und nur wer lieblos dem Vortheil und der Habsucht dient, sollte Ketzer heißen. Wie Ihr, Mergardis, habe auch ich es immer mit dem Thun und Treiben mehr, als mit Dichten und Denken gehalten, und so bin ich nun geneigt, mich mit

Euch, mein Fräulein, weniger vor zweifelhaften Meinungen zu fürchten, als vor zweideutigen Handlungen. Dennoch, wenn ich mich auf solcher Nachsicht betrete, steigt in mir dann plötzlich wieder eine neue Angst auf, ob nämlich mein Zweifeln, mein Schwanken im Glauben nicht Schuld sei, daß ich auch im Handeln in Verwirrung gerathe? Wenigstens fällt Beides in der Zeit zusammen. Und nachdem ich den Glaubensmeinungen des unglücklichen Greises offenes Ohr und Herz geliehen hatte, trat auch mein Schwert für ihn mit Fluch heraus, und der Arme sank durch mich in die Flammen.

O, mein Freund! rief Mergardis aus, wie spitzfindig seid Ihr nicht zu Eurer Qual geworden! Gebt Euch doch nicht solchen Grübeleien hin! Ich schließe aus diesen trüben Nachempfindungen auf den erschütternden Eindruck, den jene unglücklichen Flammen auf Euer Herz gemacht haben. Ich table diesen tiefen Schmerz nicht, allein über jenes Nachbrüten muß Euer heller Verstand Herr zu werden suchen. Glaubt Ihr denn, lieber Freund, der zum Scheiterhaufen gebrachte Greis wäre, wenn Ihr auch Euer Wort und Schwert zurückgehalten hättet, seinem Unglück entgangen? Verseht Ihr Euch nach dem, was Ihr selbst beobachtet habt, zu dem

Magister von Marburg des Mitleids, der Duldung und Vergebung?

Das nimmermehr, Mergardis! betheuerte Konrad. Wer vor diesen Richter gebracht wird, der hoffe nicht, selbst nicht auf seine Unschuld! — Vielleicht aber hätte Langenschwarz bereut, widerrufen und sein Leben mit seinen grauen Locken erkauft, wenn das Volk ruhig geblieben, der Scheiterhaufen vor dem Verurtheilten langsam angezündet, und er selber noch einmal ermahnt, gewarnt worden wäre. Aber ich habe mit meinem Einspruch nicht nur den Scheiterhaufen, sondern, was immer viel gefährlicher ist, die Wildheit des Volkes entflammt.

Widerrufen? versetzte Mergardis. Schwerlich hätte der wackre Greis widerrufen. Ich kenne seine Festigkeit, und könnte Euch über seine Gesinnung in diesem Punkt mehr Beruhigung geben, als Ihr wohl träumen mögt. Ich weiß, daß er seinen Stolz darin setzte, um seiner Brüder willen die neugewonnenen Überzeugungen auch nicht für sein Leben zu lassen. Und hat er so nicht auch rühmlicher geendet, als wenn er unmännlich widerrufen, oder auch nur seine Haare hätte scheren lassen? Wenigstens Ihr, Konrad, werdet hierüber nicht schwankend sein, da Ihr Euch selber des Zweifels

anklagt, auf welcher Seite die Wahrheit liegen möchte. Und ich muß bekennen, daß des Greises Andenken fortan reiner in mir lebt, als die Erinnerung an den sonst ehrenwerthen Grafen von Henneberg, dessen geschornes Haupt mir immer ein stilles Grausen, eine heimliche Abneigung erregt hat, was ich auch sonst zu seinen Gunsten empfunden und gesagt habe. Nein, Konrad, haltet Euch an Eure rühmliche Absicht, an Euer ritterliches Wagniß für einen Freund, das eine Ehrenpflicht war. Euch, Ritter, der eben dem Handeln das Wort gesprochen, frage ich, was sollte aus der Welt werden, wenn jedes thatkräftige Gefühl am Nachgrübeln erlahmen wollte? Den Ausgang unserer Unternehmungen richtet der droben, der aus heilsamer Absicht unserm Blick die Folgen unserer Handlungen verhüllt, um nämlich unsere Entschlüsse freier zu machen, und unsere Beweggründe zu veredeln.

Wie sie dies und noch manches wohlwollende Wort sprach, erheiterte sich das Aussehen und hob sich die Haltung des Freundes, dessen Herz, wenn ihm auch unbewußt, die Liebe empfinden mochte, die in jenen Worten des Fräuleins athmete.

Aber, sagte er, nachdem sie schwieg, wie Ihr mich durch so wohlwollenden Zuspruch zur Ruhe

und Besinnung bringt, Mergardis, gewinne ich nur Raum und Zugang für neue Besorgnisse. Ihr habt wohl gehört, daß ich, von dem edeln Langenschwarz zum Vollstrecker seines Testaments ernannt, mehre Tage in Langenschwarz zugebracht habe, um die Lehne des Verstorbenen für unsern Abt einzuziehen, und die Vermächtnisse des Erblassers über sein Eigengut nach den Bestimmungen zu vertheilen, die der Hausmönch, Pater Roman, früher, auf des Ritters Geheiß, niedergeschrieben hatte. Ich beeilte dies Geschäft, um dem Magister von Marburg das „Ketzergut" zu entreißen. Mathes, den Ihr kennt, war im Testament seines Herrn besonders gut bedacht. Wie ich nun erfuhr, war dieser arme Mensch bei seiner Rückkehr von Euerm Geleit auf Graf Berthold's Befehl im Schildwalde zu einem Geständniß über die in der Burg statt gehabte Waldenserversammlung geprügelt worden. Nun lag mir Alles daran, diesen Menschen dem Magister zu entziehen; denn er war in jener Nacht Thürhüter gewesen, und kannte mithin einen großen Theil der zur Versammlung gekommenen Waldenser. Ich vermuthete wol mit Recht, daß sich der Prediger Kurt dieses Mannes bemächtigen werde, um hinter die übrigen benachbarten und ver-

brüderten Waldenser zu kommen. Der arme geschlagene Bursche leidet aber noch so sehr, daß er nicht anhaltend gehen kann. Ich suchte ihn daher auf einem nicht entfernten, aber im Wald versteckten Jagdhof heimlich unterzubringen. Wie gefürchtet, ist es nun geschehen. Der Magister ist gleich nach meinem Abzug von Langenschwarz dort angekommen, und hat seine Verfolgungen begonnen. Ob er mich, weil ich ihn um das Gut des hingerichteten Ketzers gebracht, auch für einen Waldenser ansehen wird, bekümmert mich nicht: ich habe mit Vorwissen und auf Befehl unseres Abtes gehandelt, der mich vertreten muß. Aber um die dort lebenden Waldenser bin ich desto mehr besorgt. Sie werden unfehlbar entdeckt werden. Denn ein Freigelassener des edeln Langenschwarz, im Testament wenig berücksichtigt, und gegen den besser bedachten Mathes neidisch, hat dessen versteckten Aufenthalt dem Mönche verrathen. Mathes ist ergriffen worden, und wird hierher gebracht. Magister Kurt hält unsere Stadt für einen würdigeren Gerichts- und Richtplatz, als das dunkle Langenschwarz. Der fromme Mann scheint auch seinen Ehrgeiz zu haben. Oder wenn sich vielleicht der Meister um des Landgrafen willen hierher gezogen

hat, so kann ich auch darum die Ehre nicht schätzen, die uns dieser Fürst zu erzeigen glaubt. Denkt Euch nur, daß wir alle die in der Umgegend aufgespürten Waldenser, das heißt, die als solche dem Mönch angezeigt werden, hier zusammengeschleppt erblicken sollen. Denn glaubt Ihr, Mergardis, der arme Mathes werde die Freunde seines Herrn zu verschweigen Kraft genug haben, nachdem er seinen Herrn selbst verrathen hat? Ist ja sein Bischen Muth durch die Nachricht von dem Tod seines Wohlthäters vollends gebrochen. Er wird sie alle nennen, wenigstens die in jener unglücklichen Nacht versammelt waren.

Mitten in dieser lebhaften Rede, da mit jedem Worte Konrad's Unmuth wuchs, verstummte der Ritter, als er Mergardis erblaßt sich auf eine Bank niederlassen sah. Mehr beängstigt, als behülflich stand der Freund da. Mergardis kämpfte mit dem Gefühl, das wie eine schreckhafte Ahnung über sie gekommen war.

Konrad, sagte sie endlich bewegt und leise, wißt, daß auch ich vor dieses Magisters Richterstuhl stehen werde. — Entsetzt Euch nicht, fuhr sie fort, als sie des Freundes Bewegung sah. Zwar seid Ihr von Euerm strengen Eifer gegen die Waldenser,

wie es scheint, zurückgekommen; aber ich bin auch gerade keine Waldenserin. Nur war ich freilich jene Nacht in ihrer Versammlung.

Sie erzählte kürzlich ihr nächtliches Abenteuer in der Burg Langenschwarz.

O, warum habt Ihr bisher darüber geschwiegen, Mergardis? fragte er. Nun begreife ich freilich die veränderte Stimmung bei Eurer damaligen Rückkehr und Euer Benehmen, das mir so erfreulich war, und mir auch wieder so viel Sorge machte. Wäret Ihr doch offen gewesen?

Warum? erwiederte sie. Ich hatte Schweigen angeloben müssen. Allein, wenn dies auch nicht gewesen wäre, würde sich durch mein Reden am Lauf der Dinge etwas geändert haben? Oder war, was nun geschehen ist, damals zu befürchten, ließ es sich nur träumen? Nun ist die Hand, in die ich Schweigen gelobt habe, auch ohne meinen Verrath verbrannt, und die Faust mit der Feuerfackel auch ohne meinen Verrath auf die Fährte der Brüder gekommen. Und hätte denn mein Reden mir selber genützt? Hätte ich ahnen können, Konrad, daß ich als verdächtige Waldenserin noch Eures Rathes und Beistandes bedürfen würde?

Ich will mit Mathes reden! fiel Konrad leb-

haft ein. Ich habe Befehl vom Abte, den Gefangnen im untern Spielingsthurm unterbringen zu lassen. Ich will ihn erbitten, bedrohen, erkaufen, daß er von Euch schweige, Euren Namen nicht nenne, — auf keine Frage des Ketzermönches — !

Haltet Ihr das für gut, Konrad? fragte sie. Ich nicht. Vielleicht erinnert Ihr ihn erst an mich; vielleicht denkt der arme Mensch nicht mehr an mich.

Leider doch, Mergardis! bemerkte er. Auf Euern Befehl habe ich ihn beschenkt, und so Euer Andenken bei ihm erweckt. Seht, alles Gute schlägt zum Unheil aus.

Dann kennt er mich wenigstens nicht als Waldenserin, fuhr sie fort. Es kann ihm gar nicht einfallen, mich als eine Schwester jener andächtigen Gemeinschaft zu bezeichnen, da er weiß, daß ich als Entführte in die Burg gerettet worden bin. Machen wir ihn aber aufmerksam, — er scheint ein einfältiger Mensch — bringen wir ihn durch Bitten oder Versprechungen in einen Zweifel mit sich selbst: so rufen wir erst eine Gefahr über mich herein. Ich werde dann für ihn ein Gegenstand des Bedenkens und einer falschen Gewissenhaftigkeit. Wir setzen ihn in Unruhe, und in der Unruhe verräth er mich.

Demnach, Mergardis, sprecht Ihr doch selber noch eine Furcht aus, erinnerte der Freund.

Ja, versetzte sie, weil es möglich ist, daß der unbeholfne Mensch alle nennt, die jene Nacht in der Versammlung waren. Er hat mich in der Kapelle gesehen, mich vom Liebesmahle der Versammelten zur Flucht nach Fulda früh abgeholt. Wer weiß denn, wie der Magister die Fragen stellt, ob nach den Waldensern der Umgegend oder nach den damals Versammelten geforscht wird.

Was denn aber in dieser Ungewißheit thun? fragte Konrad.

Gar nichts! antwortete sie. Da von der Albernheit des Mathes eben so viel zu hoffen, als zu fürchten ist, so halte ich für das Gerathenste, ihn durch Erinnerung an mich wenigstens nicht irr zu machen. Lassen wir ihn gewähren! Anders finde ich immer eher Gefahr, als Hoffnung. Hier, mein Freund, ist eine der Lebenslagen, wo der Mensch nicht nach seinem Verstand eingreifen, sondern der Vorsehung die Hand lassen soll. Was auch erfolgen mag, — wir ersparen uns den Vorwurf, es herbeigezogen zu haben, und gewinnen den Trost, daß es höhere Fügung sei.

Vielleicht wäre es gut, mit Euerm Oheim zu

reden! fuhr Konrad fort. Er hat sicherlich einiges Gewicht auf den Magister; er mag diesen dahin bestimmen, kein Ketzergericht in Fulda zu halten. Oder Euer Oheim mag im äußersten Fall den Mathes entwischen lassen. Oder was es sei. Entdeckt Euch ihm nur!

Der Rath scheint besser, versetzte sie. Ich will es bedenken. Ich will meines Oheims Gesinnung erforschen, und wenn ich ihn zu einem ersprießlichen Schritt bewegen kann, ohne daß ich ihm meinen Antheil an der Gefahr zu sagen brauche, so schweige ich lieber darüber, um ihn nicht meinethalben zu beunruhigen. Auch weiß ich, wie seltsam er oft eine Sache ansieht, und ihr eine Wendung gibt, deren man sich voraus nicht versehen hätte. Ist es aber nöthig, dann entdecke ich mich ihm. Mein Trost ist, daß ich ohne Gewissensvorwurf bin. Daran will ich fest halten und auf den gerechten Gott bauen.

O, könnte ich mich bei Eurer Schuldlosigkeit beruhigen und Euch im Vertrauen auf dieselbe bestärken, Mergardis! rief Konrad aus. Aber ich habe leider nur zu genau den Wahnsinn und das tolle Verfahren dieses rasenden Ketzermönchs kennen gelernt. Er läßt keine Wahl, als zwischen der

Feuerprobe der Unschuld und dem Feuertod des Bekenntnisses. Der Angeklagte, der ja voraus für einen Schuldigen gilt, kann nur zwischen diesen beiden Feuern durchkommen. Oder Ihr müßtet Euch für schuldig und reuig zugleich bekennen und mit dem Opfer Eures schönen Haars. —

O mein Gott! rief Mergardis, und sank abermals auf den Sitz.

Eben erklangen die Hörner des vom Jagdschloß heimkehrenden Zugs der Gäste. Mergardis erhob sich. — Geht, Konrad, sagte sie, wir haben noch einige Zeit vor uns, zu überlegen, und zu handeln. Ich hoffe Euch inzwischen wiederzusehen. Gott sei mein Beistand!

Und wenn alle Auswege sich versperren, Mergardis, so gebietet über mein Schwert und Leben! rief der Freund, feierlich bewegt. Entlaßt mich mit dieser beruhigenden Zusage, o meine theure Mergardis!

Von Euch oder von Keinem würde ich solchen Ritterdienst annehmen, erwiederte sie. Aber Eure Ehre und Euer Glück sind mir theuer. Gegen dies mein Bekenntniß, lieber Freund, müßt Ihr mir geloben, ohne meine Zustimmung in dieser Angelegenheit nichts zu thun. Darauf Eure Hand!

Er schwankte, er sah sie fragend an; aber ihr liebevollfreundlicher Blick überwand ihn. Er reichte die Hand; er küßte, auf ein Knie gesunken, die Ihrige, deren sanften Druck er fühlte. Sie beugte sich, und küßte ihn auf die Stirn.

Mit welchen freudigen Empfindungen schieden sie aus dieser beängstigten Stunde! Welche Hoffnungen brachen so plötzlich aus Furcht und Sorge hervor!

Fünftes Kapitel.

Auf dieser Woge widerstreitender Gefühle und wechselnder Ahnungen ging der Abend und der folgende Tag vorüber, ohne daß Mergardis Gelegenheit gefunden, ja nur Neigung gehabt hätte, ihren Oheim zu sprechen, oder sich ihm zu entdecken. An diesem Zwischentag brachen die Anhänger König Raspe's mit ihren Bewaffneten einstweilen voraus nach Frankfurt auf. Nur einige der bedeutendsten und vertrautesten Männer blieben um seine Person zurück.

Der Abt hatte es darauf angelegt, seine hohen Gäste mehr durch Wechsel, als durch Aufwand in der täglichen Unterhaltung zu ergetzen. So sollte denn an einem der ersten weniger geräuschvollen Tage der steile Berg über dem Dorfe Horas, der Zwillingsbruder des Frauenbergs, bestiegen und an diesem mildheitern Abend unter hohen Bäumen und

im Beigenuß der herrlichen Aussicht eine Abenderfrischung eingenommen werden. Die Anstalten dazu waren bei Zeiten getroffen, und Mergardis besorgte die Wirthschaft.

Während sie sich zu dem Gang auf den Berg rüstete, kam Agnes sehr aufgeregt herein, warf sich der Base an die Brust, und brach in Thränen aus. — Nun ist er verloren! rief sie. Rathe, theuerste Mergardis, können wir ihn retten, dürfen wir, und wie kann es geschehen?

Du sprichst von Manegold? fragte Mergardis. — Eben komme ich aus Gafuto's Kaufladen, erzählte Agnes. Ich wollte mir einen der Rosenkränze kaufen, die vom heiligen Vater selbst geweiht sind. Sie dienen zugleich, wie es jetzt mehr und mehr aufkömmt, zum Schmuck, indem man sie um den Hals trägt. Ich habe mir längst einen solchen gewünscht. Ich trete ganz unbefangen in die vordere Stube, wo die Waaren auf Tischchen ausgebreitet liegen, und erblicke gleich durch die offene Thür im anstoßenden Gemach ihn — Manegolden. Er sieht auch mich, und versteckt sich schnell hinter den Bettvorhang. Warum versteckt er sich, Mergardis? Hätte er nur etwas zu kaufen gehabt, so wäre er gewiß zu mir herausgetreten, und hätte mir nach

seiner artigen Weise wählen helfen. Wie ich ihn aber sich verstecken sah, überfiel mich eine Angst; ich muß todtenblaß ausgesehen haben. Und da lächelte die Frau Gafuto's so höhnisch. Der Welsche war nicht da. Du kennst die Frau nicht, Mergardis: sie ist schön, und sehr frech gekleidet. Denke Dir nur, sie trägt Bänder in den Haaren und durchbrochne Ärmel, was an allen christlichen Orten verboten ist. Ich hörte beim Eintreten, wie Manegold — und mit welchem schmeichelnden Ton? — Sabina rief. Ich weiß nicht, gute Mergardis, was es ist: ich denke nichts, ich weiß nichts; aber unaufhörlich sagt mir mein Herz, — er ist verloren. Ach ja, er ist es!

Mergardis umarmte die Klagende, und hielt sie eine Weile sanft an die Brust gedrückt. — Ich fühle Deinen Kummer, liebe Agnes, ich verstehe Dein Leid. Ja, wenn wir ihm helfen könnten, liebe Agnes! Ich glaube, es wäre eine gute Handlung. Aber was vermögen wir Mädchen? Und wenn wir Alles wagen wollten, könnten wir denn dahin nachgehen, wohin ein lieber Freund sich verirrt? Wie gern möchten wir! Aber gerade wo wir uns am ehesten selbst vergessen möchten, ruft uns die Sitte und noch mehr eine innere Angst zu, an

uns selbst zu denken. Was sollen wir also für Manegolden thun? Ich habe Dir erzählt, wie erschüttert er vom Schicksal des Grafen Sayn, seines Lehnsherrn und Gönners, war. Ich dachte auch, er wäre fort; weil ich die Tage nichts mehr von ihm vernommen. Sieh, meine Bitten haben nicht vermocht, ihn dahin zu bewegen, wofür doch sein Herz schlug. Sollten wir ihn zurückhalten können, wohin es ihn treibt? Wir können ihm nicht einmal sagen, was wir fürchten; ja wir wissen sogar nicht, was wir besorgen. Am Ende betrübst Du Dich auch mehr, als nöthig ist. Wer weiß, wie sich das mit der Krämerfrau verhält, und welch' ein heimlicher und dennoch nicht unerlaubter Scherz sich dahinter verbirgt. Wer kennt alle die sonderbaren Sprünge des menschlichen, besonders des männlichen Herzens? Wie ausgelassen warst Du nicht oft selbst, Agnes, in wunderlichen Gedanken und Einfällen; ich schalt Dich, und gar manchmal nicht bloß im Scherz. Dennoch warst Du darum nicht schlimm, und thatest gerade nichts Arges.

Wir könnten ihm nicht helfen? rief Agnes betrübt. Doch, doch! Eine Hülfe ist mir nicht verschlossen: kann ich nicht für ihn beten, den Himmel nicht um seinetwillen bestürmen? Und

wenn ich immer ungestümer komme, wird man droben mich nicht zuletzt erhören? O gewiß! Wenn man Eins auf der Welt recht thut und treibt, dann vermag man auch etwas. Nicht abstehen, Mergardis, nicht abstehen: ich muß es zwingen und durchsetzen. Siehst Du, der Himmel hat mir selbst einen Wink gegeben: ich wollte mir einen Schmuck kaufen, und erhalte eine Hülfe. Der Rosenkranz ist eine Strickleiter, und reicht bis an die Zinne des Himmels hinauf. Ich will um ihn beten, Mergardis, und meiner vergessen.

Mergardis umarmte sie wiederholt. — Siehst Du, sagte sie, wie das liebende Herz sich am besten rathet! Für eine Seele wie Du ist solche Hülfe gemacht. Ja, ich halte es auch für einen Wink des Himmels, daß Du auf der Stelle, wo Du einen eiteln Schmuck kaufen wolltest, einen Gegenstand Deines frommen Mitleids gefunden hast. Dazu hat der heilige Dominikus diese Schnur nicht in den Irrgarten des Lebens geworfen, daß wir sie zum Schmuck, zur fesselnden Halskette umlegen sollen. Dies Band mit angereihten Körnern, an denen wir abwechselnd bei den starken Körnern zum Vater im Himmel rufen, bei den kleinen die heilige Maria grüßen sollen, dies Band legen wir

kindisch eitel um den Hals, statt daß wir wie schwache Kinder an ihm, als an einer Treppenschnur, aufwärts steigen sollen. — Aber komm' jetzt, und laß uns heiter sein, weil unser Oheim Gäste mitbringt. Zerstreue Dich, und steh' mir im Amt der Bewirthung bei.

Ist Magister Konrad auch eingeladen? fragte Agnes.

Ja, antwortete Mergardis. Unser Oheim, der Abt, hat ihm den Dienst beim Landgrafen aufgetragen, um ihn mit dem Herrn wieder auszusöhnen.

Ach, Du sprichst vom Ritter Konrad, lächelte Agnes. Ich fragte nach dem Magister Konrad, dem frommen, heiligen Prediger. An den will ich mich halten. Ich will auch meinen Konrad haben, Mergardis!

Auf dem Berge unter den breiten Linden saß gegen Abend die Gesellschaft. Sie war eben nicht zahlreich; dennoch hätten die Empfindungen, die Erwartungen, die Besorgnisse, von denen diese wenigen Herzen leiser oder lauter schlugen, kaum in der zahlreichsten Versammlung von Menschen verschiedner sein können. Die heitre, friedliche Gegend, die tief unter ihnen lag, fand wenig Beachtung. Man warf zwar bei der Ankunft, um von dem

jähen Steigen zu verathmen, einen Blick umher, — das Wiesenthal hinauf, das sich zwischen den waldigen Vorhügeln des Rhöngebirgs verlor, — nach den gezwillingten Bergen umher, die mit Klöstern und Kirchen prangten, — nach der Fuldabrücke und dem alten Andreaskloster jenseit des Flusses hinüber, und in das Dorf hinein, das, am Fuße des Berges gelegen, mit seinem Namen Horas an die älteste Zeit erinnerte, da Bonifaz hier wandelnd und bauend seine kanonischen Stunden betete. Doch war die Theilnahme, die eine so schöne Landschaft anregte, nur flüchtig und diente blos dazu, die verschieden gestimmten Gäste, so lange sie nicht durch ein gemeinsames Mahl der Tafel zugekehrt waren, da- und dorthin zu zerstreuen, und ihnen zu leisem Zwiegespräch über vertrauliche Angelegenheiten eine verschiedene Richtung zu geben.

Der alte Landgraf und neugewählte König Raspe saß fest, von einigen Männern umstanden. Sein Blick nahm die Richtung seiner Gedanken. Denn seine kleinen grauen Augen schwärmten am Johannesberg vorüber nach Frankfurt hin, und schienen in der Ferne die bewaffneten Scharen zu mustern, die er seinem ältern Nebenbuhler, dem hohenstaufischen König Konrad, entgegenstellen wollte. Der

alte Herr war mit seinen Gedanken so sehr in der Weite, daß er des Abtes und des Bischofs von Ferrara Fragen und Bemerkungen oft überhörte. Sein wechselnder Blick, die hastigen Bewegungen und zuweil heftig ausgestoßenen Worte deuteten indeß an, daß die ihm eigne rauhe Heftigkeit sich eben nicht so weit hin wie seine Träume verloren hatte.

Ich hätte doch die mailändischen und lombardischen Gesandten hierherkommen lassen können, statt sie in Frankfurt auf mich warten zu lassen, bemerkte Raspe nach einer stummen Welle. Ich lege keinen großen Werth auf solche Gesandtschaften aus Welschland, die unseres heiligen Vaters ausgenommen, Hochwürden von Ferrara. Denn die Hülfe, die man mir von dort bietet, wird zehnfach von der Hülfe aufgewogen, die man von mir begehrt. Aber als ein gutes Vorzeichen betrachtet, ist mir solche Sendung doch angenehm. Meine zahlreichen Feinde sollen mir daran sehen, daß sogar die Welschen mit ihren feinen Nasen voraus mein noch zu erwartendes Glück wittern.

Wittern, das ist der wahre Ausdruck! sprach Bischof von Ferrara mit seiner hochmüthigen Rohheit. Man wittert ein Aas. Und das ist der Her=

zog Friedrich von Oestreich. Wisset, — denn heute beliebt es mir, bei so gutem Wein Euch diese, gestern mir gewordne Nachricht mitzutheilen. Ich sage, daß Herzog Friedrich an der Leitha, in einer Schlacht gegen den Ungarnkönig Bela, gefallen und geblieben ist.

Alle Umstehenden geriethen in zweifelnden Schreck, und, als der Legat sein Wort bekräftigend wiederholte, in freudiges Erstaunen. Ferrara theilte die nähern Umstände mit, und Alle wünschten dem König Raspe Glück zu diesem folgenreichen Ereigniß.

Ihr müßt diese Wünsche nicht so kühl aufnehmen, als Ihr thut, Herr König, sprach Ferrara. An diesem mächtigsten und treusten Anhänger der Hohenstaufen gewinnt Ihr, so zu sagen, den Verlust eines furchtbaren Gegners. Dank dem Frangipani, der diesen letzten jugendlichen Babenberger traf! Wenn mir Gott eine Prophezeiung erlaubte, so wäre es die, daß ein Frangipani auch den letzten Hohenstaufen bald erreichen wird.

Auf einen siegreichen Tag in Frankfurt! — Mit diesem Trinkspruch und dem Lärm der anstoßenden Becher suchte der Abt die böse Stimmung zu zerstreuen, die Ferrara's schwermüthige, verdrießliche Heftigkeit im Gemüth des eifersüchtigen Kö-

nigs so oft weckte. Ferrara ließ nämlich den Landgrafen gern empfinden, daß er ihn zum König habe machen helfen, während Raspe, im Bewußtsein, die angebotne Krone wiederholt abgelehnt zu haben, nun ebenso gern sein Verdienst und seinen Werth als Mann und Fürst geltend zu machen suchte. Zwischen dieser feindseligen Wechselberührung stand jetzt der Abt, als Wirth bemüht, Unfrieden abzuhalten, und zugleich schlau, weder mit dem römischen Abgeordneten, noch mit dem deutschen König etwas zu verderben. Bei der Anstrengung, die ihn dies Bestreben kostete, machte er es sich gegen den untergeordneten Gast, den Magister Konrad von Marburg, desto bequemer. Er vernachlässigte diesen, nicht weniger hochmüthigen Mann, und konnte gegen dessen verstümmelten Begleiter Johannes seinen entschiednen Widerwillen vollends nicht zurückhalten.

Magister Kurt bemerkte diese Stimmung des Abtes nicht. Der Gedanke an seinen hohen Beruf, sein nie rastender Eifer gegen die Ketzer nahmen ihn zu sehr ein. Aus diesem Gesichtspunkt allein beobachtete er die Menschen. Eifersüchtig auf die Zeichen der Ehrerbietung und der Unterwerfung war er bloß gegen Niedere, besonders gegen Laien; den

Höhern und Höchsten hielt er in stillem Stolz auf seine päpstliche Sendung sich gleich, und war eben so wenig besorgt, Aufmerksamkeiten zu empfangen, als zu erweisen. Nur in seinem Berufseifer durfte ihm Niemand entgegentreten, sonst überflügelte sein Hochmuth alle geistlichen und weltlichen Würden. Er schien geneigt, sich für so unfehlbar zu halten, als der heilige Vater, der ihn bevollmächtigt hatte, galt. Aus diesem Selbstgefühl ging auch sein ernstes, einfaches Benehmen gegen den Abt hervor. Dieser aber sah es anders an, und hielt des Mönches Trockenheit für absichtliche Vernachlässigung, aus Groll, vernachlässigt zu sein.

In dieser Mißstimmung nahm der Abt um so unlieber wahr, daß Agnes mit ausschließender Aufmerksamkeit an dem Magister hing. Vergebens rief er die Nichte mehrmals an, und suchte sie da oder dort zu beschäftigen. Immer kehrte die Schwärmerin wieder zu dem beredten Prediger zurück. Sie berieth ihren Zustand mit ihm; sie bekannte ihm, als einem Beichtiger, ihre Neigung, ihre Schmerzen; sie entflammte sich selbst an seinen Ermahnungen zur Buße und zum klösterlichen Leben.

Magister Kurt war der Liebe und dem Heirathen nicht hold; er mahnte alle junge Mädchen zum

Kloster an, indem er ihnen die Herrlichkeit des jungfräulichen, beschaulichen Lebens schilderte und als besonders verdienstlich pries. Eine andre, noch sonderbarere Neigung war es, daß er jungen Frauen oder Mädchen, die ihm ihr frommes Zutrauen schenkten, Geißelhiebe anordnete, und daß er sie gern eigenhändig geißelte. Nach den damaligen verkehrten Begriffen diente eine solche Geißelkur zur Heilung der Sündhaftigkeit und als baares Verdienst für den Himmel. Ein solches Heilmittel galt aber für weit wirksamer, wenn es aus der Hand eines so berühmten und heiligen Seelenarztes gereicht ward. Aber nur Wenige konnten die fromme Wuth ertragen, die den heftig Eifernden beim Anblick eines entblößten Frauenrückens überfiel. Als ob er die eigne sinnliche Regung in sich niederkämpfen wollte, schlug er ungemessen, auf die fremden zarten Glieder los. Und nie mag er es wol selber inne geworden sein, daß er den Naturtrieb, den er unbedingt für sündhaft hielt, doch auf eine so wilde fanatische Weise befriedigte. So bot er denn auch jetzt aus besonderm Wohlwollen Agnesen seine züchtigende, Vergebung bringende Geißel an, und die Schwärmerin nahm diese Gunst mit Thränen und einem demüthigen Handkuß auf.

Während dieser erbaulichen Unterredung ließ es Siegmund von Anhalt, ein Schwestersohn Raspe's und in dessen Gefolg mitgekommen, sich angelegen sein, Mergardis zu unterhalten, und dem schönen Fräulein angenehm zu werden. Mit sanfter Gemüthsart und ausgezeichneter äußerer Bildung verband er einen edeln, fürstlichen Sinn. Er gehörte zu jenen Männern, die durch ein zartes Wesen die Frauen gleichsam verwandtschaftlich anziehen, und in dem Maße Vertrauen gewinnen, als ihre Art von Mannheit nicht gefährlich erscheint, und in weiblicher Brust keine süße Beängstigung und warnende Furcht erregt. Sie sind gerade Mannes genug, um die Weiblichkeit zu reizen; das Frauenherz erschließt sich ihnen vertraulich, weil es dunkel empfindet, daß es sich nicht zu ergeben braucht. So erging es auch dem Fräulein Mergardis. Sie fühlte sich heiter und behaglich angeregt durch des jungen Fürsten Aufmerksamkeit; sie konnte so Vieles mit ihm durchplaudern; er und sie verstanden einander so leicht, und jeder Gegenstand, den sie berührten, fiel immer glücklicher Weise so, daß ihn beide von derselben Seite betrachteten. — So waren sie über Vieles in wenig Augenblicken einig, und Siegmund schmeichelte sich, es werde eben so leicht

seine Neigung zu einer beiderseitigen werden, ja geworden sein.

Mein Oheim, der König, sagte er, hat mir schon seit geraumer Zeit so viel Rühmliches von Euch erzählt, mein Fräulein, daß ich Euch gleichsam schon länger kenne, als von diesen glücklichen Stunden an, die ich in Fulda zugebracht. Diese Bekanntschaft vor dem Bekanntwerden gewährt große Vortheile, wenn man es mit vorzüglichen Menschen zu thun hat: man ist nämlich alsdann schon mit einem guten Theil ihrer Tugenden vertraut, und darum empfänglicher für diejenigen, die nur durch eignes Anschauen begriffen und erfaßt werden. Auch die Liebenswürdigkeit eines Menschen wird ja nicht auf einmal, sondern nur nach und nach aufgenommen, wie gleichsam nur ein sanfter Regen in den fruchtbaren Boden eindringt, ein Platzregen aber darüber hinschießt. Ich beklage nur, liebenswürdige Mergardis, daß ich nicht dieselbe Gunst einer unsichtbaren Bekanntschaft bei Euch voraus habe. Allein mein Oheim, der König, der mich mit schönen Ländern zu belehnen denkt, soll mir zu der sehnsuchtvollen Neigung, die er in mir erregt hat, auch die Eurige gewinnen helfen, ohne welche jene keine glückliche wäre.

Diese Äußerung verstimmte das Fräulein. Und freilich nahm ein so feiges Vertrauen auf einen mächtigen Oheim sich an einem jungen und sonst begabten Fürsten ungünstig genug aus. Diesen Grund ihres Mißfallens erkannte Mergardis zwar nicht gleich so klar, sie fühlte aber desto lebhafter den Mißklang, der das heitre Wechselgespräch gestört hatte. Sie erhob sich mit den aus Unmuth anspielenden Worten: Kommt, laßt uns hören, was dort Euer Oheim — der König, und mein Oheim, der Abt, so lebhaft verkehren.

Es war hier unter den Männern von den Mitteln die Rede, den noch sehr mächtigen Anhang der Hohenstaufen zu besiegen. Der finster-heftige Ferrara nahm das Wort: Meine Vollmacht vom heiligen Vater geht dahin, sagte er, daß ich nach Gutdünken pflanzen und erbauen, oder ausjäten und zerstören soll. Das Eine wie das Andre führt zum Ziel. Euch, Herr König, geziemt es, so strack und heftig zu verfahren, wie Ihr eben Euch kernhaft erklärt habt. In Eure Hand habe ich des heiligen Vaters Schwert gelegt. Aber heimlicher Weise kann man vielleicht noch mehr wirken. Da muß man nun dem Volke die Fehler des Kaisers und seines Sohnes, des Königs Konrad, möglichst

schreckhaft schildern. Dahin habe ich denn auch meine Mönche angewiesen, die sich überall unter das versammelte Volk mischen, und der lauschenden Menge heimliche Geschichtchen von den Hohenstaufen erzählen. In der unruhigen Phantasie wandernder Mönche führe ich ein unbesiegbares Rüstzeug und Kriegsgeräth mit. Diese Kapuzenmänner drücken nicht nur die Pfeile ab, sondern sie schnitzen sie auch. Das sind die Helden, die bei dem Volke Schauer, Furcht und Widerwillen gegen jene ketzerischen Regenten erwecken, und Dir, o König Raspe, Dein Reich erobern. — Wo diese Mittel aber nicht anschlagen, da müssen, nach des heiligen Vaters Willen, noch andre Hebel angesetzt werden. Deren gibt es viele. Sehr wirksam ist es z. B., wenn man die Anhänger des Königs Konrad für unfähig zu Verträgen, zu Zeugenschaften und Testamenten erklärt. Werden dadurch nicht alle menschlichen und bürgerlichen Bande jenes hohenstaufischen Anhangs gebrochen? In Haus und Staat, für Erde und Himmel sind dann diese Ghibellinen zermalmt und verschwemmt.

Insofern hier von des heiligen Vaters Willen die Rede ist — nahm der Abt das Wort — werden solche Mittel ganz unfehlbar wirken. Aber die Aus-

führung, die uns überlassen bleibt, verlangt doch alle Behutsamkeit und Vorsicht. Denn derlei Mittel können besonders in Deutschland bei der Grundehrlichkeit des Volkes mehr schaden als nützen. Wißt Ihr, wohin sie führen? Dahin, daß der schlichte, gemeine Mann immer mehr von seiner Ehrfurcht vor geistlicher und weltlicher Obrigkeit verliert. Daher sehen wir, wie leicht er sich den ketzerischen Sekten zuwendet, die da lehren, daß Papst und Geistlichkeit in Todsünden leben, und keine Kraft mehr zu lösen und zu binden haben; daß die Franziskaner durch lügenhafte Predigten die Kirche verwirren, und daß man sich daher der reinen Lehre zuwenden möge. Solche Bemerkungen hat man unter den Predigten dieser reisenden Mönche von ganz gemeinen Leuten machen hören. Seht, also kömmt es dazu, daß die Lehre der Ketzer für reiner erscheint und zugänglicher wird, weil die Gefäße, in denen die reine Heilslehre verwahrt sein soll, von so viel Unsauberkeit überfließen. Wir zerstören aus blindem Wahn, was wir erbauen wollen, und erbauen, was wir zu zerstören suchen.

Ihr predigt da eine seltsame Weisheit für einen Abt! rief Meister Kurt, der Prediger des Wortes Gottes, mit kaum verhaltner Ungeduld aus. Ihr

fürchtet, auf dem vom heiligen Vater vorgeschriebenen Wege Ketzer zu machen? Hat nicht seine Heiligkeit diesen Fall fürgesehen? Wofür bin ich bestellt, als die Ketzer zu vertilgen? Ich lege kein Gewicht darauf, wenn es die Ehre Gottes und die Sache des heiligen Vaters betrifft, für Euern Gast anerkannt zu sein, und Eure Küche soll nicht meinen Mund stopfen, daß er nicht eifre für das Himmelreich. Wer mag an meiner Vollmacht zweifeln, und sich vor Ketzern fürchten, als ob ich nicht stark genug sei, sie alle zu erreichen? Ein offnes Übel ist besser, denn ein verstecktes. O möchten sich doch alle Ketzer so aussprechen, wie Ihr sie redend einführt, Herr Abt! Ihr müßt ihnen nahe genug gewesen sein, daß Ihr so ihre Redensart und alle die Schlangenschliche gottloser Selbstbeschönigung kennt. Ich bin also zur rechten Stunde hierher gekommen, da solche Frevel bis zu den Ohren des obern Hirten ungestraft vordringen. Aber ich rufe mit dem Propheten Hesekiel: „Der Ausrotter kommt, da werden sie Frieden suchen, doch er wird nicht da sein!“ —

So hatte denn unter den harten und heftigen Männern dieser kleinen Versammlung der Dritte, Magister Konrad, das Wort gewonnen. Er ließ

es nicht an bittern Bemerkungen, besonders auch gegen den Abt, fehlen, und tadelte, daß gegen die Ketzer, die sich offenkundig bis in das Stift des heiligen Bonifaz verzweigt hätten, und wahrscheinlich selbst um die Ruhestätte dieses eifrigen Apostels her friedlich wohnten, noch nichts geschehen sei. — Ich weiß nicht, rief er, ob wir nicht etwa gar bei diesem Mahle da von Waldensern bedient werden, und mit ihnen in Eine Schüssel tunken.

Ein Schreck durchzuckte die Versammelten. Mergardis erblaßte. Kaum war Ritter Konrad noch klug und besonnen genug, der Wankenden nicht beizuspringen und die Blicke und den Verdacht der Versammelten auf sie zu lenken.

Ja, fuhr der Magister gegen alle die fragenden Blicke gewendet fort, — ja, dieser Euer Dienstmann, der Ritter dort, der mir zur Schmach Konrad heißt, hat den Waldenser Langenschwarz mit Gewalt zu befreien gesucht, als ich ihn zum verdienten Scheiterhaufen verurtheilen wollte.

Ich weiß es, fiel der Abt ein. Der Verurtheilte war ein ungetreuer Vasall, wie der Graf von Ziegenhain auch ist, und Konrad glaubte, als er ihn mit dem Tode bedroht sah, ihn vor Allem für

mein Gericht in Anspruch nehmen zu müssen, — vor Euerm Richterspruch, der den ungetreuen Lehnsmann nun freilich meinem Arm entzogen hat.

Die Ehre Gottes hat Vorrecht! rief heftig der Magister. Der Knecht ist nicht höher, als der Herr. Ich handle im Namen des heiligen Vaters.

So ist es! versetzte der Abt. Mein Dienstmann hat in gutem Eifer geirrt. Weil er aber im Namen des Abtes von Fulda gehandelt hat, sollt Ihr mir ihn keinen Ketzer schelten, oder die Beschuldigung gilt mir.

Er hat aber auch ein Testament des verbrannten Ketzers vollzogen, und das Eigenthum der Kirche vertheilt und verzettelt, — fuhr der Magister fort.

Auch das hat er in meinem Namen gethan, Magister Kurt, versetzte der Abt. Er hat meine Lehne eingezogen, die kein Ketzergut, sondern Eigenthum der Kirche von Fulda sind.

Die Allode des Ketzers? fragte der Magister.

Hat er denen ausgeliefert, denen sie vermacht waren, antwortete der Abt. Nehmt sie dort in Anspruch. Mein Dienstmann ist nicht der Eure. Er hat für mich gehandelt, und deshalb mögt Ihr mich belangen, wo Ihr's zu verfechten glaubt.

Das werde ich! rief der Magister. Aber Dein Schützling wird mir nicht entgehen und Niemand, den ich auf Verbindung mit den Waldensern finden werde. Dann aber werde ich Euch stolzem Fürsprecher mit Jeremias zurufen: Du sollst für dies Volk nicht bitten, und sie nicht vertreten vor mir, denn ich will dich nicht hören! —

Laßt unsern getreuen Abt, den ersten Konrad in unserer Mitte, unangefochten, Ihr allzueifriger Magister! sprach Raspe. Er wird Euch in Eurer Vollmacht des heiligen Vaters allzeit unterstützen, und auch hieran unsern königlichen Willen thun. Denn ich sehe die Ketzer auch als Empörer gegen die weltliche Gewalt an; wie denn aller Gehorsam und alle Unterwerfung aus einer Quelle fließt. Darf ich, der aus des heiligen Vaters Händen die königliche Krone und Gewalt empfangen hat, einen Ketzer dulden, der nicht an des heiligen Vaters Macht glaubt, und ihm widersagt, daher dann auch meine rechtmäßige Gewalt bezweifeln und anfechten müßte? Nein, Magister Konrad, Ihr habt unsere königliche Gunst und Gewalt für Euer Amt.

Der Abt beschwerte sich, daß man ihn eines Mangels an Eifer gegen die Waldenser beschul-

dige. — Ich wünsche nur, sagte er, daß der Eifer von Verstand und Liebe begleitet sei, damit man den Irrenden rette und den Schuldlosen nicht verdamme. Das ist christlich. Denn der Erlöser hat nicht die Verirrten zum Tode gefodert, sondern den Tod über sich ergehen lassen. — Übrigens sollt Ihr, allzueifriger Meister, wie Euch unser gnädigster König nennt, an mir allen Vorschub finden, den Eure päpstliche Vollmacht von mir fodern kann. Darauf verlaßt Euch. Die Verantwortung Eurer furchtbaren Gerichtsbarkeit liegt auf Eurer Seele, nicht auf meiner. Mathes ist eingebracht, ich lasse ihn streng verwahren. Verfolgt nun Eure Untersuchung, und richtet, wen Ihr für schuldig findet!

Eine Stille war in der Gesellschaft entstanden. Ritter Konrad sah ängstlich nach Mergardis. Sie saß und sann. Bei dieser Spannung und Eifersucht zwischen dem Abt und dem Magister mußte sie sich entschließen, zu schweigen und abzuwarten. Sie fürchtete, ihren Oheim nur zu beunruhigen, wenn sie sich ihm entdeckte. Was sollte sie auch von ihm erwarten? Er hatte sich nun selber gegen die Waldenser erklärt; der Magister war gereizt, der König entschieden. Der Abt mußte, seiner selbst willen, mit aller Vorsicht handeln, und an

eine Verwendung und Fürsprache bei dem König und bei dem Ketzermönch konnte nicht gedacht werden, am wenigsten, wenn es einen Angehörigen des Abtes betroffen hätte. Mergardis fühlte, daß von dieser Seite her nichts zu hoffen sei, und ergab sich in ihr Verhängniß.

Sechstes Kapitel.

Unterdessen hatte Gafuto an einer Kapelle vor dem Paulsthor, am Fußwege nach dem Frauenberg, seinen bretternen Waarenstand eingenommen. Es war einer der Wochentage, an denen er öffentlich feil haben durfte. Zwar blieb auch an solchen Tagen seine Bude gar manchmal geschlossen; denn er trieb sich auswärts viel umher, besuchte die nahen Klöster und die umliegenden Burgen. Doch schien dies eben nicht aus Handelseifer zu geschehen, da er oft keine Waaren mit sich führte. Die Lässigkeit, womit er sein Geschäft betrieb, war auffallend, ohne daß man jedoch auf den Verdacht gekommen wäre, der Welsche möchte wol dem Handel darum so lässig obliegen, weil er hinter dem Vorwande des Handels etwas ganz Andres betreibe.

Auch heute, da vor dem Thor viel Volk und

Fremde zusammenliefen, um den König Raspe vom Berg zur Stadt rückkehren zu sehen, nahm Gafuto seinen Stand weniger um der guten Gelegenheit willen ein, Einiges von seinen alten Sachen loszuwerden, als vielmehr um selber etwas Neues zu gewinnen. Denn er legte sich gern auf's Lauern, und fehlte daher nie, wo sich viel Menschen zusammentrieben. — Die Leute für sich einzunehmen, hatte Gafuto in hohem Grade die Gabe, so daß ihm bereits nicht nur viel Vornehme gewogen waren, sondern auch der große Haufe anhing.

Eben plauderte er mit den Bürgern, die sich an seine Bude heranzogen. Eine solche Gelegenheit ließ er nie vorübergehen, ohne für seine heimlichen Anschläge irgend etwas, wenn auch ganz entfernt, zu thun; sei es auch nur, daß er falsche Neuigkeiten in Umlauf setzte, oder gewisse Meinungen und Ansichten verbreitete, oder auf irgend eine Weise die Stimmung des Volkes zu bearbeiten suchte. Darin hatte er eine große Geschicklichkeit, und verstand es, Vornehm und Gering mit richtigem Unterschied zu behandeln. So konnte es ihm nicht leicht fehlen, daß er auch hinter alle Neuigkeiten kam, die ihn, rücksichtlich seines verwegnen Unternehmens, entweder bedrohen oder beruhigen konnten.

Er brachte auf diesem Weg Alles heraus, was diesem Unternehmen hinderlich war oder es fördern mochte, und Niemand hätte besser verstanden, das Eine wie das Andre zu benutzen.

Heut erzählte er nun, als sich viel müßige und arme Leute herbeigezogen hatten, von dem lustigen Leben in Würzburg, von den Schätzen und der Freundlichkeit des Bischofs Hermann, von den Festen, die dieser Fürst der Bürgerschaft gäbe, von dem Erwerb, den Alle durch dessen Freigebigkeit hätten. — Als ich mich jüngst eine kurze Zeit dort aufhielt, sagte er, hieß es, der Bischof wolle eine Pilgerfahrt hierher zum Grab des heiligen Bonifaz thun, und eine innigere Freundschaft mit Euerm Abt schließen, als bisher bestanden habe. Den Würzburgern durfte man aber nicht viel davon reden: sie fürchteten in ihrem nachbarlichen Neid, der Bischof möchte Eurer Stadt zu viel Vortheil zuwenden, oder gar ein Wohlgefallen an der schönen Gegend finden. Es war ohnehin allerlei Gerede im Schwung. Ich bin auch überzeugt, die Würzburger sind Schuld, daß der Streit mit Euerm hochwürdigsten Abt noch nicht beigelegt ist. Dort hetzen sie den guten Bischof gegen Euch auf, und hier suchen sie durch Pilger allerlei falsche Nachrichten

über feindselige Absichten des Bischofs zu verbreiten. So wird die hiesige Bürgerschaft noch um den Vortheil eines solchen Besuchs kommen, wie ihn der Bischof vorhatte. Man glaubt hier, die Würzburger wären über Euern Sieg entrüstet. Ach nein! Sie freuen sich im Stillen, daß es so gekommen ist, wenn nur ihr Bischof hübsch daheim bleibt.

Wer weiß, meinten Einige, ob der Herr Bischof, wenn der Friede zu Stande kömmt, nicht die Frau Gräfin Richenza abholt, die sich doch unser gestrenger Abt beim Friedensschluß nicht aushalten wird, wie es scheint. Die Gräfin ist noch immer hübsch genug zu einem geheimen Friedensartikel.

Wenn er wüßte, meinte Gafuto, wie günstig ihm die hiesigen Bürger sind, käme er vielleicht unerwartet vor dem Frieden, um seine Freundin zu entführen. Das wäre kein übler Spaß für die Stadt, und würden wir Alle dabei nichts verlieren. Nur ist die Stadt freilich sehr fest durch Mauern und Gräben, und falls die Bürgerschaft mehr für den Abt, als für ihren Vortheil sich tapfer hielt, würde freilich aus dem Spaß nicht viel werden.

Wie sich nun hierüber ein Kampf der Meinungen entspann, die Einen für die Ehre der Stadt, die Andern für den Vortheil derselben sich aus-

sprachen, unterließ Gasuto, ohne irgend Partei zu nehmen, nichts, was die Mißverständnisse unterhalten, und die Entzweiung vermehren mußte. Dabei suchte er einen heimlichen Argwohn der Bürger gegen die Prälaten und Ritter, und das Mißtrauen dieser gegen den Pöbel auf alle Weise anzufachen und zu nähren. Hundert Geschichtchen und Erdichtungen kamen in die Stadt, — man wußte nicht woher. Denn Gasuto hatte nie das Ansehen, solche Mährchen zu erzählen; er that immer, als ob man ihm dergleichen mittheile. Er wußte seine Ungewandtheit in der Sprache vortrefflich zu benutzen, und stellte sich, als mißverstände er die Sprechenden, fragte, ob sie das und jenes, oder ob sie es so oder so gemeint hätten. Dann brach er in das lebhafteste Erstaunen über die Nachrichten aus, die er ihnen erst auf die Zunge gelegt, und nun aus ihrem Mund zu erfahren schien, zu denen sich auch ein Jeder aus Albernheit oder Eitelkeit gern bekannte, um das Erstaunliche prahlerisch weiter zu verbreiten.

Während dieser seltsamen Verhandlung, die auch heut wieder Statt fand, und von Kauflustigen wenig unterbrochen ward, näherte sich eine junge Bäuerin, ärmlich gekleidet, hübsch, und bei sichtbarer

Gemüthsunruhe doch blöde. Sie schien nach etwas fragen zu wollen, und schwankte, zu welchem der lebhaft oder lustig Sprechenden sie ein Zutrauen fassen möchte. Endlich fragte Gasuto, der sie stillschweigend eine Weile beobachtet hatte, was sie suche.

Auf diese Frage brach das Mädchen in Thränen aus, und erst nach mehrfachem Zuspruch faßte sie sich so weit, um stockend und zu Boden blickend nach Mathes zu fragen, der hierher gebracht worden sei und verbrannt werden solle. Ich will zu ihm, rief sie aus, ich bin Grete seine Braut. Er ist gewiß kein Ketzer, denn er hat mich immer geliebt wie ein ehrlicher Mensch. Er ist unschuldiger Weise so hart geschlagen worden vom ziegenhainer Grafen.

Einige sprachen ihr Muth zu, Andre fanden ihren Spaß daran, das Mädchen zu ängstigen. — Dein Mathes mag ein rechtschaffner Christ sein, hieß es; er kennt aber die Ketzer sehr genau, die bei dem alten Herrn zu Langenschwarz nächtlicher Weile aus- und eingegangen sind. Und da hat er eine bitterböse Bekanntschaft. Das sind Pechfackeln der Hölle, diese Waldenser, und wenn sie angehen, kann dein Mathes mitverbrennen in aller Unschuld.

Gewiß! versetzte ein Anderer, denn beim Verbrennen kömmt's eben nicht darauf an, ob Einer

schuldig ist; sondern ob er leicht Feuer fängt, ob er leicht angeht.

Wir wollen auch nur Einen oder den Andern brennen sehen, bemerkte ein Dritter, und wenn wir da warten sollten, bis sich gerade Schuldige fänden —! Einerlei! Ich zweifle doch, daß wir wirkliche und wahrhaftige Waldenser oder Waldteufel in der Stadt haben. Wenn wir nur nachgemachte Waare haben; es kömmt uns ja doch nur auf's Verbrennen an, und ein falscher Waldenser brennt gewiß so gut als ein echter. Wir verlieren also nichts dabei, wenn der gute Mathes unschuldig ist.

Grete weinte heftig. Frau Wilwirk, die Hexe, trat an sie heran, und suchte sie zu beschwichtigen. Sei still, Bräutchen! sagte sie. Merkst Du nicht, daß sie Dich nur necken? Komm', ich will Dich zurecht weisen, wie Du zu Deinem Mathes kömmst.

Halt da, Grete! rief Einer. Laß Dich von dieser Person weg, Grete! Sieh nur das hagre Gesteck an: das ist ein Span Kienholz. Laß die von Deinem Mathes weg; mit der wird das Feuer angemacht, wenn's an Deinen Mathes geht.

Mathes ist gar nicht mit in der Burg gewesen, versicherte Grete. Er hat nur einige Mal Wacht am Pförtchen gestanden, durch das die geheimniß-

vollen Kerle vermummt eingeschlichen sind. Und Waldenser können sie auch nicht alle gewesen sein, die in die Burg gegangen; denn die Wenigsten kamen aus dem Wald. Ich weiß es, ich habe selbst am Pförtchen gestanden. Es war in jener Nacht, als sie eine reine Jungfrau geopfert haben, die im Wald aufgefangen worden ist; und darum haben sie auch Waldus, Waldus! gerufen. Es war ein Waldfräulein.

Seht Ihr, seht Ihr, welch' entsetzliche Dinge sie treiben! rief man entrüstet aus. Wer will noch Mitleid mit diesen Blutmenschen haben? Das jungfräuliche Blut schreit zum Himmel. Konrad von Marburg — Gott segne ihn! —

Wißt Ihr denn, sagte ein alter Mann, daß heutiges Tags die Kinder nur 20 bis 22 Zähne bekommen? Strafe des Himmels wegen der gottlosen Ketzerei, die immer mehr um sich greift!

Ich glaub's! schrie Einer. Der Himmel rächt sich ja nach der Bibel an Kind und Kindeskindern.

Ja, und die Kindeskinder werden dann noch ärgere Ketzer werden! bemerkte Wilwirk die Hexe, die langsam näher gekommen war.

Noch ärgere? Warum das? fragten Einige. — Weil dann diese immer wenigere von den schweren

Glaubensartikeln kurz und klein kriegen können, als wir mit 32 Zähnen, antwortete sie. Seht her, ich habe meine noch alle.

Sie zeigte einen Mund voll gesunder Zähne, und fuhr dann fort:

Manche Glaubensartikel sind doch gar schwer zu knacken; die wird man denn ohne weiteres verwerfen, wie zu harte Nüsse. Und so haben gewiß auch immer diejenigen zuerst Ketzereien gestiftet, denen die Zähne zu früh ausgegangen waren.

Viele der Umstehenden schüttelten zweifelhaft die Köpfe. Jener Greis aber nahm dagegen das Wort:

Das glaubt Ihr nun nicht, weil's die Person gesagt hat. Kann denn aber eine solche nicht auch einmal Recht haben? Wer weiß, ob die fehlenden Zähne nicht gerade die Glaubenszähne sind. Man hat ja auch Weisheitszähne. Und den Ketzern scheinen just die derben breitkronigen Backenzähne abzugehen. Daher die hohlen, eingefallnen Wangen, an denen sie laboriren, und die dann wieder machen, daß der Mund sich immer mehr spitzt, um die Kröte zu küssen. So greift in der Welt Alles in einander.

Grete bat wiederholt um Auskunft über Mathes, und wie sie zu ihm kommen könnte.

Das geht nicht so leicht! versetzte Gafuto. Bleibe hier stehen, Mädchen, bis der gnädige König und der heilige Prediger vom Berg herabkommen; dann thu' einen Fußfall, und versuche Dein Glück mit Deinem hübschen Gesicht.

Indem wandelte die erwartete hohe Gesellschaft schon in der Nähe. Die Menschen zogen sich ehrerbietig auseinander; Grete blieb zitternd stehen, Wilwirk drückte sich an das alte Gemäuer der nahen Kapelle.

Knie, knie nieder vor der weißen Kutte! flüsterte Gafuto dem ängstlichen Mädchen zu.

Grete warf sich nieder, und so entstand, nach des verschlagnen Gafuto Wunsch, gerade vor seiner Bude ein Halt.

Während Magister Konrad an Agnesens Seite die bebende Bäuerin anhörte, und Agnese dem Prediger die heimatlichen bäuerlichen Ausdrücke erklärte, trat König Raspe an die Bude, und besah die Waaren. — Du hast keine sehr reiche Auswahl, sagte er zu Gafuto. Da habe ich bei Meister Butterkratz, wie er durch Eisenach kam, kostbarere Dinge gesehen.

Das ist ein reicher Händler, Hoheit! versetzte Gafuto, und spielte dem König mit den unterwür-

figsten Geberden einen kostbaren Rosenkranz in die Hände, der durch schön geschliffne Körner und ein mit edlen Steinen besetztes Kreuz zugleich zu einem werthvollen Halsschmuck eingerichtet war. — Raspe betrachtete ihn, und überreichte ihn dann dem Fräulein Mergardis mit den Worten: Nehmt diesen frommen Schmuck, und tragt ihn uns zum Andenken!

Als Mergardis das Geschenk nicht ohne Befangenheit und zögernd angenommen hatte, setzte Raspe hinzu: Mein Neffe Siegmund knüpft noch seine zärtlichen Herzenswünsche an diese fromme Schnur. In seinem Namen und Sinn will ich Euch dies Andenken zugestellt haben.

Betroffen versetzte Mergardis:

Ich habe es aus Euern Händen angenommen, gnädigster Herr, und nur um daran für Euer wahres Glück zu beten.

Es ist eine kluge Einrichtung damit! scherzte der König; der Rosenkranz ist auf doppelte Gunst zubereitet. In Euern Händen fesselt diese geweihte Schnur mein königliches Glück, an Euerm Halse aber eines jungen Fürsten Herz.

Vergebt, mein königlicher Herr, versetzte sie. Eines so jungen Helden Herz muß durchaus frei

und ungefesselt sein, um einen hohen Ruhm zu erjagen, zu dem er jetzt auszieht. Euer Glück aber kann nicht genug befestigt werden, da es noch von so mächtigen Feinden angefochten wird. Ich werde darum diese geweihte Schnur, um ihre Kraft nicht zu zersplittern, nie mir zum Schmuck gebrauchen, sondern nur betend als Ankertau mit diesem schweren Kreuz als Anker auswerfen, um Euer Glücksschiff im Sturm fest zu halten, wenn's der Himmel will. Und damit Ihr seht, wie fleißig ich daran beten werde, will ich meinen bisher gebrauchten einfachen Rosenkranz, den ich stets hier am Gürtel trage, auf der Stelle von mir legen.

Indem sie sich gegen Ritter Konrad wendete, fuhr sie fort: Eure rechtgläubige, fromme Gesinnung, Herr Ritter, ist heute, glaube ich, mit Unrecht angefochten worden. Nehmt für so vielfachen Dank, den ich in letzter Zeit Euch schuldig geworden bin, diesen Rosenkranz, und möchte er Euch ein Amulet wider alle Anfechtungen sein.

Wie sie den Rosenkranz hinreichte, faßte der König rasch darnach, und nahm ihn mit den Worten an sich: Ich muß ein so theures Amulet haben. Es soll mir den Sieg über meine Feinde verbürgen.

Mein gnädigster König, sagte Konrad rasch und entschieden, dies Geschenk ist mir bestimmt.

Und ist mir geworden! fuhr ihn Raspe an. Das Fräulein hat die Bedeutung eines solchen Geschenkes nicht bedacht. Wie könnte es Euch sonst im Angesicht meines Neffen ein so theures Andenken geben?

Hocherröthend versetzte Mergardis: das kann ich gar wohl, und habe es mit gutem Bedacht gethan. Alle Welt weiß, welchen ritterlichen Dienst mir Konrad erst jüngst gegen den ziegenhainer Grafen bethätigt hat. Darum will ich vor aller Welt ihm den Dank entrichten, und nicht bloß im Angesicht Eures fürstlichen Neffen.

Und so wird unser König hier vor aller Welt thun, was recht ist! versetzte Konrad. Der Rosenkranz ist mein, und kann mir nur mit Gewalt vorenthalten werden.

So sei's mit Gewalt! rief König Raspe. Für geleistete Dienste wird der Abt seinen Dienstmann belohnen.

Also dies neue Gesetz ruft hier unser neue König aus, daß fürder Gewalt vor Recht gehe? rief Konrad mit bebender Stimme, und war seiner Miene und Stellung nach im Begriff, sich zu einer verwegnen That zu erhitzen. — Da wendete rasch Mergardis ein: Still, Herr Ritter! Füget Euch des

gnädigen Herrn Anordnung! Mein hochwürdiger Oheim soll also in dieser Sache handeln? Wohlan, Herr König! So wollen wir denn Alles in meines hochwürdigen Oheims Hände niederlegen!

Ehe der betroffene Abt zur Überlegung kam, hatte sie ihm des Königs Geschenk in die Hände gedrückt, und trat an Agnesens Seite zurück, blaß, mit niedergeschlagnen Augen.

Raspe stand in Verlegenheit und Ingrimm da. Er wendete sich an den Magister Konrad, und indem er auf Grete deutete und Mergardis ansah, fragte er laut und mit zweideutiger Beziehung: Was will die Närrin? Was sagt die Thörin?

Magister Konrad trug das Anliegen des Mädchens vor, das noch da kniete. — Sie ist des Mathes Verlobte, des gefangnen Ketzers, und weiß von jener nächtlichen Andacht in der Burg des verstockten Langenschwarz, sagte er. Sie soll also festgenommen werden. Der Herr richtet ein Zeugniß auf unter seinen Gläubigen; er zündet eine Leuchte mehr an, die Fußstapfen seiner verborgnen Feinde aufzufinden. Darum rufe ich mit Jesaia: Der Herr wird durch das Feuer richten, und der vom Herrn Getödteten werden Viele sein! —

Siebentes Kapitel.

Aus der Abtsburg, in welcher der König Raspe während seines Aufenthalts wohnte, ging ein schmaler, dunkler Gang nach der anstoßenden Stiftskirche. Hier las der Abt seinem hohen Gaste täglich eine Frühmesse, und segnete die Pilger, die in jetziger Jahrszeit und bei den bedeutenden Bewegungen in Deutschland zahlreich durch die Stadt kamen.

Am andern Morgen nach jenem Vorgang an Gafuto's Bude hörte König Heinrich Raspe auch wieder die Messe, und überlegte seine Abreise nach Frankfurt. Er war ärgerlich über Mergardis, unzufrieden mit dem Abt, und faßte in diesem Mißmuth den Entschluß, heut noch aufzubrechen. Er verließ daher gleich beim ite missa est die Messe, ohne den Schluß und den Pilgersegen abzuwarten. Wie er so allein den dunkeln Gang mit klirrenden

Stiefeln durchschritt, schlüpfte aus einem Winkel hervor eine Pilgergestalt, und schwebte hinter ihm her bis an das Gemach. Hier warf sie die Pilgerkutte hinter eine dunkle Treppe, und folgte dem König, der jetzt, aus seinen Gedanken auffahrend, umblickte. Der Unbekannte sah in seinen wunderlich zusammengesetzten, zum Theil sarazenischen Kleidungs- und Waffenstücken so fremd und befremdend aus, daß man nicht wußte, ob er als Fehde- oder Friedensbote, als Christ oder Ungläubiger erschien. Nur das rothe Kreuz, an der Schulter befestigt, sprach für christliche Absichten. Die Gestalt war nicht groß, das Gesicht, durch einen Schleier wie umnebelt, zeigte eine edle Bildung.

Wer, Du Fremdling? fragte Raspe rauh, doch nicht ohne eine heimliche Scheu und Beklommenheit. Eine Stimme, wie eines Jünglings, antwortete:

Ave, Heinrich Raspe! der Dich zu hohen Dingen ausersehen, sendet Dir diesen Bogen gegen seine und Deine Feinde.

Der Fremdling hielt einen Bogen hin, kunstreich aus einer fremden Holzart geschnitzt, und mit fremder, seltsamer Arbeit verziert.

Raspe ergriff betroffen den Bogen, und sprach mit verzagter Stimme: Wer, Du Bote — ?

Der Herr mit Dir! Willst Du des Herrn Sache und Waffe führen wider ein ungläubig Königgeschlecht? —

Raspe entblößte sein Haupt.

Gib ein Pfand Deiner Bereitwilligkeit, des Herrn Ruf zu folgen in allen Stücken, zu denen er Dich auserſehen!

Was zum Pfand, himmlischer Bote?

Was Dein Herz erbittert und dem großen Beruf entzieht, — den Rosenkranz begehrt der Herr, den Du seit gestern Abend führst, den gib! —

Den rothen Rosenkranz? fragte Raspe verwundert und mit einer Anwandlung von Mißtrauen. — Mit einem Ton, der ihn erschütterte, sprach der Unbekannte:

Des Herrn Wille geschehe!

Der König brachte den Rosenkranz des Fräuleins Mergardis hervor, und überreichte ihn knieend. — Der Unbekannte nahm ihn auf, und befahl dann:

Spanne den Bogen, Heinrich Raspe, durch das Fenster nach Mittag!

Der König trat an das Fenster, den Bogen zu spannen. So leicht der Bogen zu heben und füh-

ren war, so schwer ließ er sich spannen. Doch nur einmal versah sich Raspe in der angewendeten Kraft; beim zweiten Ansatz spannte er ihn. Wie er sich umwandte, war die Erscheinung verschwunden. Ein Schauer überlief den König. Argwöhnisch, doch verzagt, als ob er die Strafe eines sündhaften Mißtrauens fürchte, trat er an die Thür. Diese war angelehnt, und er wußte sich aus seiner zerstreuten Stimmung nicht mehr zu erinnern, ob er sie bei seinem Eintritt nur angelehnt, oder zugeklinkt hatte, und ob mithin die Gestalt durch die Thür entwichen, oder durch die Decke entschwunden sei.

Eben kamen laut redend und lachend der Abt, Siegmund von Anhalt, der Legatbischof von Ferrara und Gefolge den Gang her. Sie schwiegen bei den seltsamen Bewegungen und Blicken des Königs. Dieser fragte geheimnißvoll, wer ihnen begegnet sei. Sie hatten Niemanden gesehen und betheuerten es. Beängstigt forschten sie, was sich zugetragen habe. Der König erblaßte, kniete nieder und betete. Als er sich wieder erhoben hatte, wies er der stummen, befremdeten Gesellschaft den seltsamen Bogen vor, und setzte Alle in Verwunderung. Darauf erzählte er die Erscheinung, denn so bezeichnete er es gleich, was ihm begegnet war. Die

Befangenheit, mit welcher er den Fremdling angesehen hatte, gab auch ohne absichtliche Übertreibung seiner Erzählung eine Unterlage von Wunderbarem, das die gespannte Einbildungskraft der Zuhörer vollends zum leibhaften Wunder erhob. Nur der Abt blieb ein wenig mißtrauisch, und eilte fort, um in der Burg und in der Kirche Erkundigung nach dem beschriebenen Fremdling anzustellen. Aber Niemand hatte einen solchen Jüngling bemerkt. Nur im untern Gang der Burg, wohin jene Treppe führte, hinter welcher der Nachgeschlichne seine Kutte versteckt hatte, war ein Pilger gesehen worden. Da der Gang aber zur Küche führte, wohin dürftige Pilger öfter kamen, um eine Erquickung zu empfangen, so war der Fremdling hier nicht aufgefallen. Doch hatte Niemand etwas von den beschriebenen Rüstungs- und Kleidungsstücken an ihm bemerkt; in die Küche selbst war er nicht gekommen.

So mußte es also, wie der Legatbischof zuerst ausgerufen hatte, wirklich ein himmlischer Bote gewesen sein. Ein Glanz hatte auch, wie jetzt der König Raspe sich gar wohl erinnerte, den Engel umleuchtet. Der seltsame Bogen, deßgleichen Niemand gesehen, dessen fremde Schriftzeichen Niemand lesen konnte, diente zur Überzeugung Aller. — Der

Bischoflegat zeigte sich in besonderer Aufregung thätig. Er hielt ein Konsistorium unter seinem Vorsitz, und berief auch den marburger Magister dazu, als dieser eben Anstalten traf, über Mathes und Grete ein öffentliches Gericht zu halten.

Ein so außerordentliches Zeichen des Himmels regte die Einbildungskraft und das leidenschaftliche Gefühl der Männer auf, die dem Wunder zunächst standen. In dieser Aufregung legten sie dann wieder dieses erstaunliche Zeichen aus. Der König Raspe, eingedenk der Worte des Engels, bezog das Wunder auf einen zu erkämpfenden Sieg über seinen Gegner; der Legat sah darin den Untergang der Hohenstaufen, als des bezeichneten ungläubigen Königgeschlechts; Magister Konrad fühlte sich in seinem rücksichtslosen Eifer gegen die Waldenser bekräftigt, und selbst der Abt, obschon er von Allen am kühlsten blieb, und wiederkehrende Anwandlungen von Mißtrauen hatte, faßte doch in manchen Augenblicken den Trost, daß seine, eines Wunders gewürdigte Stadt und Burg nicht in die Hände eines so leichtfertigen Feindes wie des würzburger Bischofs zu fallen bestimmt sein könne. Darin kamen Alle überein, daß ein solches Wunder verherrlicht werden müsse, um mit seiner Bedeutung auf

das Volk zu wirken. Eine feierliche Prozession ward daher angeordnet; der himmlische Bogen in der Stiftskirche auf dem Hochaltar ausgestellt. Die Stadt und das Land gerieth in Bewegung. Alles strömte herbei, die himmlische Waffe anzustaunen und an dem feierlichen Umgang Theil zu nehmen. Der Legat vergaß nicht, das Ereigniß nach Rom zu berichten.

Wie es zu geschehen pflegt, wuchs mit der Wiedererzählung das Staunen und mit dem Staunen das Wunder. Und wenn man nun auch in Rom nicht an ein Wunder glaubte, das nicht in Rom gemacht war, so erschien das Ereigniß doch schon als Räthsel interessant — und wegen seiner Wirkung auf das Volk erwünscht genug.

Großen Dingen harrte man nun entgegen, zu denen der König Raspe berufen sei. — Ein ungläubiger Kaiser, hieß es, soll zur Schmach gebracht, die Brut der Waldenser ausgetilgt werden.

Heinrich Raspe, nun ein Gegenstand des öffentlichen Anstaunens geworden, verschob seine Abreise. Er betrug sich von nun an noch rauher und hochfahrender, da er sich vom Himmel selbst so ausgezeichnet sah.

Achtes Kapitel.

Der Abt kehrte von der Prozession sehr verstimmt zurück. Er hatte gehofft, seinen Glauben an das neue Wunder durch die öffentliche Andacht zu erbauen, und nun hatten vielmehr seine Zweifel zugenommen. Die schwärmerische Stimmung einer unzähligen Volksmenge hatte sein Gemüth nicht erhoben. Wenn Tausende vor dem Traghimmel niederstürzten, unter dessen wallendem Dache der Legat den Wunderbogen als Monstranz trug, überfiel den Abt eine tiefe Beschämung, die er sich nicht erklären konnte. Gebückt wandelte er an König Raspe's Seite hinter dem Traghimmel einher. Ihn verdroß die Miene dieses hochmüthigen Mannes, der durch das Wunder nur sich selber für verherrlicht hielt, und die gläubige Andacht des Volkes wie einen Triumph aufnahm. Bei Allem aber konnte sich der

Abt die Erscheinung des seltsamen Bogens nicht erklären. Er machte sich Vorwürfe über seinen Unglauben und über die Verkehrtheit seines Gemüths, das so vielen Tausenden widersprechen und sich widersetzen wollte.

Kaum war nun der verdrießliche Fürstabt in seine Burg eingekehrt, so stellten sich, um seine Laune noch zu verschlimmern, alle heimlichen Sorgen ein. Seine Ungeduld nahm zu. Er wollte durchaus mit einem Theil seines Kummers in's Reine kommen, und begab sich, während der greise König auf das Mittagsmahl wie gewöhnlich ruhte, nach Kötschau's Kemnate. Hier ließ er Mergardis vor sich rufen, und sprach nicht ohne Befangenheit und zusammengerafften Muth:

Der König, meine Tochter, besteht darauf, daß Du den frommen Schmuck, den Du einmal aus seinen Händen angenommen hast, nun aus den meinigen wieder zurücknehmest. Er hat mir harte Worte darüber gesagt, daß ich Dir ihn abgenommen. Ich weiß auch selbst nicht recht, wie mir das in der Zerstreutheit geschehen ist. Ich bin wol auch zu sehr gewohnt, Dir nachzugeben, weil Du Dich bisher in andern Stücken immer verständig und von richtigem Gefühl gezeigt hast. Diesmal

hast Du aber nicht Recht, und ich hätte Dir entgegen sein sollen. Der König wünscht vor seiner Abreise einen Gegenstand geordnet zu sehen, der ihm bei seinem wichtigen Unternehmen nicht länger mehr störend und verstimmend im Gemüth liegen soll. Nicht wahr, meine gute, liebe Nichte, Du bist nicht ungewiß darüber, was der König meint?

Ausweichend erwiederte sie:

Gern will ich des Königs Geschenk aus Eurer Hand zurücknehmen und seiner Bestimmung gemäß gebrauchen, hochwürdiger Oheim, wenn auch der König meinen gewaltsam an sich genommenen Rosenkranz an den zurückgibt, dem er geschenkt worden.

An Konrad? versetzte der Abt. Das wäre zuviel verlangt von einem König gegen einen Ritter und meinen Dienstmann. Indeß würde er ihn uns gern wieder aushändigen, denn sein rascher Zorn reut ihn, — wenn er den Rosenkranz nicht dem — wie Du ja weißt, dem —

Er kam bei diesen Worten in Verlegenheit. „Dem Engel" wollte er nicht sagen, und trug doch seiner Nichte gegenüber Bedenken, durch eine andre Bezeichnung seinen Zweifel zu verrathen.

Lächelnd erwiederte Mergardis:

Ich weiß, daß König Raspe den Rosenkranz

hat aushändigen müssen. An wen, ist mir auch nicht unbekannt, obschon es sich schwer sagen läßt, wie es scheint. Auch Ihr, mein Oheim, sucht nach einer richtigen Benennung. Es freut mich, in Euerm Zweifel über jene Erscheinung einigen Trost für meinen Unglauben zu finden.

Still, meine liebe Nichte! flüsterte der Abt. Wir müssen uns still und stumm in jenes Geheimniß, — in jenes Unerklärliche finden. Möchtest Du in andern Stücken, in bessern Dingen, als dieser mein vielleicht sündhafter Zweifel ist, ebenso leicht mit mir übereinstimmen.

In andern Stücken? versetzte das Fräulein. Nun, vielleicht stimmen wir auch noch in der Vermuthung überein, wer jener geheimnißvolle Unbekannte gewesen sei. Wenigstens rathe ich auf einen Freund Konrad's, dem der Schalk den entzognen Rosenkranz auf lustige Weise wiederzuverschaffen gewußt hat.

Meinst Du? antwortete mit ängstlicher Verwunderung der Abt. Schalk, sagst Du? Das ist sehr ungläubig gesprochen. Lustige Weise, sagst Du? Vorsichtig, vorsichtig, meine Tochter. Ich bitte Dich! Willst Du denn unter die Waldenser

gerathen, wie Saul unter die Propheten? Nein, nein! das ist ein ganz unpassender Vergleich! —

Ich denke, Manegold von Dernbach steckt dahinter, fiel sie ein. Haben wir nicht bei Euerm Einzug gesehen, was er nicht alles zu spielen, und wie er sich zu verstellen weiß?

Manegold? fuhr der Abt auf. Er läßt sich freilich nicht sehen; und falls er entflohen sein sollte, glaub' ich es auch. Nach solchem Frevel würde er sich doch wol nicht mehr in unserer Stadt sehen lassen. Diese prachtvolle Prozession käme auf seine Seele. Nur ein Waldenser kann sich den Spott einer solchen Verkleidung erlauben. Der König würde es ihn büßen lassen. Bei Gott! Raspe's hochmüthiger Glaube und einbilderische Andacht, so verhöhnt, würden verderbend auf des Frevlers Haupt fallen.

Ich beschwöre Euch, mein Oheim! rief Mergardis sehr betroffen. Ich will nichts gesagt, nichts vermuthet haben. Ich will einen Freund nicht in den todesgefährlichen Verdacht des Waldenserthums bringen. O schweigt, um des Himmels Willen, gnädiger Oheim! Schwerlich hat es auch Manegold gethan. Man sieht und hört seit mehren Tagen nichts von ihm. Er scheint jetzt gar nicht in der

Stadt zu sein. Versprecht mir, Oheim, daß Ihr meine Vermuthung vergessen wollt!

Ich, Mergardis? erwiederte er ruhig. Ich werde doch wol, beim heiligen Bonifaz! keinen Zweifel an der wunderbaren Erscheinung ausbringen, ich, der Abt und Hirt dieser frommen Herde! Aber wohin gerieth unser Gespräch? Weiche mir nicht aus, Mergardis! Erkläre Dich über des Königs Wunsch, über Siegmunds Werbung!

O mein gnädiger Oheim! sagte sie zögernd. Ungern betrübe ich Euch —.

Betrüben? fuhr er auf. Du sollst mich nicht betrüben, Du sollst verständig sein; Du richtest mit Deinem Eigensinn mich und Deine Vaterstadt zu Grunde.

Ach, laßt mir vor Allem den Trost, hochwürdiger Abt, daß mein Ja oder Nein nicht von solchem Gewicht sei, versetzte sie. Ein Nein der armen Mergardis, ein Eigensinn der verwaisten Tochter Eures einfachen Bruders. —

Zwischen seiner Empfindlichkeit und der Schwäche für Mergardis schwankend, erwiederte der Abt: Lege mir jetzt Deine Wehmuth nicht an's Herz! Meine Sorgen drücken es schon schwer genug. Beim heiligen Bonifaz, meine Tochter! Dein Ja oder

Nein entscheidet mehr, als Du zu glauben geneigt bist. Du weißt, welche Gefahr uns von Seite des Würzburgers in Verbindung mit dem Gauner- und Raubritteranhang des ziegenhainer Grafen droht. Ich habe jetzt für Stadt und Stift keinen Schirmvogt, sondern einen Sturmvogt; brauche Schutz und finde Trutz. In Deiner Hand liegt dermal unsere Wehr und Sicherheit. Dein Nein trifft den Jähzorn eines Mannes, dessen Beistand ich nicht entbehren kann.

O, könnte ich nur sagen, ich begriffe Euch nicht, mein Oheim! seufzte sie.

Ich weiß, daß Du mich verstehst! fuhr der Abt fort. — Ich habe dem König die Schutzvogtei unseres Stiftes angetragen. Er hat sie unter dem Vorwand seiner jetzigen Unternehmung und seines Kriegszuges abgelehnt; ich weiß aber, daß er es aus keinem andern Grund gethan hat, als um seinen Neffen dazu vorzuschlagen. Er will ihn mit Lehen und Land ausstatten, ihn zum Vogt des Stiftes setzen unter königlicher Oberhand, wenn Du ihm Deine Hand reichen willst.

Warum braucht er meine Hand dazu, wenn er in der seinigen ein gutes Schwert hat? rief das Fräulein aus. Warum meine Person, wenn er

ja doch die schönen Vogteigüter nicht als meine Mitgift, sondern aus Eurer freien Belehnung erhalten kann?

Laß uns darüber nicht räthseln, Mergardis! sprach begütigend der Abt. Wenn ein edler Mann, wie Siegmund von Anhalt, die besten Güter der Welt nicht mag: so haben sie keinen Werth für ihn; wer mag sich darüber wundern? Er will sie nicht, das ist genug. Ich aber bedarf eines Schirmvogts. Und muß es nicht beruhigender für Dich sein, einen Bewerber zu finden, der nicht durch Deine Hand Güter sucht, sondern der Güter als werthlos verschmäht, ohne Deinen persönlichen Werth? der die reiche Schutzvogtei des Stiftes nur als Beilage zum Herzen der Nichte des Abtes annimmt?

Die Schutzvogtei verlangt er also nicht ohne mich? erwiederte sie. Mich aber verlangt er wol nicht ohne meine Neigung und Liebe?

Sicherlich, meine Tochter, begehrt er Dich ebenso wenig ohne Herz, als ich ihn unbeherzt brauchen könnte.

Mithin, lieber Oheim — ?

Nun, Mergardis — ?

Da mein Herz kein Lehnstück der Schirmvogtei ist, so müßt Ihr Euch einen andern Schirmvogt nehmen.

Konraden, nicht wahr? brach der Abt heftig aus.

Wenn Ihr Konraden nicht wollt, — einen Mann, wie Konrad! antwortete sie ruhig.

Ha, einen elenden Dienstmann —! eiferte der Abt weiter. —

Ihr sucht ja einen Mann, der Euch dienen könnte! —

So ist es also wahr, fuhr der Abt fort, was ich zu meinem Erstaunen erst aus dem Munde dieser fremden Fürsten vernehmen muß, — daß Du ihn liebst, und daß Du mich um alle meine Hoffnungen und Berechnungen bringen willst. So muß ich denn sehen, daß auch die Verständigsten Deines Geschlechts Thörinnen sind. Und wenn Euch der Himmel Gaben und Gunst und Gelegenheit gibt, etwas zu sein, so spielt Euer einfältiges Herz Euch und den Eurigen einen Possen, und will kindischer Eigensinn unter dem Namen Liebe sich über Alles geltend machen.

Er hatte Athem und Anlauf zu noch heftigern Reden genommen; aber sein Zorn und Unmuth kam zwischen der Schwäche für die Nichte, und dem Gefühl seiner geistlichen Würde in's Gedräng. Er hielt mit großer Selbstbeherrschung inne. — Nach einer Pause versetzte Mergardis ruhig und sanft:

Davon, lieber Oheim, ist wol jetzt nicht zu sprechen. Glaubt nicht, daß ich jetzt Wünsche für mich hätte, daß ich Euch für meine Neigung oder für die Hoffnungen eines würdigen Mannes gewinnen wollte. Dazu ist die Zeit nicht. Ich achte Eure Sorgen. Doch kenne ich auch Euern Muth, und betrübe mich nicht, als ob ich mit meiner Hand, die ich dem Fürsten Siegmund entziehe, auch Eure Sicherheit und Stärke hinwegnähme. Ihr habt nicht nöthig, Euch einen Schirmvogt mit der unfreien Hand Eurer Nichte zu erkaufen. Die Burg am Dienstagsmarkt, die schönen Vogteigüter und reichen Gefälle sind Preis genug für den wackersten Mann. Fürsten werden sich zu einem so vielbegehrten Amt finden. Und warum wolltet Ihr so vor dem Überfall des Würzburgers bangen, den Ihr mit einem Theil Eurer Kräfte geschlagen habt? Die Stadtmauern sind hoch, die Gräben breit, und wenn, woran nicht zu zweifeln, Eure Bürger und Insassen ebenso treu und wacker sind, dann laßt den tollen Bischof anstürmen mit dem feil gewordnen Grafen von Ziegenhain. Der Plan dieser Feinde war auf heimlichen Überfall und Verrath angelegt. Wozu hätte der Bischof den Ziegenhainer gesucht und geworben, wenn er nicht auf dieses Schutz-

vogtes festen Sitz und Einfluß in der Stadt, wenn er nicht auf Verrätherei gerechnet hätte? Nun kennt Ihr aber diesen gefährlichen Plan; die Feinde wissen, daß Ihr ihn kennt, und werden es wol aufgegeben haben, etwas zu unternehmen, wozu ihnen nun in der Stadt kein heimlicher und heimtückischer Beistand entgegenkömmt. Schwerlich wird jetzt der Graf vor Euerm Lehnhof erscheinen.

Der Himmel ist uns doch offenbar hold und günstig gewesen! versetzte der Abt. Die Sache hätte schlimm ausfallen können.

Es kostet einem braven Mann das Leben, daß wir gesichert sind! seufzte sie. Ein edler Greis ist für unser Wohl als Opfer gefallen.

Ich habe es ihm nicht vergelten können, versetzte der Abt, als durch eine Anzahl Seelenmessen. Mögen unsere Gebete dem Irrgläubigen drüben zur Vergebung seiner Sünden zu Statten kommen. Wer kann wissen, welche fromme Erkenntniß, welche Reue mitten in den Flammen seine Seele erleuchtet und gerettet hat.

Ich zweifle nicht, versetzte Mergardis, der Himmel wird ihm gnädiger sein, als es die tollen Menschen sind. — O mein gütiger Oheim! fuhr sie flehend fort. Wehret diesem marburger Prediger

innerhalb Euers Stiftes. Schützt vor Allen den Ritter Konrad, Euern Pathen. Ich fürchte, der wüthende Dominikaner ist ihm noch nicht hold, und der König Raspe hat ihm den Einspruch in die Werbungen der Bettelmönche noch nicht vergessen. Haltet ihn aufrecht durch Euer Ansehn. Ihr seid es ihm schuldig gegen den König und gegen den Ketzermönch. Dann ist Helika und ihr Vater hier, die mir so großen Dienst, unberufen, aus edelm Sinn geleistet haben. Sie halten sich zwar einigermaßen verborgen; wie leicht aber sucht der Graf, dem sie mich entrissen, Rache an ihnen durch des Marburgers jähen Arm. Ich habe Eure strenge Gesinnung gegen die Waldenser vernommen, mein Oheim, und wage nicht, mehr zu sagen, so voll auch mein Herz, so bang meine Seele ist.

Der Abt war ergriffen, und suchte die Nichte zu beruhigen, deren Gemüthsbewegung er nicht begriff. Endlich sprach er begütigend und einlenkend:

Mache Dir doch nicht so viel Angelegenheit um die Schmach der Ketzer, die da Schmach verdienen. Denke vielmehr ein wenig an die Ehre unseres Hauses, die ja zu gleicher Zeit eine Angelegenheit für uns ist, und jene ungehörigen Sorgen verdrängen sollte. Edle Männer, — Fürsten werben um Dich.

Entschließe Dich einmal zu einer Neigung, oder doch zu einer Wahl, der Gnade Gottes entsprechend, die mir, Deinem Oheim, durch den fürstlichen Krummstab zu Theil geworden, — zu einer Neigung, den vorzüglichen Gaben angemessen, die Deinen Gnadenantheil ausmachen. Der Himmel hat das nicht ohne große Absicht so gefügt, daß eine junge Tochter des Hauses Malkoz, durch äußere und innere Gaben ausgezeichnet, just erwachsen mußte, da ihr Oheim, als gefürsteter Abt, in hohe und vielwirksame Verbindungen tritt. Du bist augenscheinlich berufen, mich in meinen großen Absichten zu unterstützen. Widersetze Dich den Winken des Himmels nicht. Nach einer alltäglichen, werkeltäglichen Zuneigung zu wählen, ist für eine Jungfrau Deines Gehalts zu klein, zu gering. Wähle und vermähle Dich nach Weltwirksamkeit und Himmelsberuf; wähle nach festtäglicher Liebe. Siegmund von Anhalt ist aber dabei auch ein edler und schöner junger Mann. So ist, was höhere Rücksicht fodert und die gewöhnliche Liebe wünschen mag, in ihm vereinigt. Seiner Bewerbung Gehör zu geben, wird hierdurch zu einer unabweisbaren Pflicht für eine Jungfrau, die nicht ihren Eigensinn für das höchste Gesetz der Welt aufstellen will.

Ich glaubte eine Zeit lang die Absichten des Himmels zu Deiner Vermählung in der Person des Königs Heinrich Raspe zu finden. Allein dies war doch ein Irrthum. Seine Gnaden haben mir vertraut, daß schon eine Verlobung geschehen ist, nämlich mit Beatrix, der Tochter Herzogs Heinrich des Großmüthigen von Brabant. Sobald Raspe gegen König Konrad obgesiegt, wird er seine Vermählung begehen, und wünscht, daß zugleich —.

Ein Lärm von der Straße unterbrach ihn. Betroffen eilte der Abt an das Fenster. Mergardis erblaßte. — Beruhige Dich, sagte er, vom Fenster zurückkehrend, — es hat nichts auf sich, es ist nur ein Haufen Volks, das hinter Mathes her hinausströmt, dem öffentlichen Gericht des Magisters beizuwohnen. Eins verdanken wir doch diesem Magister und seinen offnen Ketzergerichten, — eine Erhebung nämlich und Entflammung der trägen, dumpfen Gemüther des Volks. Bei seinen Ketzerfeuern werfen sie doch einen Blick hinaus in die Welt, sie nehmen Theil an etwas Allgemeinem, an etwas, was die Menschheit bewegt. Es gibt doch nichts so Gemeines und Verächtliches, als Stille und Ruhe in einem Volk, da dann Jeder nur für seinen Kochtopf und seinen Pfühl besorgt ist. Der Geist der

Menschen wird lahm, das Gemüth faul. Ich rechne aber noch besonders auf jene von dem Magister angeblasene Begeisterung: sie kann uns nämlich seiner Zeit auch im Kampf wider unsere Feinde zu Statten kommen. Denn die Furcht des Herrn ist der Anfang zu allem Guten. Doch davon ein andres Mal! Also, liebe Mergardis, gute, verständige Tochter! Denke, daß ich jetzt an Deines Vaters Statt vor Dir stehe, und als Dein weiserer Vater. Sprich, welchen Bescheid gebe ich dem König Raspe und dem guten, schönen Siegmund von Anhalt? Welche Hoffnungen gibst Du uns Allen in dieser Stunde?

In dieser Stunde? rief sie in höchster Unruhe aus. O mein Oheim, wartet ab, welchen Bescheid diese Stunde selber gibt. Werbt nicht, freit nicht in dieser verhängnißvollen Stunde! draußen wird ein armer Mensch gerichtet, auf Bekenntnisse gequält, die mich —. Was sage ich? Seine Todesangst kömmt über mein Herz! Ach der Arme! der treue Diener des verbrannten Greises. Mathes, der mich hierher geleitet, aus der Burg des Ritters geführt, mich in der nächtlichen Versammlung der — — —

Sie sank ohnmächtig auf die welken Binsen des Estrichs. Der Abt rief nach Beistand.

Neuntes Kapitel.

Von den Stufen der sogenannten Pestsäule am Fuße des Frauenbergs hielt Magister Konrad seine Abendpredigt an das zahlreiche Volk. Die andächtige Menge kniete und kauerte auf dem steinigen Boden zwischen Disteln und wildem Strauchwerk. Hinter ihnen im Thal lag die Stadt, im Abendrauch der Häuser, der sich matt über die grauen Schindeldächer ausspann. Der Himmel war bedeckt, und zwischen Gewölk herab warf die sinkende Sonne, Regen ziehend, ihre Strahlenseile in die dunstige Landschaft. Die Vögel schwiegen; die Glocken von nahen und fernen Klosterkirchen läuteten das abendliche Ave Maria. Vom nahen Bergkloster herab hörte man im Wechselgesang der Mönche den Psalm: Laudate pueri dominum. Zuweilen stieß ein lauer Wind von Südwest in die leise-flüsternden Bäume,

die am Weg nach dem Berg standen, und fuhr über die entblößten Häupter der andächtigen und ängstlichen Versammlung. Im weiten Hintergrund hüllten sich die Kuppen des Rhöngebirges in schimmernden Dunst ein.

Wie die Predigt vorüber war, führte Bruder Johannes, auf seines Meisters Wink, die Gefangnen, Mathes und Grete, hinter der Säule hervor. Die knieende Menge erhob sich, und Jeder suchte dem Andern über die Schultern zu sehen. Ein Gedräng entstand. Lanzknechte hielten mit ihren Spießen Ordnung vor der Säule, und trieben den Andrang zurück. In diesem Gewog wurde die an Mathes gerichtete Anrede und Ermahnung des Magisters von den Meisten überhört.

Indem kam König Raspe mit seinem Neffen und Gefolg den untern Weg von der Stadt herauf, und näherte sich der Säule, um dem Ketzerverhör beizuwohnen. Die Lanzknechte drängten das Volk weiter zurück, und schafften den Reitenden Raum an der Treppe der Säule. Diese Bewegung benutzten eine Anzahl Studenten, drängten sich zwischen den Pferden und Lanzknechten hinein, und häuften sich auf der andern Seite der Säule.

Magister Konrad wiederholte nun seine Ermah-

nung, und steigerte seinen lebhaften Eifer. — Dir ist bei allem dem eine besondere Gunst verliehen, Mathes, — sagte er unter Anderem. Des schwersten und verdammlichsten Verbrechens der Ketzerei angeklagt und schuldig, wie Du bist, hast Du durch besondere Gnade des Himmels das Mittel, Deine Schuld zu erleichtern und Deine Sünde abzubüßen, wenn Du nämlich ein offnes Bekenntniß aller der Mitschuldigen, die Du kennst, Männer oder Frauen, Jünglinge oder Jungfrauen, ja vielleicht sogar Kinder, vor mir ablegst. Das ist der Wille Gottes und des heiligen Vaters. In dessen Namen rede ich zu Dir, und Feuer und Fluch sind in meine Hände gelegt gegen die verstockten Waldenser, aber auch Vergebung und Wiederaufnahme für die Reuigen und Bekennenden. Zu den letzteren zähle ich Dich, Mathes, und werde Dich als einen solchen auch gleich bezeichnen. Aber nun bist Du auch doppelt verbunden, die Schuldigen ohne Ausnahme anzuzeigen, weil Du Deines niedern Standes wegen kurze Haare trägst, und mithin dem Himmel durch meine Schere nur ein geringeres und schlechteres Sühnopfer bringen kannst, als langbehaarte Ritter und Edelfrauen mit diesem ihrem üppigen Kopfschmuck. Doch wird Dein Geständniß dem

Himmel wohlgefälliger sein, als die längsten Haare des reichsten Grafen in der Christenheit. Also sprich! — In der Burg Deines geopferten Herrn haben sich früher Waldenser von nah und fern, Männer und Frauen zu ihrem nächtlichen und schauderhaften Götzendienst versammelt. Mit Tagesanbruch sind sie dann auseinander gestoben, schadenfroh, den barmherzigen Gott durch schändlichen Aberglauben und schmählichen Frevel verhöhnt zu haben. Die kennst Du alle, Mathes, und weißt, was vorgegangen und begangen ist. Sei betrübt über Deine Sünden, und bitte Gott, daß er sie Dir verzeihe. Also sprich nun, seiner und meiner Vergebung getrost, und nenne mir, die sich bei Deinem Herrn versammelt haben.

Ich habe sie nicht gekannt, heiliger Mann! antwortete Mathes. Sie sind immer in Mänteln und Kutten verhüllt gekommen und gegangen.

Hört Ihr's alle? rief der Magister. In Mänteln verhüllt und in Kutten! Auf rechten Wegen verhüllt man sich nicht mit Mänteln, die wahre Andacht geht in keinen Kutten.

Nein, in keinen Kutten! riefen die Studenten, die unter dem Verhör den ausgesuchten Muthwillen verübten, mit erheucheltem Ernst das Echo des

Magisters zu machen, indem sie, was dieser mit besonderm Eifer und Nachdruck sprach, mit entsprechender Übertreibung nachbrüllten, besonders wenn, wie hier, ein zweideutiger Sinn unterzuschieben war. —

Aber wenn sie auch verhüllt gekommen sind, fuhr Magister Konrad fort, so haben sie sich doch im Saal selbst bei ihrem Aberglauben und ihren sonstigen Gottlosigkeiten enthüllt, sie haben sich untereinander genannt und bekannt. — Wen hast Du dort gesehen, Mathes, wenn auch nur einmal, Mathes? Sprich!

Ich habe ja immer unten an der Thür stehen und auf- und zuschließen müssen, ehrwürdiger Mann, erklärte Mathes. Wer mir dann das rechte Losungswort gegeben hat, den habe ich eingelassen. Das ist mein Platz und Amt gewesen. So ist es.

Wahrlich, wahrlich, ehrwürdiger Herr und Meister! fiel Grete ein. Das kann ich ihm bezeugen vor Gott und vor mir selber. Ich bin dann gewöhnlich zu ihm an das Pförtchen gekommen, und habe mit ihm geplaudert, als seine ehrliche Braut.

Schweig! gebot Magister Konrad. — Du, Ma-

thes, hast Dir vorgenommen, mich zu täuschen, oder hast von Deines Herrn Verstocktheit geerbt.

Aber wenn Dir die andre Erbschaft lieb ist, die Du durch Ritter Konrad's Vermittlung erhalten hast, so bessere Deinen Sinn. Mich trügst Du nicht, ich bin von dem heiligen Vater bestellt. Erkenne dies und sprich! Wenn nun alle Brüder versammelt waren, wenn Eure Gesänge, Eure Zotenlieder anhoben: dann hast Du doch die Pforte geschlossen, hast dem Baalsdienst beigewohnt, und dann hast Du sie ja gesehen und gekannt.

Ich durfte ja nicht wissen, was vorging, heiliger Mann! wendete Mathes ein.

Du Lügner vor Gott und vor mir, dem Stellvertreter des heiligen Vaters, und vor unserm gnädigen König. Du hast Dich von irgend Jemand, vielleicht einem der heimlichen Mitketzer, verführen lassen, so ausweichende Antworten zu geben. Aber Du wirst mit Deinem erborgten Witz zu Schanden werden. Ja, Du vermehrst nur Deine Schuld. — Hast Du nicht dem Grafen von Ziegenhain selbst gestanden —?

Nichts weiter, frommer Magister, als daß Männer und Frauen gekommen sind, und gesungen, gebetet und gegessen haben.

Richtig! — Gegessen haben! rief der Magister. Ich kenne Eure saubern Liebesmahle. Und wer hat denn die Speisen aufgetragen? Ich weiß von Euren schändlichen Liebesmahlen, wo die Schamlosigkeit vom Laster gefunden wird. Und Du hast die Speisen und den Wein zugetragen, und Deinen Herrn bedient. Wie magst Du Dich vor meinem durchschauenden Auge rein waschen wollen? Ich frage Dich mit Jeremias: „Wie darfst Du denn sagen, ich bin nicht unrein, ich hange nicht an Baalim? Sieh an, wie Du es treibst im Thal, und bedenke, wie Du es ausgerichtet hast!" — Wie kannst Du mir sagen, Du kennest die Brüder nicht, da Du doch selbst ein Waldenser bist?

Ein Waldenser? Ich weiß nicht, was das ist. Erklärt mir das Wort, frommer Mann! bat Mathes.

Lügner und Heuchler zugleich! zürnte der Magister. Danke unseres gnädigsten Königs Gegenwart meine Geduld! Waldenser, — Liebesmahle: das verständest Du nicht?

Liebesmahl weiß ich, antwortete Mathes.

So? das verstehst Du? sprach der Magister.

Ja, frommer Mann! Ich habe immer gesehen, daß sie lachten, wenn die Schüsseln kamen, daß es ihnen lieb war, wenn's an die Mahlzeit ging,

und da wußt' ich gleich, warum sie's liebes Mahl nannten.

Die Studenten lachten. Der Magister aber schrie: Also gestehst Du ein, daß Du dabei warst, weil Du sie hast lachen sehen?

Ja, versetzte Mathes. Aber wenn ich als gehorsamer Knecht die Schüsseln in den Saal getragen habe, bin ich deshalb ein Waldenser? Ich weiß nicht, warum Ihr meines Herrn Gäste so nennt. Waldenser?

Willst Du nach allen Seiten ausweichen? — fragte der Magister. Ich soll Dir erklären, Worte erklären? — Ich halte mich an die Sachen und an die Zeichen, an denen man Euch erkennt. Sprich, und läugne vor meinem Angesicht, daß Du die Kröte geküßt hast!

Eine Pause entstand.

Seht Alle, daß er schweigt! rief Magister Konrad. Er vermag vor meinem Angesicht nicht Nein zu sagen. Er hat also den Bund geschlossen, ja, er hat die Kröte geküßt!

Aber, frommer, heiliger Mann, vergebt, daß ich wider Euer Verbot meinen unwürdigen Mund aufthue! sagte Grete die Braut. Es steht doch

geschrieben: Einen Kuß in Ehren kann Niemand wehren.

Die Studenten erhoben ein wildes Gelächter. Das Volk murrte laut. — Magister Konrad donnerte gegen die Verstocktheit solcher Ketzer — Noch an dieser heiligen Stelle und in des Königs gnädiger Gegenwart treiben sie Spott! rief er zürnend aus.

Verzeiht, verzeiht, um Gottes Barmherzigkeit willen, heiliger Mann und hoher König! rief Grete niederknieend mit erhobenen Händen. Der arme Mathes ist noch schwach von des Grafen übler Behandlung, des Ziegenhainers, und weiß sich in seiner jetzigen Angst nicht recht zu helfen und zu verantworten. Ich spotte ja nicht; aber Ihr selbst, hochwürdiger Mann, habt gesagt, der Bund sei geschlossen, und wir haben nicht besser gewußt, als daß Einer seine Braut küssen dürfe. Und dabei ist es geblieben.

Was heißt das? fragte König Raspe den Magister.

Das sind Ausdrücke ihrer geheimen Bundessprache, antwortete der Prediger. Wie in Gebräuchen, so in Ausdrücken treiben sie Frevel im nachahmenden Widerspruch mit unserer heiligen Kirche. Wie wir uns nämlich des Ausdrucks bedienen:

Die Kirche sei die Braut Christi: so vergleichen diese Waldenser die Kröte, ihren Abgott, einer Braut, die der Eingeweihte und der Einzuweihende küßt, wie es im Anfang des hohen Lieds heißt: „Er küsse mich mit dem Kusse seines Mundes, denn Deine Liebe ist lieblicher als Wein." — Seht, so weit treibt es der Spott dieser Ungläubigen, mein gnädigster König! —

Ihr seid ein unterrichteter und tiefeindringender Mann, versetzte der König. Wohl dem Regenten, der einen Kanzler hätte wie Ihr, wenn es gilt, Aufrührer, Bündnisse und Verschwörungen zu durchblicken und zu ergründen. Uns fehlt es an solchen Männern. Spätern Jahrhunderten werdet Ihr ein würdiges Muster und Vorbild sein!

Geschmeichelt von diesem königlichen Lob, fuhr der Prediger des Wortes Gottes fort: So wollen wir denn das eine Bekenntniß mit Klugheit weiter spinnen. Du gestehst es also ein, Mathes, und Du bezeugst es ihm, unnütze Magd, daß Du die Kröte geküßt hast?

Mathes schwieg in ängstlicher Verwirrung. — Gesteh's nur, Mathes! mahnte die Braut. Ja, das muß ich allerdings bezeugen können, gnädigste

Herrn, Niemand kann's ja besser wissen, als ich, daß mich Mathes geküßt hat.

Dich hat er geküßt? fragte Raspe.

Ei, ja wohl! So gut Ihr selber Eure Braut küssen würdet. Und nun hat der heilige Mann auch gesagt, wie es in der Bibel vom Kuß steht, und also erlaubt ist. Ich bin ja des Mathes Braut, ich bin ja seine Grete. Eigentlich bin ich Grete Liese getauft; aber die Liese bleibt gewöhnlich weg, und Mathes küßt kurzweg die Grete.

Bei diesem Mißverständniß brachen die Studenten in den lautesten Jubel aus. Selbst Siegmund von Anhalt lachte, und die Meisten aus dem Gefolg des Königs hielten ihr Gelächter nicht zurück. So oft es still werden wollte, rief wieder irgend einer der Studenten: Er hat die Grete geküßt! — so daß Lärm und Schreien immer auf's Neue anhob.

Der König winkte zuletzt Stille, und zu Magister Konrad gewendet, sagte er laut: Gebt sie frei! Die Unschuld spricht aus ihnen. Laßt sie heim ziehen und sich heirathen. Wer solch' eine Grete küßt, der soll für keinen Waldenser gelten. — Lachend wendete er sein Pferd, und ritt mit seinem Gefolg feldeinwärts. Die Studenten riefen: Vivat die Grete, Magister Frosch, die Grete hoch! —

Und das mißverstehende fuldaische Volk jauchzte nach: Der König hoch! —

In Erwartung, was nun der Magister in seiner Beschämung beginnen werde, schwiegen die Studenten, und die Menge ward still.

Magister Konrad war aber weniger in Verlegenheit, als in Überlegung. Er fühlte, daß die rechte Stimmung unter den Zuhörern erloschen war, mithin keine Erbauung, kein frommer Schreck bei der Fortsetzung des Gerichts zu erwarten sei. Auch fiel mit leisem Regentröpfeln die Dämmerung ein, so daß die Menge unruhig wurde, und die Köpfe mehr nach dem Wetter als nach dem richterlichen Sitz umsahen. Dennoch wollte der hochmüthige Mönch den Schein vermeiden, als sei des Königs Spruch ihm, in seinem geistlichen, vom Papste verliehenen Amt, ein Befehl. Dann stieß er aber wieder auf das andre Bedenken, ob er es mit dem vom heiligen Vater bestellten König so geradezu verderben dürfe. Er konnte sich nicht entschließen, die Gefangnen frei zu geben, und schwankte doch, hier öffentlich wider des Königs Ausspruch zu handeln. Um in dieser Überlegung nicht stumm zu bleiben, fragte er Greten wie zufällig, ob auch sie in der Burg zu Langenschwarz gedient habe.

Nein, ehrwürdiger Herr, versetzte sie, beherzter durch die muntre Stimmung, die ihre vorige Antwort erregt hatte. — Ich wohne im Ort, aber ich kann's mit aller Wahrheit sagen, daß Mathes schuldlos ist. Wenn er etwas aus der Burg gewußt hätte, — mir hätte er's nicht verschwiegen. Wahrlich und wahrhaftig! Denn er hat mir ja ebenfalls den letzten Abend, wo sie heimlich beisammen waren, gesagt, daß sie eine reine Jungfrau aus dem Wald herbeigeholt haben, um sie zu schlachten, und daß sie deshalb Waldus, Waldus! gerufen haben.

Wie, Mathes! rief Magister Konrad, — eine reine Jungfrau haben sie geschlachtet?

Nein, hochwürdiger Herr, nein, das ist nicht geschehen! antwortete Mathes.

Wie, Du Verstockter! zürnte der Mönch, Du willst auch dieser Deiner Verlobten in's Gesicht läugnen, was Du ihr einst selbst bekannt hast? —

Mathes, Mathes! drohte Grete, bedenke, was Du thust! Hast Du mir das nicht gesagt, am hintern Pförtchen? Lüge nicht vor Gott und dem heiligen Mann!

Gesagt hab' ich's, versetzte Mathes, aber es war nicht wahr. Ich habe ihr was weiß gemacht, weil sie mich um Geheimnisse der Burg quälte, und ich doch nichts sagen — nichts zu sagen wußte. Ich wollte ihr nur den neugierigen Mund stopfen.

Ausflüchte, Mathes! rief der Magister. Ich werde Dich züchtigen lassen für Dein verwegnes Lügen.

Schont meinen kranken Rücken! bat Mathes. Ich beweise Euch ja mit des Herrn Abtes Nichte, die noch lebt, daß sie nicht geschlachtet worden ist. Diese war aus dem Wald in die Burg gebracht worden, und wie Ihr selber wißt, ist sie noch so wohl und gesund, wie ich sie im Saal der Burg jene Nacht angetroffen, wo ich sie unter den Gästen meines Herrn abgeholt und hierher nach Fulda gebracht habe.

Des Abtes Nichte aus dem Saal in der Burg? In jener Nacht der versammelten Brüder? rief überrascht und erstaunt der Magister Konrad. So war auch sie unter den Waldensern? Mergardis von Malkoz, des Abtes Nichte, des Hirten dieser gläubigen Herde, — Mergardis unter den Waldensern? — —

Alles blieb still, selbst die Studenten hielten

sich ruhig. Da erhob sich der Mönch und rief mit lauter Stimme: So muß ich denn in diese trübe Nacht hinein klagen mit Jeremia: — „Ja, freue Dich und sei fröhlich, Du Tochter Edoms, die Du wohnest im Land Uz; denn der Kelch wird auch über Dich kommen, auch Du mußt trunken und entblößt werden. Deine Missethat, Du Tochter Edoms, wird er heimsuchen und Deine Sünden aufdecken!"

Es fing heftig zu regnen an. Die Menge brach auf, und eilte stumm auseinander. Eine Angst überfiel die Laufenden, und sie stürzten immer hastiger fort. — Der Magister zog nach der Stadt.

Fünftes Buch.

Erstes Kapitel.

Ein schwerer, schwarzer Himmel brachte eine frühe Abenddämmerung. Es stürmte und donnerte. Thüren und Fenster wurden geschlossen, geweihte Kerzen angezündet. Die Familien versammelten sich um die stille schützende Flamme; sie bekreuzten sich, so oft es blitzte, und sprachen laut mit bebenden Lippen die gewöhnlichen Gebete gegen Gewitter. Von den Thürmen wurden, das Wetter zu vertreiben, die Glocken und Glöckchen gebeiert.

Die Gassen waren leer und finster. Ein Mann, in weitem Regenmantel verhüllt, schritt in diesem Wetter allein auf der Straße, nach dem Petersthor. Ungeachtet des heftigen Gusses lauschte er ein Weilchen dem Lärm der zechenden Lanzknechte in der klappernden Kanne zu. Die Namen des Fräuleins Mergardis, Konrad's von Marburg, des

Königs Raspe und des Abtes klangen hier zwischen den wirklich klappernden Kannen, nach welchen die Bierschenke benamset war. Der Mann im Mantel brummte unverständliche Worte in den stürmenden Wind, und eilte in das gegenüberliegende Eckhaus.

Es war Gafuto's Wohnung. Durch die offne Ladenthür war die Hausflur erhellt. Der Eingetretne schloß hinter sich die Thür. Sabina saß in leichtem, leichtfertigem Anzug neben der flammenden Kerze, und stellte sich zu schlummern an. Sie nahm sich in der Beleuchtung sehr reizend aus. Da der Eingetretne auf keine Neckerei einging, schlug sie die Augen auf, und erhob sich mit der Miene der Überraschung.

Ha, Manegold! sagte sie, und nahm ihm den nassen Mantel und das triefende Barett ab. Dann setzte sie mit neckendem Ton und wegwerfender Geberde hinzu: Ich dachte, Käufer kämen noch! —

Käufer, erwiederte der Ritter, sind ein bequemes, gemeines Volk, die sich durch Wind und Wetter abschrecken lassen; in solchem Sturm kommen nur ungestüme Anbeter, schöne Sabina. Nur die Andacht hält es mit allen Launen des Himmels.

Andächtige bei Nacht und in Mänteln vermummt? spottete sie. Ihr bringt mich in den

Ruf der Ketzerei, Euch selbst in den Ruf der Waldenserandacht. Hehler und Stehler werden gleich geschoren. Hütet Euch, hütet Euch, mein verkappter Anbeter!

Heißest Du nicht Sabina? lächelte Manegold. Sei ruhig! Ja, wenn Du Grete hießest, wäre es sehr bedenklich, Dich zu —.

Er umfaßte sie rasch, und küßte sie ungestüm.

Sabina lachte ausgelassen über die Erinnerung an jenes nun stadtkundige Mißverständniß. — Ist es doch zur Losung des Tags geworden, sagte sie, und an allen Brunnen und Ecken rufen selbst die Gassenbuben: Er küßt die Grete! Die da Grete heißen, können sich vor Muthwillen nicht mehr behalten. Und dieser Spaß, über den man immer wieder lachen muß, erheitert wenigstens in etwas die Betrübniß, die leider! hinter dem Spaß her über Fräulein Mergardis gekommen ist, — Eure still angebetete Heilige, Herr Ritter. Was ist nun inzwischen geschehen? Wie steht die Sache? Nur der Pöbel hat seinen Spaß dabei gewonnen; unter den Vornehmen ist Alles mäuschenstill worden, und wenn noch dann und wann eine Edelfrau hierher in den Laden kömmt, sehen sie aus, als ob sie Mäuse geschluckt hätten. Unter den Studenten ist

keine Lustigkeit mehr; sie gehen paarweis über die Straßen, und fechten mit den Fäusten, als ob das kanonische Recht verloren gegangen sei. Und wenn nun dies Pröbchen von Wetter länger anhält, so wird's zum Verzweifeln, besonders wenn auch noch mein Gafuto, mein struppiger Eheherr, von seinem Umzug auf den nachbarlichen Burgen heimkehren sollte.

Mehreres kam in diesen wenigen Worten zusammen, was Manegolden schnell verstimmte: die Erinnerung an Mergardis Schicksal, der leichtfertige Ton Sabina's, ihre Anspielung auf seine stille Neigung für das Fräulein, die er freilich selbst in verliebter, vertrauter Stunde ausgesprochen hatte. Er suchte die Verstimmung zu unterdrücken; sobald er aber zu reden anfing, schlug sie über und brach aus. — Nach manchem übellaunigen Worte setzte er hinzu: Erinnere mich also nicht an das Edle und Reine, das ich immer mehr aus dem Auge verliere, je tiefer ich mich bei Dir verschlinge und verwirre. Erinnere mich nicht daran, sonst verdirbst Du mir selbst dies elende Glück, das Du noch zu gewähren im Stande bist. O, ich habe zuweilen einen Ekel, einen Abscheu an mir selber, wenn ich so dumpf und toll hierher rennen muß.

Ich verwünsche mich Nachts, wenn die mattherzige Erinnerung an Deine Gunst mir alle guten Entschlüsse durchkreuzt, oder am Tage, wenn ein kindisches Lechzen nach Deinen Liebkosungen mir jedes ritterliche Unternehmen lähmt. Ja, so weit hast Du mich gebracht, oder nein! — ich will Dir nicht Unrecht thun: — hab' ich mich durch Dich gebracht, so weit, daß ich am Blasen der Reiter, am Läuten der Glocken, ohne Muth und Andacht, nur die Stunden abzähle, um in der Dämmerung zu Dir zu schleichen. Jedes Unternehmen scheint mir zu weitläufig für den kurzen Tag, der mir doch zu lang währt; Ich verabscheue jeden ehrbaren Gedanken und jeden frommen Vorsatz, weil sie mir zwischen die süße Erinnerung an den gestrigen — und die durstige Hoffnung auf den heutigen Abend treten. Ich fühle das, ich verfluche es am frischen Morgen, und habe es wieder vergessen, wenn der Abend welkt. Ich bin der erbärmlichste Mensch! Aber bei Gott! ich bin es nun müde, und es muß anders werden, heut oder morgen.

Ei warum nicht gestern oder vorgestern? rief Sabina empfindlich. Sieh, sieh, jetzt ist er liebessatt, der kühne Ritter, und will etwas zu thun haben. Je nun — undankbar sein, ist doch auch

schon etwas gethan! Ich weiß eine Zeit, Herr Ritter, und sie ist noch ganz jung, da Ihr nichts Höheres und Ritterlicheres kanntet, als einer einsamen Frau beizustehen, deren Mann oder Beschützer auf den benachbarten Burgen umherzieht. Wenn Ihr jetzt damit unzufrieden seid, warum sagt Ihr's in meine Ohren, und warum wollt Ihr mich darum kränken? Ihr seid täglich und stündlich gekommen, habt gekauft und gekost. Hattet Ihr etwas Besseres zu thun, als mir Liebesgrillen in den Kopf zu setzen und Schmeichelheimchen in's Herz: warum habt Ihr's versäumt? O ich weiß, was ich Euch hätte zu thun geben sollen! Lachräthsel hätte ich Euch aufgeben sollen, Spottdisteln pflücken lassen; nur keine Liebe zu Euch fassen, oder wenn das nicht in meiner Willkür stand, — keine Liebe verrathen, und nie, nie thun, was Liebe so gern thut, — nie, niemals! Hätte ich Abends meine Thür vor Euch verschlossen gehalten, wahrlich! Ihr hättet nichts Wichtigeres zu thun gehabt, als jeden Tag Gafuto's Laden zu besuchen, diese und jene Sächelchen theuer zu kaufen, und Eure Liebkosungen wohlfeil anzubringen. Dann hättet Ihr selbstzufrieden Euern schlanken Schatten im Sonnenschein beäugelt, hättet im Mondschein Eure Ausgänge gesegnet, und

mir in der Wetternacht nicht bitter vorgeworfen, was ich nie, nie hätte gewähren sollen.

Ein heftiger Blitz zuckte, in der dunkeln Nebenstube widerscheinend. Sabina bekreuzte sich, und rieb die Augen. Dem nachfolgenden Donner nachahmend sprach Manegold: Bum, bum, bum! Der Donner hilft Dir zanken, Sabina. O Du Weise von Saba! Ei sieh, das Herzchen weint! O gib Dir keine Mühe, Bienchen ohne Stachel! Wozu der Aufwand? Du kannst trocken mit mir reden bei diesem nassen Wetter! Schade, daß Du es Niemandem klagen kannst, wie liebesschwach und edelliebend Du gewesen bist; weil Niemand wissen darf, welche Zusagen und Gelöbnisse ich für Deine Liebe und vor Deiner Liebe habe ausstellen müssen. Aber beim Himmel, der uns jetzt nah genug mit seiner bösen Laune ist, — verlaß Dich auf meine thörichten Zusagen nicht! Wenn Du auch über den Esel getraut bist, Liebchen: so traue doch keinem ehrlichen Mann über den Esel, der er selbst in einer heißen Stunde war. Ich ein Schurke, ein Verräther an Freunden und an einer gastfreundlichen Stadt? Ha, ha! Ich weiß, daß ich toll bin, über Dir bin, toll in Leidenschaft; ich kann's nicht läugnen, und ich will's nicht, und es soll auch

nicht anders sein, — niemals anders werden — Weib, Sabina, Zauberin —!

Er umfaßte sie mit Ungestüm, und schwenkte sie mit Kraft in die Höhe. Ängstlich umhalste sie ihn, und sie verstummten Mund auf Mund.

Ich weiß ja wol, Du mein Winkelchen Paradies, daß ich an Dich verloren bin, fuhr Manegold fort; nur betheure mir nicht, daß Du mein aus Liebe, aus Neigung wärest. Ich weiß zu gut, daß Deine Gunst nur der Köter war, mich für Eure Verschwörung zu angeln. Und dies eben empört mich so! Ja, Du glatte Natter! Du hast etwas aus dem Paradies! Aber ich bin kein baarfüßiger Adam, sondern habe einen Rittersporn, Dich zu treten. Ich werde kein Verräther sein! —

Das weiß ich, daß Du kein Verräther sein wirst an unserer Verschwörung, sagte sie.

Was da! so meine ich es nicht! rief Manegold. Kein Verräther an meinen Freunden, an dieser Stadt werde ich sein. So meine ich es! Aber so geht's, wenn man des Teufels ist: man wird auf allen Wegen irre. Was ich auch jetzt thue: hüben oder drüben zischen sie mir einen Verräther zu.

Toller Mensch! lachte Sabina. Wenn Du

nichts verräthst, worauf Du ja Dein Wort gegeben, wie kannst Du ein Verräther sein?

Der größte, wenn ich schweige! rief er. Und welche Verbindlichkeit habe ich, zu schweigen? Für erheuchelte Liebe etwa, für Täuschung? — Lüge um Lüge, Sabinchen!

Verrathe, was Du willst! versetzte sie ungehalten, nur bringe mir nicht alle Tage diesen Vorwurf, dies Unrecht vor! Habe ich Dir je geläugnet, daß ich Dich anfangs gelockt, weil ich Dich als Fremdling, als einen Mann, den ich für keinen bessern, als die andern hielt, für unsern geheimen Bund leichter zu gewinnen hoffte. Es ist wahr. Ach, was ich auch jemals mag gesündigt haben, nichts reut mich mehr, seitdem dies mich reut. Denn nun ich Dich zu lieben gezwungen bin, Dein zu sein, mein nie gekanntes Glück finde: habe ich diese bitterste Erinnerung eines so niedern Anfangs meiner Liebe jetzt nagend im Herzen. Ja, mir galt es Anfangs nur, Dich zu gewinnen, und für nichts büße ich strenger. Denn mein Leichtsinn hat sich an Deiner edeln, reichen Brust in schmerzliche Liebe verwandelt. Was kann ich thun, wenn Du mich nach meinem alten Unwerth behandelst und mißachtest? Ich muß es dulden. Wo ist

mein sonstiger Stolz, mein leichtfertiger Eigensinn, der Alles abwies, was mich kränkte, verlachte, was mir nicht gefiel, verspottete, was mir schmeicheln wollte? Dafür muß ich nun Alles dulden, was von Dir kömmt; muß Dein Hündchen sein, und je mehr Du mich schlägst, desto eifriger Dir anhangen.

Sie umschlang ihn, streichelte ihm die verworrne Stirne und lachte, an seine Brust geschmiegt, mit perlenden Augen an ihm hinauf.

Manegold schwieg finster, weil sein Unmuth unter Sabina's Anmuth verstummen sollte. — Ja, Du Schmeichlerin! sagte er endlich. Deine Liebkosungen kennen einen schwachen Menschen, sie bezwingen mich, obschon mir selbst unter Deinen Küssen das Herz zuflüstert: Sie schließt Dir nur den Mund, damit Du wenigstens schweigest über was Du weißt. Aber dies Schweigen ist eben Verrath, und sobald ich aus Deinen Armen bin, weiß ich klar, was mir zu thun bleibt. Daheim bin ich rechtschaffen. Daheim habe ich Gewissen, das höher steht, als ein unrechter Schwur, den ich Euch geleistet.

Ja, so trittst Du mich! rief sie schmerzlich aus, und warf sich auf das nahe Lotterbett. Dein Miß-

trauen ist die Frucht meiner Schmach, und an dieser Frucht vergiftet sich meine Liebe. Niemals wirst Du eine bessre Meinung, ein ehrliches Vertrauen zu mir fassen. Was ich auch thun und betheuern mag, Du wirst es immer mit Argwohn aufnehmen.

Manegold schwieg abermal aus Mißmuth. Sie sprach mit so tiefer Empfindung, und zwei große, helle Thränen traten als Zeugen hervor, daß er fürchtete, sie mit Mißtrauen zu kränken; dennoch konnte er weder zu ihren Worten noch zu ihrem Weinen ein rechtes Vertrauen fassen, und daß sie dies selber erkannte und aussprach, schien ihm eben verdächtig.

O daß Du mich so kenntest, wie ich Dich kenne! rief sie aus. Höre mich an, Manegold!

Sie zog ihn an ihre Seite auf den Sitz. — Du willst an unserer Verschwörung keinen Antheil nehmen, fuhr sie fort, ja Dich lossagend willst Du nicht einmal schweigen. Die Furcht, ein Schurke an Deinen Freunden zu werden, bringt mich um Deine unbefangne Neigung, ja um Deinen heitern Umgang. Ich habe die erste Schuld; es ist wahr; denn ich habe Dich verlockt. Laß es mich wieder

und wieder aussprechen, was Du schon weißt: mir heilt dann vielleicht dies stechende Übel aus dem Herzen heraus, und Du kannst es nicht genug hören, um es endlich zu glauben, um endlich einmal mir zu trauen. Aber knieend, Manegold, laß es mich bekennen, — so hingekauert und mit gefalteten Händen auf Deinem Knie ruhend, als ob ich zu Dir betete, Du mein Abgott. — Du weißt, wie oft Du kamst, und mir von Liebe schwatztest. Ich lachte Dich aus, um Dich mehr einzunehmen. Langsam gab ich nach, und versprach, Dir gut zu sein, falls Du wacker genug zu einer ritterlichen That wärest. Du verschworst Dich zu Allem, was ich von Dir fodern würde. Du weißt, Manegold, es gibt solche Stündchen, wo Ihr Alles abschwört, Alles zusagt: dann seid Ihr am nichtswürdigsten, und man sollte Euch nie trauen. Bei dieser Deiner Zusage ließ ich es eine Weile, bis ich Dich ganz gefesselt glaubte. Nun nannte ich die gefangne Richenza, die Du solltest befreien helfen. Das war eine That zu Gunsten einer schuldlos gefangnen Frau, Du konntest Dich darauf einlassen. Mehr brauchtest Du am Ende gar nicht zu wissen. Die Stunde der Entführung hing von meiner Bestimmung ab, und ich konnte es so lenken, daß

Du, auch im Falle Du für unser Unternehmen gegen die Stadt nicht zu gewinnen wärest, doch unwillkürlich zu demselben mitwirken müßtest. Denn da ich von Dir fodern konnte, zu einer bestimmten Stunde, in einer bestimmten Nacht, durch ein bestimmtes Thor die Gräfin zu befreien: so konnten durch dasselbe Thor, bei derselben Gelegenheit auch Feinde eingelassen werden, die Wacht niedermachen und das Zeichen zum Sturm geben, der zuerst Dich und dann die Stadt überraschte. Aber ach! während ich Dich täuschte, lernte ich Dich lieben, und wie ich Dich liebte, und Dich in mein Herz sehen ließ, konnte ich Dir da noch unser verstecktes Vorhaben verheimlichen. Als ich Dir mein Herz räumte, behielt ich ja kein Winkelchen für mich. Verrathe ich Dir denn eben nicht selbst, wie ich Dich verrathen wollte? Meinst Du denn aber, ich fürchtete, daß Du je unsere Plane verrietheſt? Ich weiß, wie ich Dich nun kenne, daß Du nichts gegen die Stadt thun wirst; aber ich weiß auch, daß Du nichts gegen uns reden wirst. Ich zähle mir das nicht bloß daran ab, daß Du mich liebst, und meinen Umgang nicht entbehren kannst. Nein! Hätte ich Dich auch vorhin, nach so kränkenden Reden, hinaus in die schaurige Nacht gewiesen,

und Dir nie mehr Abends meine Thüre aufgemacht, — verrathen hättest Du mich doch nicht. Du bist zu edel, mein Schuldner zu bleiben, und für alle Gunst und Liebe mich zu verderben. Sieh, dafür kenne ich Dich. Wofür aber kennst Du mich? Höre mich an! Ich will Dir zu thun geben; denn Du klagst ja doch, daß Du über mir alles edle Handeln versäumtest. Ich weiß schon, Ihr Männer werdet im Handeln liebesdurstig, und unter der Liebe thatenhungrig. Höre mich also! Du wirst zu den Verschwornen gezählt, aber Gafuto traut Dir eben nicht unbedingt. Du erfährst nichts von dem, was er weiter unternimmt und anspinnt, wenn er im Gewand eines Händlers von Burg zu Burg umherschleicht und — seinen Handel macht. Ich will nun aber die ganze Verschwörung in Deine Hände legen. Lenke sie nach Deinen Absichten und zu Gunsten Deiner hiesigen Freunde. Frage mich nicht, warum ich das thue. Was geht mich die Verschwörung an? Das Ding wird mir langweilig. Ich will nicht einmal sagen, daß ich es bloß Dir zu Liebe thäte, Manegold: denn das glaubst Du mir wieder nicht. Genug, ich thu's meinem struppigen Gafuto zum Possen, und weil es mich heimlich freut, aus dem, wozu sie alle so fürchterliche

Gesichter schneiden, mir lachend einen Spaß zu drechseln. — Nun, ist Dir das recht, mein süßer Freund? —

Seht doch, wie fein und listig! erwiederte Manegold. Hältst Du das für den einzigen noch übrigen Weg, mich zu halten und zu brauchen? —

Mit einem betrübtlächelnden Blick maß ihn Sabina. — Ich erwarte nur Mißtrauen von Dir, sagte sie. Ich weiß den Anfang unserer Bekanntschaft zu gut, um zu erwarten, daß Du mir wie einer Edeln unbedingt vertrauen könntest. Ich habe noch eine Weile Geduld mit Deinem Argwohn. Aber willst Du eine Probe über die Berechnung meines Herzens: so erzähle nur dem Gafuto das Anerbieten, das ich Dir eben gemacht, und komme folgenden Tags, uns zu besuchen; sieh' dann zu, ob wir noch irgend zu finden sind innerhalb Eurer Stadtmauern.

Du weißt wol, daß ich Dir keine Mißhandlung Deines Mannes verursachen werde, erwiederte er. Indeß, — ich will's einmal bis morgen überlegen, ob ich Dir trauen darf, Du mein süß Trautchen.

Es ist auch eine Folter, auf die uns eine reizende Geliebte legt, — oder vielmehr ist es eine schwebende, hin und her reißende Folter, wenn man eine Geliebte an ihrer Leichtfertigkeit kennen gelernt

hat, und hernach an ihren Edelmuth glauben soll; wenn man in ihrem Schooß entschlummert ist, und an ihrem Herzen erwacht. Entweder sollte der Liebende das Gedächtniß oder die Geliebte ihre Reize verlieren: dann gäb's doch Platz für Vertrauen oder für Trennung. Indeß, ich will mir's überlegen, Sabinchen.

Thue das, Unseliger! rief sie feierlich. Vielleicht lernst Du bis morgen begreifen, wie ich zur Verrätherin werden kann, damit Du nicht zum Verräther zu werden brauchst!

Still, still! Schreie doch nicht so! warnte er. —

Hörst Du nicht Wind und Wetter draußen? versetzte sie. Horch, wie der Sturm heult, der Regen schüttet! Glaubst Du, ein Horcher lege jetzt sein Ohr an den rasselnden Fensterladen? Hu, Manegold, wie ängstlich wird diese Nacht!

Sie schmiegte sich zärtlich an ihn.

Wirst Du aufhören, Dich zu fürchten, wenn ich bei Dir bleibe, Sabina? fragte er flüsternd.

Sie drückte sich lächelnd an seine Seite und schlug, an ihm hinaufblickend, mit den langen dunkeln Augenwimpern ein stummes Ja über die erglühenden Wangen.

Zweites Kapitel.

Gleich nach der Rückkehr des Magisters und Ketzerpredigers von jenem unglücklichen Gericht an der Pestsäule hatte der Abt eine lange und ernste Unterredung mit Mergardis gehabt, und die Erzählung der Nichte über jene in der Burg zu Langenschwarz verbrachte, in ihren Nachwirkungen so verhängnißvolle Nacht angehört. Mit Angst und Vorwürfen war er gekommen, und ging nun, wenigstens über die Gefahr der Nichte beruhigt, indem er bei seinem Verstand und lebhaften Rechtsgefühl keinen Augenblick zweifelte, Mergardis müsse auch von dem eifernden Magister auf der Stelle für schuldlos angesehen und unbescholten entlassen werden. Der Fall schien ihm so wenig zweifelhaft, daß ihm gar nicht in den Sinn kam, vielweniger eine Besorgniß aufstieg, der Magister möchte viel-

leicht, nach dem zwischen ihnen vorgefallnen Wortwechsel, ein getrübtes Auge oder ein befangnes Herz mit zur Untersuchung bringen.

Der Abt eilte zum König Raspe, um den entrüsteten Herrn, der bereits Befehl zum Aufbruch gegeben hatte, zu beschwichtigen. Er theilte dem König mit, was er zu Mergardis Gunsten eben von ihr selbst erfahren hatte. Die Sache gewann, wie zumal der Abt sie vortrug, ein andres, besseres Ansehen. Raspe entschloß sich nun, zu bleiben und den Ausgang des Gerichtes abzuwarten.

Ganz beruhigt war indeß der argwöhnische König nicht, und rechnete bei seinen wiederaufsteigenden Zweifeln dem Abt mit wenigschonenden Worten vor, was Alles auf dem Würfel des Gerichtsspruches stände, und daß an eine Verbindung seines Neffen mit einer, wenn auch reuig rückkehrenden Waldenserin nicht gedacht werden dürfe, welche Gesinnung hierin auch sein weichmüthiger, verliebter Neffe haben möge. — Dessen und seines Hauses Ehre, sagte er, fodert wenigstens die eine Mitgift Eurer Nichte — ihres unverletzten Haarschmuckes. Die Rechtgläubigkeit und die sittliche Reinheit des Fräuleins haben sich jetzt vor aller Welt in diese schönen blonden Flechten gesetzt. Mit dem Schmuck

der Haare hat sich die Bedeutung derselben vermählt, und von dieser Vermählung hangt jetzt auch die von uns besprochne und beschlossene Heirath meines Neffen und Eurer Nichte ab. Siegmund von Anhalt ist edler Art und Abstammung, und würde sich auf den Grummetwuchs dieses Haares nicht vertrösten lassen, wenn Magister Kurt, der Ketzerrichter, die erste Schur hätte.

Wie? rief der Abt. Gesetzt ein augenblicklicher Irrthum, — es ist der Fall nicht, aber welches Gewicht legt Eure Gnaden darauf! — ein kleiner Irrthum in einem dunkeln Dogma —!

Was? fuhr Raspe auf. Der Abt von Fulda und Primas der Äbte in Germanien und Gallien begreift nicht, wie Heinrich Raspe, der König, mehr als irgend ein König der Christenheit auf die reine katholische Lehre halten muß, vollends bei einer Familienverbindung? Was soll der heilige Vater dazu sagen, wenn ich meinem Neffen eine Waldenserin — oder eine zu solcher Ketzerei Neigende —? Und, hochwürdiger Abt, vergeßt Ihr denn auch den andern Punkt, daß nämlich die Andacht dieser Ketzer, welcher Mergardis beigewohnt haben soll, mit einem Liebesmahl schließt? Wißt Ihr, was ein Liebesmahl sagen will? Kann etwa hierin auch

Reue und Rückkehr das Verlorne wieder gut machen? Ist nicht das Gerücht verbreitet worden, — in der Burg zu Langenschwarz habe man eine reine Jungfrau geopfert, und Mergardis, des Abtes Nichte, sei diese Jungfrau gewesen. Schlagt nun diese Fabel, wenn es eine ist, todt sammt aller ihrer Nachkommenschaft! Meint Ihr, man würde unter diesem Geopfert das Leben verstehen, und nicht vielmehr die jungfräuliche Tugend? Oder soll mein Neffe am Ende nicht bloß eine reuige Ketzerin, sondern wol gar auch eine büßende Magdalena heimführen? Und diese Magdalena hätte nicht einmal ihr reiches Haar behalten, um ihres Herrn Füße damit zu trocknen? Nein, nein! Ihr seid Primas unter den Äbten, und Eure Nichte muß eine unbescholtne Primel sein.

Der Abt verließ den König niedergeschlagner, als er gekommen war. Nicht, daß er am Vertrauen zu seiner Nichte verloren hätte, sondern weil er nur lebhafter fühlte, was auf dem Spiel stand, oder was ein argwöhnischer Mann auf dieses Gericht, setzen konnte. Es kam also Alles darauf an, wie dies öffentliche Gericht geleitet, und ablaufen werde. Kein Schatten eines Zweifels durfte auf Mergardis ruhen bleiben, kein Achselzucken auch des

geringsten Mannes durfte sich an den verkündigten Urtheilsspruch anhängen. — Eins blieb bei allem Vertrauen, das der Abt zu seiner Nichte hatte, beängstigend genug: der für eine öffentliche Untersuchung so zarte Gegenstand, — die jungfräuliche Ehre der Nichte selbst. Wenn er daran und an das Zartgefühl seiner Nichte dachte, überliefen ihn kalte Schauer. Wenn er sich auch sagen konnte, daß des Magisters Eifer mehr auf Reinheit des Glaubens gerichtet war; so durfte er doch nicht zweifeln, der König werde bei so lebhafter Theilnahme an der Untersuchung seinen Einfluß auf den Ketzerrichter geltend machen.

Der bekümmerte Abt traf mit dem Magister Konrad zusammen, der das Fräulein im Spielingsthurm verwahrt und bewacht wissen wollte. Vergebens suchte er diese Schmach von der Nichte abzuwenden, und es als seine eigne Sorge hinzustellen, daß Mergardis dem Gericht nicht entgehe, sondern — öffentlich beschuldigt, auch öffentlich gerechtfertigt werde. Der Mönch gab nicht nach, und der Abt fand im Selbstgefühl seiner hohen Würde und Stellung keine besänftigenden Worte und Gründe für den trotzigen Magister. Ja, der geistliche Fürst beging die Unklugheit, daß er mit lebhaften Betheu-

rungen eine nicht zu bezweifelnde Schuldlosigkeit seiner Nichte behauptete, und dadurch den starrsinnigen Mönch, der sie für eine unfehlbar Schuldige zu halten geneigt war, zum gefährlichen Kampf des Rechtbehaltens herausfoderte. — Der Wortwechsel führte nicht weiter, und der Abt trug am Ende doch Bedenken, es auf eine Entscheidung des gereizten und argwöhnischen Königs Raspe ankommen zu lassen. So ward Mergardis in den Spielingsthurm gebracht.

Drittes Kapitel.

Agnese von Kötschau schlief nun gerade in der schreckhaften Sturmesnacht, in welcher Manegold die ängstliche Frau Sabina beschützte, zum erstenmal allein im Gemach, das sie sonst mit der Base getheilt hatte. So oft sie auch beängstigt die Augen schloß, und einzuschlummern versuchte: bei jedem Windstoß und Regenguß, der die rasselnden Fenster traf, schrak sie wieder auf. Und jedesmal dachte sie an Manegold. Ihr Herz schlug dann heftiger, als ob der geträumte Beschützer wirklich in der Nähe wäre. — Die Gedanken an Manegold und Mergardis ließen, auch als nach Mitternacht der Sturm sich legte und der Regen aufhörte, das betrübte Mädchen nicht zur Ruhe kommen. Ein ängstlicher Kummer trieb sie vom Lager an das Fenster.

Die schwarze Nacht lichtete sich etwas; der Mond im letzten Viertel schiffte durch die geborstnen, geballten Wolken, wie ein Boot auf stürmenden Wellen. Agnesens Angst löste sich in Wehmuth auf. Sie weinte und wußte nicht warum. Mit thränenden Augen sah sie die flüchtigen Wolken ziehen, und so zogen eilend und unbestimmt ihre Gedanken und Gefühle mit. Auch das Weinen erschöpfte sich; sie suchte wieder ihr Lager auf. Hier saß sie lange mit gefalteten Händen auf der Decke; ihre Gedanken dämmerten um die Fensterscheiben, die der Mond auf die weiße Wand des Gemachs abzeichnete. Ein Kruzifix über einem Betstuhl ward in dieser seltsamen Verklärung kenntlich. Ihre verworrnen Empfindungen spannen sich endlich in einen Faden der Erinnerung an ihr vergangnes Leben. Alte Vorsätze regten sich; neue Zweifel stiegen auf. Diese Zweifel gingen Mergardis an. Das verschlossene Wesen der Base seit ihrer Rückkehr von Langenschwarz, ihr Ernst und Nachsinnen schienen doch aus einer verbotnen Theilnahme an Ketzerei zu kommen. Was diesen Verdacht bestärkte, war der Eifer, mit welchem Mergardis so oft und öffentlich sich des Grafen von Henneberg und der Waldenser überhaupt angenommen hatte. — Sie

war zu glücklich und geliebt, um nicht übermüthig zu werden! seufzte Agnes. Ach wie gefährlich ist es, in der Welt glücklich und geliebt zu sein! Wie gut war Mergardis! Gut — ja, wenigstens im Thun und Lassen, — edel und gut. Im Glauben freilich zeigte sie den lebhaftesten Eifer nicht, und das Beten betrieb sie lässig. Doch war sie sonst untadelhaft — die Glückliche, die Allgeliebte! Aber der böse Feind stellt gerade den im Leben Glücklichen und Liebebeglückten am meisten nach, wie es scheint. An der durchdufteten Locke faßt den Menschen so gern die Versuchung. Und wenn sie den Berauschten losläßt, wo steht er dann, taumelnd hingeführt? O, sie lassen ihn nicht einmal los, die bösen Geister; sonst stände ihm ja Reue und Rückkehr offen. Mergardis ist verloren. Ach! eine Seele mehr, die meines Gebetes bedarf. Ja, Herr, ich verstehe Deinen Ruf, Deinen wiederholten Zuruf, und will ihm gehorchen! Wer weiß, ob der Herr nicht meine theuerste Freundin gerade darum fallen läßt, um mich zu retten! Ich folge ihm.

Das waren nun wieder ihre alten Vorsätze, — in's Kloster zu gehen, den geweihten Schleier zu nehmen. Und wir finden auch hier jene Art von selbstzufriedner Ergebung, mit welcher Unglückliche,

die sich der Frömmigkeit zuwenden, sich so gern als bevorzugt, als besondre Lieblinge des Himmels ansehen. — Agnese dachte dabei an den frommen Magister und an dessen Ermahnungen; sie fühlte sich in ihrem Entschluß bestärkt, den sie jetzt fest und unverbrüchlich faßte. — Wenn auch Mergardis büßend zurückkehrt, dachte sie, wir bleiben uns entfremdet: Die Geschorne würde bei jedem Schlafengehn, bei jedem Morgenanzug nur beschämt mein Haar ansehen, das sonst kein Gegenstand ihres Neides war. Nein, ich will nun großmüthig sein, und auch mein Haar verbergen, nämlich, unter dem Schleier der heiligen Klara. Und der Rosenkranz —.

Die Frau Gafuto's fiel ihr wieder ein; sie dachte an die Bänder in den Haaren, an den entblößten Nacken der schönen Frau und an Manegold's trunkenkecke Augen. Sie erschrak, ihr Herz klopfte, sie schlug ein dreimaliges Kreuz, und flüsterte halblaut ein Ave Maria.

Jetzt läutete — es war vier Uhr — vom Kloster der heiligen Klara das Mettenglöckchen in drei Absätzen. Eine wundersame Beruhigung kam über Agnesens Herz. Sie faltete von Neuem die Hände und lächelte. — Wie munter ich sein werde, täglich

die Mette mitzusingen, so schlaffelig ich sonst bis an den hellen Tag war! flüsterte sie. Heut hat mich der Herr erweckt, der Sturm war sein Weckbote; — die Schläferin ist für den Himmel ermuntert. Wie leicht hat mich des Herrn Gnade von der Mutterbrust der Erde entwöhnt, um zu dem himmlischen Vater zu lallen, der mich näher bei sich haben will. Vor vielen, die gefallen sind, hat er sein lieberes Kind auserwählt. Morgen früh schon singe ich mit Euch die lateinischen Psalmen, Ihr Schwestern, und was ich immer so gern hörte, das: Magnificat anima mea dominum.

Der Morgen dämmerte. Sie stand auf, ihre Sachen zu sammeln und zu packen. Sie nahm sich vor, im Kloster zu sein, ehe Mergardis zu Gericht gehen würde. Sie fürchtete nur, die Großmutter, die vor Schmerz und Betrübniß krank darniederlag, würde sie vielleicht ungern ziehen lassen, und unter dem Vorwand der Pflege, sie von ihrem gottseligen Vorsatz abhalten. Daher nahm sie sich vor, stillschweigend wie gewöhnlich zur Messe zu gehen, und von da in das Kloster einzukehren. Sie zweifelte nicht, die Äbtissin, die ihr früher so freundlich zugesprochen hatte, würde sie erfreut aufnehmen, und den Kampf mit den etwa unwilligen

Großeltern durchführen. Sie selbst wollte nicht wanken noch weichen.

Indem sie nun sich ankleidend ihr loses Haar ordnete, seufzte sie: Ja, demüthiget euch, ihr einst so eiteln Zöpfe unter den geweihten Schleier. O Mergardis, nie werde ich Dir mehr die blonden Haare flechten!

Viertes Kapitel.

Erst gegen Morgen derselben stürmischen Nacht und noch von innern Kämpfen bestürmt, war Mergardis eingeschlummert. — Der Erste, der wie ein Morgenstern mit theilnehmender Miene in ihr bewachtes Gemach trat, war Siegmund von Anhalt in seinem Panzer und besten Schmuck.

Ich habe geeilt, mein Fräulein, sagte er, der Erste zu sein, der Euch heut begrüßt. Ich wollte mit meinen besten, herzlichsten Wünschen dem bösen Tag, der für Euch anbricht, die finstre Bestellung abjagen. Nur Ritter Konrad ist mir zuvorgekommen und harrte schon draußen bei dem Wächter auf den Augenblick Euers Erwachens. Ich habe mich ihm vorgedrängt, er ist mir gewichen. Wäre er es in allen Stücken! Doch zu diesen Wünschen kam ich nicht hierher.

Mergardis fühlte sich heiter angeregt durch die Erscheinung eines Freundes, der mit lächelnder Betrübniß ihre ängstliche Erwartung zu beruhigen schien. Sie dankte ihm für seine Theilnahme.

Ich komme nicht, einen Dank zu holen, sagte er, sondern nach Euern Befehlen einen Dank zu erwerben. Mein Oheim, der König, ist im Zorn — ich wollte sagen, in Unruhe um Euch. Er hat heut Nacht nach Frankfurt aufbrechen wollen. Ich habe ihn beschwichtigt. Mein Vertrauen in Euch hat nicht gewankt. Euer Herz, Mergardis, ist ohne Schuld. Wäre es mir so wohlgesinnt, als es dem Himmel rechtgläubig ist! — Doch ich will nicht für mich reden: für Euch kämpfen will ich. Seht mich da gerüstet. Es soll nicht zu einem Spruch über Euch kommen. Man soll nicht sagen, es hätte Euch an vertrauenden Freunden gefehlt, die mit ritterlichem Schwert zwischen Euch und die Schmach eines Richterspruches getreten wären. Dies mein Schwert, Fräulein, ist gut, für Euch einen guten Spruch zu fällen. Gestattet mir dies, und nehmt mich zu Euerm Kämpfer an! Ich will mich Jedwedem stellen, der, laut herausgefodert, sein Schwert ziehen will, die Beschuldigung gegen Euch aufrecht zu halten.

Der Magister führt kein Schwert, erwiederte Mergardis, und Mathes, mein armer Ankläger, ist nicht waffenfähig. Und wenn er es wäre, würde er mit Euch nicht fechten wollen, denn er selbst hält mich nicht für eine Ketzerin. Er hat mich angeklagt, ohne mich beschuldigt zu haben. Ich gelte heut nur für eine Angeschuldigte, weil der Magister, der Prediger des Wortes Gottes, gern einen Gerichtstag halten will.

Verfluchter Wirrwarr! rief Siegmund heftig aus. Aber desto besser! — Nein, ich meine nichts Feiges mit diesem „desto besser": als hoffte ich dann leichter zu siegen. Der Magister, sagt Ihr, und Mathes? Ich will ja mit keinem dieser Beiden fechten; sondern mit irgend einem ritterlichen Mann, der, vom Herold aufgefodert, Eure Anklage zu vertreten Lust hätte. Seht, Mergardis, wenn mich in Euerm Namen kein ritterlicher Mann anfechten mag, dann geltet Ihr für unanfechtbar bei allen Edeln; Euer Name glänzt fort im ganzen Reich. Wagt es aber Einer, dann ist Siegmund von Anhalt so gut für Eure Ehre, als er unbesiegbar um Eurer Unschuld willen sein wird.

Der Magister geht so nicht zu Gericht mit Ketzern, versetzte Mergardis. Um meine Ehre könnte

ritterlich gefochten werden, nicht aber um meinen Glauben. Da ist Magister Konradus Herold und Ankläger, Richter und Scherge in einer Person, und eine arme Waldenserin kann nur —

Sie schwieg. Es schauderte ihr selbst vor dem, was sie hatte sagen wollen.

Mein Oheim, der König, ist auf mein Vorhaben eingegangen, erwiederte Siegmund. Er begünstigt meine Bewerbung um Euch, mein edles Fräulein, und möchte gern alle Gefahr entfernt sehen, die für eine mich beglückende, ihm und Euerm Oheim so erwünschte Verbindung aus einem Urtheilsspruch des Magisters entspringen könnte. Magister Konradus ist heftig in seinem frommen Eifer, und mit Worten ist ein gar bedenklicher Kampf. Eine Schwertwunde heilt in ihrem eignen Blut; ein Wort ist oft ein toller Biß. Wenn mein Schwert vor Magister Kurt's Urtheil richtet, dann seid Ihr rein und schuldlos; nach des Magisters Spruch ist mein Schwert gebrochen. Wenn er Euch für eine Waldenserin erklärt —.

Ich verstehe Euch schon! fiel Mergardis ein. Welcher adlige Mann darf sich um eine erklärte Waldenserin bewerben? Ist nicht Ketzerei das größte Verbrechen? Ist nicht König Raspe des heiligen

Vaters Fahnenträger? Seid Ihr nicht des Königs Neffe? Nicht wahr, mein offenherziger Freund, ich verstehe den Wirrwarr?

O mein Fräulein, eilt ihm zu entkommen! versetzte Siegmund. Da stehe ich! Seht, mit diesem guten Schwerte lös' ich alle die Verwirrung. Ich stelle mich für Eure Unschuld und Rechtgläubigkeit, und wenn meinem öffentlichen Aufruf Keiner erscheint, der wider mich Eure Anklage und Schuld verfechten will: dann seid Ihr frei in allen Ehren.

Und dann —? Frei, sagt Ihr? — Siegmund verstand diese Frage und des Fräuleins Lächeln nicht; er blickte sie verwundert an.

Mergardis hatte in dieser stürmischen Nacht alle die Wechselfälle eines Gerichts bedacht, das von einem Manne wie Konradus von Marburg gehalten würde. Sie sah mit aufgeregter Phantasie ein furchtbares Knäul um ihr Haupt sich zusammenziehen. Wie annehmlich zu einer glücklichen Lösung schien daher Siegmund's Anerbieten! Ob Magister Konradus auf eines jungen Fürsten ritterliche Schwärmerei in einer reinkirchlichen Sache achten werde, stand freilich dahin. Des Predigers Starrsinn war groß; aber seine Ergebenheit gegen den

Glaubenskönig Raspe war nicht geringer, und es ließ sich erwarten, daß er eines solchen Königs Wunsch und Fürsprache nicht schnöde abfertigen werde. Doch ebenso klar wie dies erkannte Mergardis auch die Bedeutung, die in des jungen Fürsten ritterlichem Erbieten lag. Wenn sie ihn zu ihrem Verfechter annahm, erklärte sie ihn auch vor aller Welt zu ihrem Gemahl. — Auf diesem Scheidewege blieb sie nicht lange ungewiß, nach welcher Seite hin sie sich zu wenden habe.

Wenn aber der junge Fürst zu bewegen wäre, durch seine Verwendung bei König Raspe und durch diesen bei dem Magister eine solche ritterliche Entscheidung ihrer Anklage geltend zu machen, dann aber den Kampf selbst edelmüthig an Ritter Konrad abzutreten — ein Blitz war dieser Gedanke, — und zündete ein Schamroth auf ihrer Wange. — Nein, auch diese Erklärung durfte sie nicht geben, diesen Schmerz nicht dem freundlichen Siegmund machen. Ach! dieser Tag war nicht zum Trotz, sondern zur Demuth und Ergebung da.

Der junge Siegmund von Anhalt verstand den Kampf nicht, den sein erwartungsvolles Auge auf dem Angesicht des Fräuleins vorgehen sah. Sie lehnte sein Anerbieten mit freundlichen, herzlichen

Worten ab. — Er war eher erstaunt, als betroffen, und schien mehr zu berechnen, was sie aufgab, als was er verlor.

Ich bin durch die seltsamsten Verwicklungen in diese Lage gekommen, sagte sie. Der Mißverstand ist mein Ankläger, der Zufall wird zum Frohnboten, und Magister Kurt ist Richter. Dies ist ein Gericht so seltsamer Führung, so von höhern Mächten eingeleitet, daß ich keinen Freund, Niemand, mit dem ich es wohl meine, hier möchte eingreifen und gegen Wesen mithandeln sehen, deren geheimnißvolle Kräfte mit keinem menschlichen Muth und ritterlichen Geschick zu bekämpfen sein dürften. Mein Fürsprecher ist mein Gewissen, und meine Berufung der über Alles waltende Gott. Geht, mein edler Herr; wie auch der Spruch falle, und des Gerichtes Ausgang sei: nehmt meinen Dank und bewahret mir Euer gutes Vertrauen!

Siegmund suchte diese, wie ihm schien, abergläubige Ansicht zu widerlegen. Mergardis aber sehnte sich, den Ritter Konrad zu sprechen, den sie draußen wußte. Mit Lächeln sagte sie daher: Auch über Euer Kampferbieten selbst kann ich nicht recht in's Klare kommen. Euer Vertrauen zu mir ist stark genug, um des Magisters Urtheilsspruch ab-

zuschneiden, und doch wieder nicht stark genug, dessen Verdammungsspruch zu überdauern. Glaubt Ihr, ich könne durch des Mönchs Urtheil schuldiger werden, als Ihr jetzt mich haltet? Vorher fürchtet Ihr nicht für Euer Leben, und nachher doch für Eure Bewerbung. Ich wünschte lieber einen Freund zu finden, der sein Leben schonte, um mir sein Herz zu bewahren.

Verlegen entfernte sich der junge Fürst.

Mit heitrer Miene sah nun Mergardis ihrem geliebten Ritter entgegen. Sie hoffte durch eigne Fassung ihn selbst am ehsten zu beruhigen. Statt seiner stürmte, nach kurzem Wortwechsel vor der Thür, Manegold herein. Konrad hatte den ungestümen Freund nicht zurückhalten können, und folgte ihm nun mit besorglichem Herzen auf dem Fuße nach.

Manegold sprach seine Theilnahme für Mergardis auf dem leidenschaftlichen Umweg des Zorns über den Magister Konrad aus. Mit den heftigsten Verwünschungen und Drohungen gegen denselben setzte er das Fräulein in Angst und Unbehagen. Sie erkannte den einst so anmuthigen Jüngling in dieser Verwilderung kaum wieder. Auch in seinem

Angesicht nahm sie die unbefangne Fröhlichkeit, in seinem Anzug die frühere Zierlichkeit nicht mehr wahr, und empfand nun statt wohlthuender Theilnahme nur die betrübende Ahnung, der Freund müsse während seiner Zurückgezogenheit in keiner edeln, bildenden Umgebung zugebracht haben.

Beruhigt Euch, mäßigt Euch, Manegold! bat sie. Ich habe Euch lange nicht gesehen, und Ihr habt Euch einigermaßen verändert. Ihr habt die Weise verlernt, mir Eure Theilnahme so auszudrücken, wie sie mich, zumal jetzt, freuen könnte.

Ich weiß es, ich weiß es! rief er schmerzlich aus. Ich bin der Alte nicht mehr. Ich wäre nicht mehr werth, vor Euch zu erscheinen. Ich raube mir diesen Euern Anblick, um mit dem Unrecht, das Euch widerfährt, und mit meinem giftigsten Zorn über diesen wüthenden Mönch meinen heimlichen, unsäglichen Schmerz zu nähren. Ich bin verloren, und darf Euch nicht sagen, wie ich es bin.

Er stürzte vor dem Fräulein nieder, Stirn und Augen hart in die gefalteten Hände gepreßt.

Mergardis wendete sich an Konrad. Vertraulich zu ihm getreten, sah sie ihn mit schmerzlichem Wohlwollen an. — O mein Freund, sagte sie, un-

sere Besorgnisse sind eingetroffen. Mich dauern die Meinigen zu Hause. Ach! ich denke unaufhörlich daran, wie sie mehr noch von Zweifeln an mir, als von Kummer um mich gequält werden. Sagt mir, was ist aus Helika und ihrem Vater geworden?

Helika ist festgenommen, und wird mit Euch und gegen Euch vor Gericht gebracht, antwortete Konrad. Ihr Vater ist verschwunden. Man hatte seinen Gastfreund, den Waffenschmied Eustach, ergriffen, um von ihm zu erfahren, wohin Esperle gekommen sei. Diesen hat nämlich der Magister als früher schon von ihm verfolgten und aus dem Siegenschen entwichnen Waldenser wiedererkannt. Es schien dem Mönch Alles daran gelegen, des abermals Entflohnen habhaft zu werden. Da Eustach indeß nichts Genaues angeben konnte, den Fremdling nicht näher zu kennen behauptete, und Mathes auf den Waffenschmied selbst nichts aussagte: so hat man ihn als einen Unbeschuldigten wieder auf freien Fuß gestellt.

Gott sei Dank, daß Esperle sich gerettet hat! — rief Mergardis. Also die arme Helika —!

Und Ihr, Mergardis, und Ihr —? rief Konrad lebhaft aus.

Ja heut! seufzte sie. Ach vor den unzähligen

Menschen soll ich da stehen. Diese rohen Blicke entehren mich. Und Du, Konrad — ?

Ich — ? Mergardis! fragte der Freund, von dem traulichen Du überrascht.

Nein! fiel sie erröthend ein. — Wer weiß, wie Ihr nach dem Gericht von mir denkt!

Der Ritter verstand diese Bewegung nicht, und fühlte nur, daß sie tief aus ihrem Herzen kam.

Mergardis hatte sich nämlich während der Nacht vorgenommen, mit dem Freund über ihre Gesinnung gegen ihn offen zu sprechen. Sie fühlte sich in der jetzigen Lage ihres Lebens über alle schüchternen Rücksichten erhoben, ja es war ihr in der stürmischen Nacht besonders ermuthigend vorgekommen, vor dem bedenklichen Gericht dem Freund ihr innerstes Herz zu zeigen. Es war ja nur ein muthiger Schritt zu einem ungewöhnlichen Gang. Sie sah sich ja doch gezwungen, um vor ein öffentliches Ketzergericht zu treten, so viel von ihrer jungfräulichen Scheu und Schüchternheit abzulegen: warum sollte sie diesen zarten Schmuck, den sie hingeben mußte, nicht lieber vorher dem Freunde zuwenden? Warum sollte sie den Zwang, der ihr angethan ward, nicht dadurch veredeln, daß sie mit demselben Muth, der von ihr zu einem schmähli-

chen Gang erfodert wurde, freiwillig dem Freund ihr liebstes Geständniß mache? Nun aber sie dies zu thun im Begriff war, fiel ihr die Gesinnung Siegmund's von Anhalt ein, der vor dem Gericht Alles zu wagen, und nach demselben Alles aufzugeben erklärt hatte. Wenn nun Konrad, der stets so strenggläubige Freund, vielleicht mit allen edeln Männern ebenso dächte, und die Liebe der gerichtlich erklärten Ketzerin verschmähen müßte, die sie ihm vor dem Gericht selbst angetragen hätte? —

Mergardis schwieg also. — Sollte ich Eure Empfindung errathen? fiel jetzt Ritter Konrad ein. Habe ich Euch nicht schon früher erklärt, daß Ihr in der Stunde der Noth über mein Schwert und Leben gebieten sollt?

Ja, wir retten Euch, wir befreien Euch! rief Manegold, indem er heftig aufsprang. Darum kam ich her. Ihr sollt der Wuth dieses wahnsinnigen Mönches nicht Preis gegeben werden, dem Gott gnädig sei!

Haltet Eure Drohungen zurück, Manegold! — gebot Mergardis. Und wenn Ihr keine Rücksichten für Euch habt, so thut es aus Schonung für mich. Und Ihr, mein Freund, was wollt Ihr, worauf denkt Ihr, Konrad? Ja, wohl ist der Tag

gekommen, an dem ich aus den Augen eines Freundes Muth zu schöpfen, an eines Freundes Brust Fassung zu gewinnen suchen muß: Was soll mir aber Euer Schwert, Euer Leben?

Ja, Mergardis, wehrt ihn ab! rief Manegold. Es ist gefährlich, diesem Magister in den gehobnen Arm zu fallen, diesem Rasenden in sein Gericht zu greifen. Wer ein Lebensglück zu verlieren hat, lasse sich warnen! Haltet ihn zurück — um seinetwillen und Euretwegen. Gönnt mir die Gunst, für Euch und ihn zu handeln, ich allein!

Manegold! rief Konrad mit Vorwurf und Verachtung im Blick. Ist das der Tag zu unserm Wettrennen der Liebe? Leichtfertiger — soll ich noch sagen: Freund? Laß Dir Mergardis Unglück heilig sein.

Oho, Freund! lachte Manegold auf, wo sind jene Zeiten der wettrennenden Liebe hin, die mit dem Himmelfahrtstage des lieblichen Mai begannen! Hältst Du mich für blind, Freund, daß ich Dich nicht am Ziel stehen sähe, oder bist Du verblendet, Dich nicht selber am Ziel zu erkennen, Glücklicher Du? Nein, lieber Konrad, davon ist keine Rede; ich weiß, wo Du stehst, und wo ich — liege.

Glücklicher, rette mich an Dein Herz, gönne mir eine Erhebung in meiner —

Er warf sich in Konrad's Arme. Seine Thränen fielen auf des Freundes blanken Harnisch. Es entstand eine seltsame Stille.

Ich gönne Dir Deinen Sieg, Konrad! sagte er nach einer Weile. Die Vorsehung mißt richtig ab und zu. Aber einen Antheil fodre ich von Deinem Glück, den Freundesantheil, — es Dir zu erhalten. Laßt es mich aussprechen, Mergardis, Ihr liebt ihn. Wohin aber will er, wenn er für Euch gegen den Mönch aufgetreten ist? Er wähnt Euch zu retten, und er verliert Euch. Wohin soll er dann vor diesem tollen Magister fliehen, der mit dem Arm des heiligen Vaters in die Welt reicht? Und wenn er Euch irgendwo eine Zuflucht gewänne, wie wollt Ihr Euch wiederfinden, unter welchem Segen einander angehören? Nein, Mergardis, ich flüchte Euch und fliehe, sobald ich Euch geborgen weiß. Ich suche dann meinen Freund, den Grafen Heinrich von Sayn auf, warne ihn gegen diesen Magister, und führe ihn, zu seinem und meinem Schutz, in seine feste Burg, oder, falls er sich dem Ketzermönch zu stellen entschlossen bleibt, pilgre nach Jerusalem. O, ich habe meinen Schmuck für

die heilige Welle des Jordan an mir! — Du schweigst, Freund? Erkennst Du denn des Himmels Fügung nicht? Hältst Du es für Zufall, daß Dein Glück und meine Sünde zu gleicher Zeit reif sind? daß Dein Glück nur durch ein Opfer zu sichern ist, und ich desselben Opfers zu meiner Sühne bedarf? Und Du willst es mich nicht bringen lassen?

So entspann sich nun der lebhafteste Wettstreit. Konrad wußte nichts von Manegold's Umgang mit Sabina und von der Verschwörung Gafuto's, daher er des Freundes Überspannung nicht begriff. Vielmehr erklärte er Manegold's Ansichten für einen seltsamen Wahn. Er wollte nicht dem Freunde die Gefahr, und sich den Preis zugetheilt sehen. Wenn er an Mergardis Liebe und Gunst zu glauben gern geneigt war: so wollte er als Mann auch alle Mühen und Gefahren dieses Vorzugs allein bestreiten.

Dies erklärte Manegold dagegen wieder für Hochmuth. — Du siehst nicht ein, sagte er, daß die Vorsehung Deinen Stolz mäßigen will. Du sollst nun einmal Deines Lebens höchste Krone nicht durch Dich allein gewinnen. Ich, Dein Freund, Dein Mitbewerber, der einst mit ebenso schönen Hoffnungen nach demselben Ziel stürmte, — ach ja —

stürmte! — ich soll nicht ganz leer ausgehen, nicht ohne die Hälfte Deines Glückes Dir selber gewinnen zu helfen. Darum ist Dein Glück an diesen Abgrund gerückt worden, an den nur ich mich hinanwagen darf. Nur durch mich, durch meine That, — wenn es sein muß, durch mein Leben, sollst Du Deines Glückes froh werden. Ja, ich rette Mergardis!

Mergardis konnte sich nicht klar machen, was eigentlich für sie geschehen solle. Und obgleich der Streit beider Freunde ihr und ihrer Rettung galt, hörte sie ihm doch eher mit Ungeduld, als mit Erwartung zu. Sie hatte sich so sehr nach einem, vielleicht letzten, ruhigen und herzlichen Gespräch mit Konrad gesehnt. Aus dieser Verständigung hatte sie, — wornach sie eben rang, — Fassung und heitern Muth zu schöpfen gehofft. Statt dessen sah sie sich von einem Wechseleifer zweier Freunde bestürmt, der sich nun auch nach entschiednem Wettrennen der Liebe noch hinter dem erreichten Ziel fortsetzte. Es machte sie betrübt, daß weder der unglückliche, noch auch der glückliche Freund begriff, was in diesen wehmüthigen Stunden ihrem Herzen Bedürfniß war; während doch in dem, um was Beide stritten, die lebhafteste Theilnahme und Liebe

sich bethätigte. Dabei ward Mergardis inne, wie bedenklich der Freunde lautes Verhandeln durch die vielleicht horchenden Wächter werden könnte. Durch ihre Warnung brachte sie es nun wenigstens dahin, daß ein ruhiges Besprechen zu Stande kam.

Man war darüber einig, daß vor dem Gericht nichts geschehen dürfe, was, solange Mergardis vielleicht noch für schuldlos erklärt werden konnte, eine voreilige, vielleicht ganz unnöthige Verwirrung der Lage und Verhältnisse herbeiführen würde. Wenn aber der Fall irgend einer Gefahr oder Bedrohniß für das Fräulein einträte, wollte man sie gewaltsam entführen. Beide Freunde kamen zuletzt überein, gemeinschaftlich zu handeln. Ein Häuflein Reisiger sollte unter dem Vorwand, allenfallsiger Unordnung zu steuern, in der Nähe des Gerichts aufgestellt werden. Konrad und Manegold wollten zu Pferd dem Gericht beiwohnen, zur rechten Zeit mit den Reisigen das Volk durchbrechen, und Mergardis aufnehmen. Weil die Reisigen bei einer so bedenklichen kirchlichen Sache nur dem Ansehen Konrad's gehorchen würden, übernahm es Manegold, das Fräulein zu flüchten. Es sollte den Schein gewinnen, als wollte man sie der Unruhe des Volkes entziehen, und Konrad mit den Reitern dächte

nur daran, den rohen Ausbrüchen der Menge zuvorzukommen. Ob das Volk durch Unruhe auch Anlaß zu einer solchen scheinbaren Vorsicht geben werde, — daran dachte man nicht.

Mit Schreck erinnerte Mergardis an den Ritter Langenschwarz. — Wollt Ihr mich retten, wie dieser gerettet worden? rief sie aus. Soll der Geist Gottes wieder über den einarmigen Johannes kommen, daß er mich ergreife? Wollt Ihr das Volk wider mich aufrufen, wenn Ihr ihm das gewünschte Opfer entreißt?

Die lebhafte Erinnerung an das Flammengericht auf dem Kottenberg kam wieder über Konrad's Herz; die alten Vorwürfe regten sich in ihm; der Gedanke, daß er durch eine unbesonnene Handlung Mergardis in's Verderben bringen könne, machte ihn schwankend und ängstlich.

Manegold dagegen erinnerte an die ganz verschiednen Umstände zwischen hier und dort, heut und damals. — Es ist kein Graf von Ziegenhain mit Bewaffneten zum Schutze des Gerichts und mithin zum Kampfe wider uns da, sagte er. Wir können also unaufgehalten und überraschend handeln, und ehe die Menge zur Überlegung kömmt, ist Mergardis über die nächsten Hügel gebracht. Dann

ist auch das Volk nicht wider Mergardis gestimmt, wie es zu Ziegenhain gegen den ehrwürdigen fremden Greis war, vielmehr wird sich Alles über des Fräuleins Rettung freuen. Und endlich ist ja, soviel ich weiß, kein Scheiterhaufen errichtet, der bei ungünstiger Wendung — Nein, nein! Weg mit diesen Gedanken! Es ist ein einfaches Gericht, und — ja Mergardis, wenn Ihr mir ein Wortspiel verzeihen wollt, es gilt um weiter nichts, als, wenn Euch allenfalls dies einfache, rohe G e r i c h t nicht schmeckt, daß wir Euch den Arm bieten, von der Tafel aufzustehen, vom offnen Tisch! —

Es läutete zum zweiten Mal in der Stiftskirche zum Hochamte, das auf des Abtes Anordnung, des bedeutenden Tages wegen, zur Anrufung des Himmels um Licht und Recht gehalten werden sollte.

Die Ritter eilten mit heiterm Zuspruch für Mergardis nach der Kirche.

Fünftes Kapitel.

Vor der Stiftskirche drängte sich das Volk. Man hatte geglaubt, der Prediger würde gleich nach der Messe vor das Thor ziehen, und das Gericht abhalten. Nun erfuhr man, daß es erst gegen Abend geschehen solle. Niemand wußte, warum. Mehre glaubten, der fromme Magister pflege ja stets des Abends seine freien Predigten und Gerichte zu halten, weil man dann den Schmutz des arbeitsamen Tages hinter sich habe, und zur Andacht gestimmter sei. Dem widersprachen Andre, und behaupteten, es geschehe des Wetters wegen. Weil nämlich von den Regengüssen der Schmutz im Felde zu groß sei, so wolle man es den Tag über erst abtrocknen lassen. Andre meinten wieder anders. — Ebenso wenig war man darüber einig, wo das Gericht abgehalten würde. Einige Bürger wollten

wissen, die Angehörigen des Fräuleins hätten ein geheimes Gericht hinter verschlossenen Thüren verlangt. Magister Konrad habe jedoch alle Anträge verworfen. Er sähe nicht die Abtsnichte an, sondern die Ketzerin; vor Gott und ihm wären Alle gleich. Auch habe der König Raspe für ein öffentliches Gericht gestimmt, damit weder Makel noch auch nur ein Verdacht auf der Braut seines edeln Neffen haften bliebe.

Es wird also wieder an der Pestsäule gehalten werden? war die Frage.

Nein, diesmal auf dem Kiesacker über dem Waidesbach neben dem Weinberg, — behauptete Scherf, der Schenkwirth. — Ich weiß das durch einen besondern Umstand, setzte er hinzu. Denn gestern Abend ist Meister Butterkratz von Nürnberg, — erinnert Ihr Euch, der mit dem ziegenhainer Grafen vor dem Paulsthor Händel hatte, — von Erfurt zurückgekehrt. Damals hatte er doch sein Zelt auf diesem Brachacker; diesmal aber hat er Herberge bei mir genommen, weil er heute hier verweilt, und der Acker gebraucht wird.

Das war aber auch kein Wetter gestern Abend, um im Freien zu bleiben, bemerkte Böken.

Freilich nicht, erwiederte Scherf; aber der Kauf-

herr hätte auch keine Erlaubniß für den Acker bekommen. Wäre er denn sonst in meiner Herberge eingekehrt.

O Meister Scherf! lachte Böken. Mit Euerm Schluß sieht's scheu aus; aber er ist doch noch besser, als Euer Bier, denn dies behält seinen Stich, Euer Schluß aber hält nicht Stich. Ihr beweist Euern Satz, wie eine Katze rechts und links im Kreis Sätze macht, um ihren Schweif zu fangen.

Also ist Meister Butterkratz wieder da, der Aufschneider? lachte Meister Heckel, ein ansehnlicher Kaufmann in Fulda. Wir müssen ihn doch besuchen: sein Würzwein war vortrefflich.

Ihr habt unwohl gethan, Scherf, daß Ihr den Butterkratz bei Euch aufgenommen habt! bemerkte Böken. Ihr werdet Euch alle Gäste verschlagen.

Warum das, warum? fragte lebhaft der Schenkwirth.

Weil man zum sauern Bier nun auch noch kratzende Butter findet, lachte Jener.

Meister Scherf wich diesen albernen Neckereien aus, indem er mit geheimthuender Miene erzählte, daß noch Abends spät ein wunderlich verhüllter Mensch zum Messer Bucraggio gekommen sei, mithin etwas Wichtiges im Werk sein müsse. — Ich

habe gelauscht, sagte er, jedoch nichts verstanden. Bei dem feuchten Wetter höre ich nicht scharf; auch pfiff der Wind durch die Thürspalte. Wenn man nur bei den schweren Zeiten so leichtsinnig sein könnte wie der Wind: wo der ein Loch findet, da pfeift er gleich. Nun, um bei der Sache zu bleiben, so bin ich denn heut in aller Frühe zu ihm gestiegen, — zu dem Butterkratz, und habe ihn gewarnt, um vielleicht ein Näheres zu hören. — Meister, habe ich ihm gesagt, oder Messer, Ihr seid viel gereist und kennt auch die Ordnung der Stadt, Ihr wißt, was ich als Wirth zu thun und zu lassen habe. Gemischten Wein darf ich Euch nicht verkaufen, Würfelspiel nicht dulden, und liederliche Weibsbilder nicht zulassen. Das sind wie überall im Reich so auch bei uns die drei Kardinalsatzungen für einen christlichen Wirth. Gestern Abend war nun eine vermummte Gestalt hier. — Aber nun denkt Euch! Er fällt mir in die Rede und fragt mich hastig, wer es gewesen sei? Und ich kam eben, um es von ihm zu hören. — Ein wunderliches Geschöpf, sagte er, und spricht ein herrliches Sarazenisch; weiblich oder männlich, weiß ich nicht; die Stimme schwankte zwischen Beiden, und das Gesicht dämmerte durch einen dichten Schleier

in angenehmen Zügen. — Ich frage den Messer, was denn dieses Mannweibes Begehr gewesen?

Nun, und —? riefen die Umstehenden, auf's Höchste gespannt.

Der Bierschenk versetzte kleinlaut: Das hat mir Meister Butterkratz nicht gesagt.

Eben läutete es zum dritten Mal, und Alles strömte in die Kirche.

Nach der Messe häufte sich viel Volk vor der nahen Abtsburg, um den König mit Gefolg ausreiten zu sehen. Auch Ritter Konrad hielt unter dem harrenden Gefolg. Manegold kam herbei, und beide Freunde traten seitwärts in leisem, aber eifrigem Gespräch. Konrad beklagte, daß der Dienst um den König ihn den ganzen Morgen beschäftigen werde, so daß er nicht an die Anstalten zur Ausführung ihres Vorhabens denken könne.

Manegold hatte inzwischen unter das Volk gelauscht, um dessen Stimmung zu erfahren. Die Menge sprach sich, soviel er vernommen, nicht unbedingt für Mergardis aus. Ein wilder Glaubenseifer war entzündet, eine rohe Erwartung des Schrecklichen gespannt. Doch gerade diesen Zwiespalt im Volke fand Manegold sehr günstig. Lauter Wohlwollende, sagte er, würden nicht handeln, die Ruhe

nicht stören und uns also keinen äußern Anlaß geben, zu des Fräuleins Schutz einzugreifen. Aber von den Mißgesinnten gereizt, halten sie dann diesen die Wage; beide brechen aneinander ihre Kraft; so daß weder der Einen Zorn, noch der Andern Jubel uns hemmt, oder im Wege ist. Und während die Parteien handgemein werden, eilen wir über Berg und Wald. Besonders rechne ich auf die zahlreiche Studentenschaft, die schon im Zorn über den Mönch sich da und dort zusammenrottet.

Es entstand die Frage, wohin man Mergardis bringen wolle. Konrad schwankte zwischen zwei Freunden, dem Ritter Gerlach von Haselstein und dem Hugo von Tann. Ehe aber etwas festgesetzt wurde, entstand Lärm in der Burghalle. — Der König kömmt! hieß es, und nachdem beide Freunde schnell verabredet, wo sie sich zur Mittagszeit treffen wollten, eilte Konrad nach seinem Pferd, das ihm ein Knappe hielt.

Aus dem zudrängenden Volke wand sich Meister Butterkratz hervor. Er winkte dem Ritter Konrad, der dicht hinter dem König Raspe stand, bald mit dem Finger, bald mit einem zierlichen Schächtelchen, das er verstohlen emporhielt und zeigte. Es gelang ihm nicht, die gedankenvollen, im un-

ruhigen Menschengewühl zerstreuten Blicke des Ritters auf sich zu ziehen. Wie nun der König im Gespräch mit dem Abt und einigen Prälaten in die Zaumriemen seines Rappen griff, und auch Ritter Konrad aufzusitzen sich anschickte, wiederholte der Kaufherr sein Winken mit so lebhafter Ungeduld, daß Raspe seiner inne ward.

Sieh da Messer Butterkratz! rief Raspe. Hast Du etwas für mich? Tritt näher heran! Kommst Du eben von Erfurt wieder zurück, und bist alle die hübschen Sachen los?

Alles, bis auf den Rosenkranz, um den Eure Gnaden gehandelt haben, antwortete der Kaufherr. Es scheint doch, daß der schöne und fromme Schmuck in keine würdigeren Hände kommen soll, als in Eurer fürstlichen Braut, Beatrix von Brabant.

Nun, siehst Du's endlich ein? lachte der König.

Eingesehen hab' ich es längst, mein königlicher Herr, erwiederte Butterkratz; aber wir Kaufleute sehen weniger darauf, in welche Hände unsere Waaren kommen, als was dafür in unsere Hände kömmt. Eure Gnaden haben bis jetzt das höchste Gebot; mir aber ist es noch nicht hoch genug.

Ist der Rosenkranz in dem zierlichen Kästchen? Zeige noch einmal her! befahl der König.

Nein, mein gnädigster Herr! versetzte Jener, indem er das Kästchen hinreichte. Ein Rosenkranz ist darin, aber ein ganz einfacher, und nicht zum Verkauf; ja nicht einmal mein. Er hat seinen Herrn.

Während der König das fremdartige Kästchen betrachtete, trat Butterkratz an Konrad heran. Ich habe Euch zu drei Malen diesen Morgen nicht in Eurer Wohnung getroffen. Ich bleibe nur heute hier, und eile deshalb, Euch hier etwas aus unbekannter Hand —

Was ist das? rief Raspe der König, als er das Kästchen geöffnet und den Rosenkranz herausgezogen hatte. Das ist der Rosenkranz des Fräuleins Mergardis, den mir — Laß sehen! Ja, ja! Es ist nicht anders. Hier an dem Mückchen im hellen Bernsteinkreuz ist er nicht zu verkennen, — den mir der Engel des Herrn abgefodert. Meister Butterkratz, wie seid Ihr zu dem himmlischen Opfer gekommen? Sprich, und rechtfertige Dich bei Deinem Leben!

Bei diesem Blick und Ton, bei solcher Drohung des Königs ward dem Kaufherrn bedenklich zu Muth. — Mein gnädigster König, antwortete er mit lebhaftem Eifer, ich bin ohne Schuld, wenn

hier irgend eine Frevelthat oder ein Spottbetrug untergelaufen ist. Ich bin dann nur als Fremdling, unbekannt mit den Vorfällen der Stadt, mißbraucht worden. Ja, nun wird mir freilich das Geheimnißvolle und die Person verdächtig, von der ich meine Botschaft angenommen; da ich meinen huldreichen König und Herrn in solcher Entrüstung sehe, — oder, wie soll ich es nennen? — Schreck, Staunen —?

Hier sprich nur gerade heraus! gebot Raspe in seinem rauhsten Ton. Hier sind nur himmlische Wunder, oder Satansstreiche im Spiel. Woher hast Du den Rosenkranz?

Gestern Abend, — erzählte Butterkratz — es war schon tief in der Nacht und schauriges Sturmwetter, — trat leis und unerwartet ein seltsames Wesen in meine Stube, wo ich mit meiner Helwibis, meiner Nichte, guter Dinge beim Nachttrunk saß. Wie soll ich Eurer Hoheit die Gestalt beschreiben? Es war ein wunderlich Gemisch von welschen und sarazenischen Kleidungsstücken, die Gestalt mit einem Schleier verhüllt, kein unfreundliches Gesicht dämmerte durch das Gewebe, und die Stimme war am ehsten wie eines Jünglings. So sprach der Fremdling auch ein Gemisch von Deutsch

und Sarazenisch, und der Hauch dieser fremden Worte wehte mich an, als ob er frisch aus der Wüste käme. Ich kenne das aus Syrien und Ägypten her. Zwischen bittendem und befehlendem Ton überreichte mir das Wesen dieses Kästlein, — seht es nur an, es ist sarazenische Arbeit, offenbar sarazenisch. Ich verstehe das.

Diese Zeichen und Schnörkel erinnern mich an den himmlischen Bogen, den mir der Engel — Weiter, Butterkratz! befahl der König.

Da nimm ein liebes Kleinod für Ritter Konrad! sprach die fremde Gestalt. Überliefre es ihm! Du willst Dich wahrscheinlich doch bei ihm bedanken für den Schutz, den er Dir wider den Ziegenhainer erwiesen. Bring' ihm das, und Du kannst allen weitern Dank sparen. Ist das nicht kaufmännisch, mit fremdem Gut bezahlen? — Jetzt fällt mir auch ein, fuhr der Kaufherr fort, daß sie mir Vorsicht und Stillschweigen empfahl. Ihr seht, wie schlecht ich diesen Wink befolgt habe; weil ich ihn nicht für so wichtig hielt, und bei dem einfachen Rosenkranz kein so großes Geheimniß ahnte.

Das ist ein verdächtiger Handel! rief der König. Warum bringt dieser Fremdling den Rosenkranz Dir, und nicht dem Ritter selbst?

Herr! erwiederte Butterkratz, dieselbe Frage habe ich mir auch gethan und dem Fremdling ausgesprochen. Da kicherte die Gestalt ganz seltsam und antwortete, für mich durchaus unverständlich: Forsche nicht nach Geheimnissen! Wer einmal den Engel gespielt hat, darf nicht wiederkommen, sonst wird ihm das himmlische Gefieder gerupft. Du kömmst mir wie gerufen. Du brauchst nicht neugierig zu sein, weil Du nichts von dem himmlischen Bogen und dem himmlischen Boten weißt. — Wie der Fremdling fort war, stiegen mir allerlei Bedenken auf. Aber meine Helwibis redete mir sie aus. Was konnte ich auch fürchten? Einen Rosenkranz an Ritter Konrad zu bestellen, zu dem ich ohnehin meines Dankes wegen zu gehen gedachte? Ich stellte mir vor, es sei vielleicht eine kleine Schelmerei von einer Geliebten, und hoffte desto angenehmer zu kommen. Am Ende — hatte ich einmal das Kästchen und mußte es ehrlich abliefern. Habe ich es dumm gemacht, so vergebt; steckt etwas Schlimmes dahinter, so bin ich schuldlos.

Das sind ja himmelschreiende Dinge! rief Raspe der König, der einer innern Beschämung, die er sich durch seine Heftigkeit hier öffentlich zugezogen hatte, mit lautem Zorneifer zu begegnen suchte. So hat

man mit uns und dem Heiligen gespielt! Dahinter stecken Waldenser und Satansbündler. Wir sind dem Himmel Genugthuung schuldig!

Der Abt, der den König unter die Burghalle geleitet hatte, bemerkte mit Ruhe: Ich halte den Kaufherrn für schuldlos. Es ist mir begreiflich, daß der Frevler, um seines frühern Betrugs willen, den Rosenkranz meiner unglücklichen Nichte an keinen Einheimischen hat abliefern mögen, um nicht erkannt, oder gar festgehalten zu werden. So hat er sich an diesen Fremdling gewendet. Dies mag er nun wol, da er ja den Rosenkranz hätte behalten können, aus bloßer Schadenfreude gethan haben, um uns zu zeigen, daß wir den Spottvogel für einen Engel gehalten haben.

Himmelschreiend! rief Raspe wiederholt. Aus Schadenfreude abgeliefert, meint Ihr, Herr Abt? Mit nichten! Glaubt Ihr, er hätte aus Schadenfreude das Kleinod bei mir eingefodert, sich aus Muthwillen der Gefahr ausgesetzt, als Betrüger erkannt zu werden? Wie leichtgläubig müßte ich sein, mir das einreden zu lassen! Nein, solcher Gefahr hat der Frevler sich nur in Auftrag und gegen reichen Lohn ausgesetzt. Und von wem kann Beides ausgegangen sein? Von Niemand, als wem an dem

Besitz dieses Rosenkranzes soviel gelegen war. Zu diesem Urtheil bedarf es keines Salomo. Hier steht er, dem der Rosenkranz geschenkt worden, der ihn damals gegen unsere königliche Person herausgefodert hat, und der die schmeichelhafteste Bedeutung in dessen Besitz legt. Um seinetwillen ist offenbar der frevelhafte Betrug gespielt worden, er hat diese gottlose Schmach eingeleitet. Fort mit ihm in Haft und Untersuchung!

Schreck und Stille entstand. — Konrad trat vor. — Mein königlicher Herr, sagte er, wenn ich von dem Betrug gewußt hätte, und mit dem verkappten Engel durch Auftrag und Lohn einverstanden gewesen wäre: wozu die Umstände, mir den gewünschten Rosenkranz auf solchem geheimen und gefahrvollen Umweg, und zwar erst jetzt, auszuliefern? Der sich so sehr gehütet hat, mir den Rosenkranz selbst zu überbringen, muß doch meines Beifalls und meiner Zustimmung, geschweige denn eines Lohns, eben nicht gewärtig gewesen sein.

Schweigt! befahl der König.

Mir scheint, Konrad hat nicht unvernünftig gesprochen, Euer Gnaden! wendete der Abt ein.

Darum wollen wir ihn dem Gerichte des Magisters übergeben, versetzte Raspe. Der Magister

ist der Mann, der Vernunft zu schätzen weiß und zu prüfen hat. Und auch Du, Messer Butterkratz, mußt mit in Haft gehen, und für Deine Erzählung haften. Es thut mir leid, wenn Du aufgehalten wirst; aber es soll nicht lange währen, denk' ich: heut Abend ist das Gericht, und der Magister macht keine unnützen Umstände. Wir wollen sehen, auf wessen Haupt die schmählichen Wunder fallen! — —

Sechstes Kapitel.

Der junge Manegold von Dernbach war noch Zeuge dieses unerwarteten Vorfalls. Er sah den König in Grimm wegreiten, den Freund, männlich gefaßt, nach seiner Haft gehen, und den fremden Kaufherrn der weinenden Helwibis zusprechen, die, aus dem Volkshaufen auf ihren Oheim oder Freund in Verzweiflung hervorgestürzt, sich in diese neue Wendung nicht zu ergeben wußte.

Die Bürger sahen einander erstaunt an. Selbst die Eifernden, die Ketzersüchtigen, wurden an Raspe dem rauhen König irre, wie er mit einem freien Ritter, der bei Allen galt, und mit wenig klaren Worten jeden Verdacht niedergeschlagen hatte, so willkürlich verfuhr. Nun an einem, wie es schien, ganz schuldlosen Manne solch' offenbares Unrecht geschehen war, faßten die Meisten ein besseres Ver-

trauen auch zu der Unschuld des verklagten Fräuleins Mergardis, und Mancher schwankte sogar im Urtheil über den Prediger des Wortes Gottes, und sah dessen Ketzerverfolgung mit zweifelhafter Meinung an.

Wieviel mehr war Manegold, als das erste Erstaunen wich, im tiefsten Herzen empört, erbittert. Er redete die umstehenden Bürger an, sprach mit Unwillen über das Unrecht, das seinem Freunde Konrad widerfahren sei, von der Schmach, die dem edeln Fräulein Mergardis bevorstehe, und eiferte über den tollen, ketzerwüthigen Mönch, den man mit Steinwürfen aus der Stadt treiben müsse. Er foderte Alle auf, sich zu rüsten, und das Gericht nicht zu dulden, das zu ewiger Schande der Stadt über Leben und Ehre eines herrlichen Paares gehalten werden solle. — Sie lieben sich, rief er mit Wärme aus, sie gehören einander für das Leben an; mit Jubel sollten wir sie zum Altar des Traupriesters geleiten, und statt dessen müssen wir sie vor den Gerichtstisch eines wahnsinnigen Ketzermönches ziehen sehen.

Manegold sprach noch manches mit dem Feuer, das seinem Muth und Herzen eigen war, und jetzt nach den öden, wüsten Tagen der Leidenschaft mit

einer gewissen Wildheit aufschlug. Er sprach zugleich in der Absicht, die Bürger voraus für ein Unternehmen zur Rettung beider Beschuldigten zu stimmen. Mit seinem rücksichtslosen Ungestüm verdarb er aber bei den Meisten mehr, als er bei einigen Wenigen durch die Wahrheit seiner Rede gewann. Denn wenn man auch das an Ritter Konrad begangne Unrecht einsah, und dafür den neuen König, der es verübt hatte, mit Vergnügen auf's Heftigste hätte tadeln hören: so wollten doch zumal die vielen Eifriggläubigen eines Jünglings Ausfälle gegen den Magister von Marburg nicht billigen, und vertrugen nicht, daß mit so heftigen Worten das Ansehen der Ketzergerichte und eines vom heiligen Vater bevollmächtigten ehrwürdigen Mannes angegriffen wurde. Viele murrten daher, Einige verwiesen Manegolden die frevelhaften Reden, und die Meisten verließen den Platz, indem auch diejenigen, die dem Freund heimlich beistimmten, doch öffentlich nicht dafür gelten mochten. Nur einige Studenten jubelten ihm Beifall zu, stießen kühne Drohungen und Verwünschungen aus und zogen in wachsenden Scharen durch die Stadt.

Verstimmt und in unruhigem Nachdenken ging auch Manegold fort. — Was sollte er nun zu Be-

freiung des Fräuleins unternehmen? Was konnte für den Freund selbst geschehen? Er hatte auf Konrad's Beistand für Mergardis gerechnet, und statt eines Mithelfers blieb ihm nur ein Mitgefangner. Er sah sich ohne Mittel, der Einen zu helfen, und fühlte sich doch getrieben, für Beide zu handeln. Er dachte an seinen Schwager, dem es an Rossen und Reitern nicht fehlte. Wie er aber dessen Engherzigkeit und beschränkte Ansichten kannte, durfte er nicht einmal seine Gesinnung merken lassen, vielweniger auf Theilnahme und Hülfe rechnen. Über Konrad's Reiter und Leute vermochte er nichts, wenigstens in einer solchen kirchlichen Angelegenheit, in welcher sie nur dem Ansehen ihres Herrn, und vielleicht unwillig, gehorcht haben würden. Dennoch konnte Manegold nicht aufgeben, für Konrad's und des Fräuleins Befreiung zu handeln; er war vielmehr entschlossen, das Äußerste zu wagen. Ja, der Gedanke, nun doch, seiner frühern Absicht gemäß, Mergardis allein zu befreien, erschien ihm nur desto schmeichelhafter. Was Konraden so unerwartet aufgestoßen war, kam ihm nun als ein Verhängniß vor, um denjenigen zu entfernen, der an dieser That einen eigenwilligen Antheil hatte nehmen wollen. Nun schien alle Verwicklung sich

nur desto leichter zu lösen, wenn nämlich Konrad ohne Antheil an Mergardis Befreiung, und vor Gericht losgesprochen, nichts von der öffentlichen Theilnahme und von des Abtes Wohlwollen verlieren würde. — Und doch konnte sich Manegold auch wieder das Bedenkliche nicht verhehlen, das in solcher Angelegenheit mit jedem ungewissen Ausgang des Wagnisses verknüpft wäre. Gerade bei diesem Unternehmen hing mehr, als bei so manchem andern, die gute Meinung von dem guten Ausgang ab, und wenn es mißlang, fiel des eifernden Mönches Urtheil nur desto strenger aus, und des Urtheils Vollzug ward unabänderlich. Es mußte Alles sicherlich gewonnen werden, wenn nicht Alles ganz gewiß verloren gehen sollte.

Wie beängstigend war es in solcher Lage, bloß wagend zu Werke zu gehen! Der Freund, auf's Äußerste verwirrt, schwankte von einem zum andern Vorsatz.

In solcher Stimmung war er ohne klare Absicht vor Gafuto's Wohnung angekommen, entweder von süßer Gewohnheit geführt, oder von einem Verhängniß gezogen, das oft gerade in den unordentlichen Neigungen der Menschen zu walten pflegt.

Schließe Deinen Kram, Sabina! sagte er im Eintreten, — verriegle die Thür. Heut kommen keine Käufer. Heut haben sie zu gaffen. Und Alles ist erbärmlich! Du nur, Bienchen, bist eine edle Person, und wenn ich es, Dir zu gefallen, aus Deiner süßen Leidenschaft begreifen soll, so stehe mir mit Deinem Trost und Rath bei, Du Königin von Saba! Vor Allem aber bereite mir einen heißen gewürzten Wein. Ich bin gottlos erschöpft, und — heut kann ich keine Schläfrigkeit brauchen. Meinem Blut kannst Du aufhelfen, Sabinchen, das weiß ich längst, und hernach zeige, was Du sonst vermagst.

Sabina war verletzt; allein an diese Launen des Freundes schon gewöhnt, schwieg sie, und ging an die Zubereitung des verlangten Weines. Sie wußte aus Erfahrung, daß sie duldend diese wilden Stimmungen am leichtesten bezwang und am Ende doch mit ihrer Anmuth immer wieder obsiegte. So wußte sie auch jetzt den Freund auf die beste Weise auszufragen. Er erzählte, abwechselnd ruhig und wieder aufwallend, was vorgefallen war, und welche Sorgen ihn beunruhigten. Und nun, sprach er zuletzt lachend, tröpfle mir aus der Fülle Deiner Schlauheit etwas in den Wein, oder flüstre mir's

in's Ohr, oder flöße mir es mit Küssen in's Herz. Du hast allerlei Wege für Deine Zaubereien.

Sie schwieg eine Weile unruhig. Sie schien nicht weniger gedankenvoll und überlegend, als er selbst, zu sein.

Nicht wahr, hier geht auch Dir der Verstand aus? rief Manegold zuletzt ungeduldig.

Nur ruhig, lieber Freund! erwiederte sie. Du hast noch manches Stündchen bis zu Sonnenuntergang. Denn früher gibt ja der Ketzermagister seinen Spruch nicht. Die himmlische Weisheit geht ihm erst auf, wenn uns Andern die irdische Sonne untergeht. — Du bist ja ganz ungestüm auf Mergardis Rettung erpicht. Gehe ich Dich nichts mehr an? Oder was soll denn aus mir werden, wenn Du diesem tollen Unternehmen unterliegst?

Unterliegst! rief Manegold ärgerlich aus. —

Ja, unterliegst! wiederholte sie. Für mich in jedem Fall. Denn es glückt Dir entweder nicht; dann wirst Du ergriffen, und der Magister wird alsdann wol weiter, als in Deine schönen Locken, greifen. Oder es glückt Dir; dann entführst Du irgendwohin das Fräulein, — die alte Geliebte! — und mußt dann selber fliehen, so weit Dich Deine

zwei Beine, oder, wenn Du Glück hast, die vier Beine eines keuchenden Gauls tragen.

Ei nun! rief er aus. Und weiter nichts? Es gibt allerdings Siege, die man nur fliehend erkämpfen kann. Ist solche Flucht etwa eine Schande? Soll man deswegen ein edles Frauenbild der Schmach überlassen?

Aber ein unedles — dem Mißgeschick, der Schuld überlassen, nicht wahr, das darf man schon eher? — Mit diesem schmerzlichen Ausruf warf sie sich an des Freundes Brust, indem sie hinzusetzte: Ach Manegold! ich habe mich so genannt, Du nicht, nein, Du nicht! Dir bin ich Deine Biene, Dein süß sumsendes Bienchen. Nicht wahr, nicht wahr?

Er drückte sie verlegen an sich, küßte nachdenklich ihre Stirn, spielte mit den losgegangnen schweren Zöpfen.

Sanft und wehmüthig fuhr sie fort: Du wolltest Dir bis heut eine wichtige Frage überlegen, lieber Manegold; weißt Du, die Frage von gestern Abend, ob Du die unglückselige Verschwörung Gasuto's übernehmen und lenken wollest, ob Du etwas Großes und Ritterliches thun wollest. Wäre das nicht etwas Gewaltigeres, Würdigeres, Männliche-

res, mein süßer Freund, als eine schuldlose Ketzerin befreien, die keinen Befreier braucht, oder ein Geschock Andre, als Dich, findet? Und nun willst Du meinen Rath in dieser stockfremden Sache? Nicht wahr, das ist Deine Antwort nicht auf meine Frage? Du bist wol an's Überlegen noch nicht gekommen. Wie hättest Du diesen Morgen Zeit und Laune dazu gehabt! Du wärst ja nicht ruhig genug gewesen. Jetzt aber könntest Du Dir ein Stündchen Zeit dazu nehmen. Du brauchst kein Stündchen, — Du weißt ja, um was es gilt. Willst Du die Verschwörung lenken, die Stadt, das Stift retten, was kein Andrer kann: oder willst Du Mergardis befreien, was manch' Andrer thun mag. O Manegold! Meinst Du, ich wisse nicht, was Du wählest. Laß mich einmal gewähren! Sieh, ich klopfe an Dein Herz: was wählst Du, Herz?

Sie legte mit Anmuth ihr Ohr an seine linke Seite, fiel ihm dann um den Hals und lächelte mit Wehmuth: Weißt Du, was Dein Herz gesagt hat? „Das Größere soll er thun!" Das hat Dein Herz gesagt. Nicht wahr, nicht wahr, Du erkennst die Sprache Deines Herzens?

Sie lehnte sich mit flehendem Blick an seine Brust.

Manegold war verwirrt. Er setzte sich und hielt sie auf seinen Knieen fest. — Nein, sagte er, Du hast mein Herz nicht recht verstanden: „Beides soll er thun!“ — hat mein Herz gesagt.

Beides? wiederholte sie betrübt, und machte sich aus seinen Armen los. Das kannst Du nicht! Du befreist Mergardis, und kehrst nicht wieder. Ich — ich bin nicht mehr in Frage, und Gafuto erschleicht sein Ziel. Du rettest Mergardis — weißt Du für wen? für den Grafen von Ziegenhain. — Lache nicht! Wohin Du sie auch führen magst, bleiben kann sie dort doch nicht, zurückkehren muß sie doch wieder, früher oder später. Dann entgeht sie den Absichten des Grafen und den Mitteln Gafuto's nicht.

Ha! lachte er, kenne ich diese Absichten nicht? —

Verräther? fragte sie. — Drohe mir doch damit nicht! Verrathen wirst Du nicht, Manegold!

Thörichtes Ding! rief er aus. Und wenn ich, wie Du es nennst, die Verschwörung lenke, das heißt doch — gegen die Absichten der Verschwornen, und die Verschwörung also vernichtend: verrathe ich sie dann nicht?

Nein! versetzte sie lebhaft. Wenn Du verräthst, was ich verrathen heiße, nämlich die Verschwörung

anzeigst: so mußt Du Beweise liefern. Diese Beweise sind wir, — ich, die Du liebst und — lieferst. Wenn Du aber die Verschwörung lenkst, dann erreichst Du ein großes Ziel, ohne uns zu verderben, und selbst wortbrüchig zu werden. Denn Du hast Dein Ritterwort eingesetzt, nichts von dem heimlichen Bund zu verrathen. Auf dem ehrenvollen andern Weg aber vertrittst Du, indem wir die Verschwörung ablenken, ein höheres Verhängniß. Der stille Triumph unserer Liebe ist unendlich süß, und der Betrug, den wir den Andern spielen, ist keine schlechte, sondern eine edle Handlung, weil wir Schlechtes vernichten, und es wie eine giftige Beere benützen, um damit zu heilen.

Nun ja! versetzte er. Ich habe es ja auch nicht abgelehnt. Ich will dieses Eine, aber das Andre muß ich. Ich muß des Freundes Braut retten; ich muß meinen Antheil an seinem Glück haben, das ist höhere Fügung, der ich nicht entrinnen kann.

Ist das Deine feste, letzte Erklärung? fragte sie ängstlich.

Wild vor sich hinstarrend, rief er aus: So wahr ich Manegold von Dernbach heiße, und — diesen tollen Hund von Mönch erschlage! —

Heiliger Jesus! rief Sabina erschrocken aus. Gott sei uns gnädig! Manegold! — Du willst den Priester erschlagen?

Sie stieß den Träumenden heftig an.

Was habe ich eben gesagt? fuhr der Jüngling mit seltsam-irren Blicken auf.

Du wolltest den Mönch erschlagen, — flüsterte sie.

Ja, das hab' ich gesagt! versetzte er; aber wahrhaftig, ich habe das im Wahnsinn gesprochen. Gott weiß, wie ich auf den Gedanken gekommen bin!

Ruhiger und sogar weich gestimmt, faßte er Sabina's Hand. — Welche wundersame Bewegungen gehen in eines Menschen Herzen vor! sagte er. Ich habe da ein Wort gesagt, und mein Wille war nicht dabei. Ein böser Geist hat, glaube ich, aus mir gesprochen. Meine Seele war ganz abwesend; ich sah mich in blitzschnellem Traum in einer Waldschlucht. Ich könnte sie Dir malen, obschon ich sie nur im Nu gesehen habe. Sabina, mir ist wunderlich zu Muth!

Wie bleich Du aussiehst, — und zitterst, Manegold! Ich lasse Dich nicht von hinnen, es wäre Dein Verderben. Ich liebe Dich, und der Himmel will, ich soll Dich behüten.

Nein, Sabina! Ich kann den Freund nicht

aufgeben! Siehst Du das nicht ein? Ich muß etwas für ihn thun. Ich denke ja nicht daran, Dich auf immer zu verlassen. Ach, Du weißt ja zu gut, daß ich es auch nicht kann. Ich kann Dich ja schon keinen Tag entbehren. Aber den Freund betrifft das frühere Unglück, und dem ersten Unglück muß der Mann auch zuerst entgegentreten. Dich zu bedenken, ist dann das Zweite, und mir nicht weniger wichtig.

Nur heut nicht! versetzte sie. Laß nur heut vorüber! Es geht ja nichts verloren. Wird ihre Unschuld erkannt, so ist ohnehin Alles gut; werden sie verurtheilt, so werden sie doch noch nicht gerichtet, und morgen ist ein besserer Tag für Dich und Dein Glück. O beim Himmel! Warst Du je nur einen Augenblick glücklich — nur froh in diesen Armen, theurer, edler Freund: so laß Dich bei dieser Erinnerung beschwören und halten. Unternimm heut nichts, Du hast ja die Warnung des Unglücks!

Grüble nicht, Du süße Thörin, und laß mich handeln! rief Manegold lebhaft.

So geh' und verderbe Dich und mich! versetzte sie eben so heftig.

So lebe wohl! — —

Indem er mit diesen Worten nach seinem Barett suchte, und Sabina seine Entschlossenheit inne ward, versetzte sie: Dein Wein, Manegold! Tobe nicht fort! Nein, ohne wenigstens eine Erquickung darfst Du nicht fort! —

Sie nahm den Wein vom Kohlenbecken. — Wie die Gewürze duften! sagte sie. Eins fehlt noch, das Beste.

Sie holte ein verborgnes Fläschchen hervor, und zählte, von dem träumend hin- und herschreitenden Freunde kaum bemerkt, mit ängstlicher Aufmerksamkeit eine Anzahl Tropfen in den silbernen Becher.

Manegold trank, und reichte Sabinen zum Mittrinken den Becher hin. — Es ist zu wenig für uns Beide, sagte sie, — Du bedarfst Alles allein; trink' es auf unser Glück.

Er trank wieder. — Sie bat ihn, sich Zeit zu nehmen. Mit sanftem Schmeicheln zog sie ihn auf den Polstersitz. Sie fragte nach Diesem und Jenem. So oft er fort wollte, hielt sie ihn mit einer neuen Frage auf. Es ist ja noch früh! Ich bitte Dich, laß den Trunk an Dir gedeihen! lispelte sie ihm zu. — Endlich gähnte er, und die Augen wurden ihm schwer. Er suchte sich der Schläfrigkeit zu erwehren und fragte nach Zeit und Stunde.

Mit Liebkosungen suchte sie ihm diesen Kampf seines Willens mit der Übermacht des Schlafes zu erleichtern. Er sank in festen Schlummer.

So! flüsterte sie. Ein Schlaftrunk dient Dir mehr, als dies unglückliche Unternehmen. Schlummere Du in süßmatten Träumen, und laß richten und retten, wie Gott will! Und wenn Du diese Nacht erwachst und zürnen willst, — werde ich Dich mit nichts beschwichtigen können?

Sie erröthete, und schlich aus dem Zimmer.

Siebentes Kapitel.

Zur Zeit des Mittagessens, als es in den Straßen am stillsten war, ging Eustach, der Waffenschmied, nach dem Thurm der Stadtkirche. Er hatte die Taschen heimlich voll Eßwaaren, und an der Hand einen Henkelkrug, der für einen Ölkrug zum Einschmieren der Glocken galt. So sah man ihn jetzt täglich nach dem Thurm gehen, zuweilen noch Abends spät mit einer Laterne dahin wandern, und begriff nicht, warum jetzt mehr, als in früherer Zeit, die Glocken eingeölt würden. — Dieselbe Frage that auch heut ein Bekannter Eustach's, der, an der Ecke der Kirchgasse, in der sogenannten blauen Luft wohnhaft, zum Ärger des Waffenschmieds gewöhnlich, selbst in der Mittagsstunde, an der Hausthür stand, und heut den vorübergehenden Eustach herbeiwinkte.

Ei nun, antwortete Eustach mit ernsthafter Miene, sogar die Glocken fangen an, waldenserisch zu werden, und gehen viel träger, als in frühern Zeiten. Nur durch fleißiges Schmieren können sie noch im rechten Gang und Glauben gehalten werden. Glaubt mir, Gevatter, — darin hat man's mit den Menschen versehen. Die im Fett der Kirche sitzen, sind unwandelbar rechtgläubig. Wenn man die Kirchenangehörigen ordentlich ölte, würde die Ketzerei durchaus an ihnen abgleiten, und sie würden im richtigen Gang und Gehorsam gehalten werden. Statt dessen verbrennt man sie, und macht das Übel ansteckend. Denn es geht unsern Herzen nicht anders, als unsern mit Stroh und Schindeln gedeckten Häusern: bricht da einmal Feuer aus, so ist kein Widerstand zu thun. Indeß verstehe ich es vielleicht auch nicht recht. Möglich, daß man die Ketzer als eine Art von Osterkerzen ansteckt, die einer in Hoffnung wachsenden Zeit, einer fröhlichen Auferstehung brennen. Ich will mich daher auch mein mühseliges Amt nicht verdrießen lassen. Es ist ein verwünscht conträres Amt: ich habe nämlich das Amt, zu schmieren, Andre haben Ämter, in denen sie geschmiert werden.

Die Gassenbuben, die so gern die Kirchenthürme

besteigen, und die Eustach sonst wol mit hinaufgenommen hatte, wurden jetzt finster abgewiesen, und hinter sich schloß er sorgfältig die schwere Thurmthür.

Für sich lachend, und in den schwarzen Bart brummend, stieg nun Eustach die luftigen schwebenden Treppen empor, auf welche durch die Mauerspalten und hohen Fensteröffnungen der Tag hereinfiel. Hinter den Häusern tauchte dem munter Aufwärtssteigenden, wenn er hinaussah, die schöne Landschaft auf, verbreitete sich und wuchs der Stadt entgegen.

Oben angelangt klopfte er hustend an einer niedern runden Thür. Es wurde von inwendig geöffnet, und Esperle stand in kränklichem Ansehen vor dem Freund. — Gott grüße Dich Alter! rief Eustach aufgeräumt. Hier bringt Dein Rabe wieder Futter! Wetze den Schnabel, Du büßender Prophet, und laß Dir's schmecken. Es schlägt Dir da oben eben nicht zum Besten an; Du siehst aus wie ein Fastender und Büßender. Deinen Backen kömmt von meiner Fütterung nichts zu gut, und sie nehmen doch Alles zuerst ein.

Hastig und irren Auges fiel Esperle dem scherzenden Freund in's Wort: Haben sie einen Schei-

terhaufen errichtet, Eustach und Freund? Seid um Gottes Barmherzigkeit willen aufrichtig! Seht, ich kann von dem Fensterlein aus alle Zubereitungen zu dem Gericht dort auf dem Feld überblicken. Mein Auge ist scharf und fernsichtig. Nur der Thurm dort deckt mir seitwärts einen Raum. Dort errichten sie einen Scheiterhaufen für meine Helika! Nicht wahr? Seht, seht nur, wie eifrig man dahin und zurück läuft! O sage mir's nur, Bruder! Wenn Du aufrichtig bist, dann ist es nur ein todter Holzmeiler; wenn Du aber ängstlich schweigst, dann steht er mir schon in Flammen.

Eustach suchte den unruhigen Freund mit heitern Worten zu beruhigen. Er versicherte ihn und betheuerte es, daß an keinen Scheiterhaufen gedacht werde. Er stellte die Behauptung auf, es sei wol gar kein ernstliches Gericht im Vorhaben. Der Abt und der König Raspe hielten bloß, da Mergardis einmal in's Gerede des Waldenserthums gekommen sei, eine öffentliche Reinigung ihres Leumunds für nöthig, — der Abt seiner geistlichen Würde halber, und der König wegen der Heirath seines Neffen mit einer rechtgläubigen Braut. — Gewiß ist mit dem marburger Magister Alles verabredet, sagte er, um durch eine scheinbar strenge,

auf harte Fragen und voraus gemessene Antworten gestellte Untersuchung die Unschuld des Fräuleins recht augenfällig an den Tag zu legen, Mergardis vor allem Volk frei zu sprechen, und dann die traurige Feierlichkeit mit einem Verlobungsfest zu kränzen. Gebt Acht! der wolkige Tag schließt mit einem schönen Abendroth.

Und mit dieser leichten, luftigen Finte denkst Du mich zu beruhigen? fragte Esperle.

Wenigstens ist es keine Erfindung, sondern meine wohlbegründete Vermuthung, antwortete Jener. — Ich weiß gewiß, daß morgen in der Frühe der König gen Frankfurt aufbricht, und der Magister Ketzerbrand nach Mainz geht, den Grafen Heinrich Sayn zu richten, der über den ihm angesetzten Gerichtstag hinaus nicht warten will. Mithin muß heut Alles beendigt werden, und daher so eingerichtet sein, daß es auch zu Ende gehen kann.

Welche Gründe! rief Esperle bitter aus. Wann hätte auch je der Magister einen doppelten Termin gehalten, und wäre nicht in einer Sitzung mit Untersuchung, Urtheil und Vollzug fertig geworden? Kennst Du des Ketzerrichters kurzes Verfahren so wenig? —

Dann ist wenigstens zum Verbrennen keine Zeit, wenn heut gerichtet und morgen gereist wird.

Bei Nacht nimmt sich das Feuer am besten aus! versetzte Esperle dumpf. — Ja, darin hast Du Recht: es gilt, das Fräulein zu retten, und darum muß meine Helika dran. Ein Fest muß das Volk haben, — meine Tochter muß in's Feuer, um die Andern rein zu brennen. Mein loderndes Kind muß die Augen blenden, denen die Abtsnichte entzogen wird. O mein Herr und Heiland!

Er weinte und warf sich auf den Boden nieder. — Der heftige Eustach ward ungeduldig. Er rückte dem Freund unmännliche Verzagtheit und undankbaren Argwohn gegen das Fräulein Mergardis vor. Dann ging er von jähen Scheltworten zu sanfterem Zuspruch über und schenkte dem Freunde von dem frischen Wein ein, um dem Verzagten Muth und Munterkeit zu erwecken.

Hast Du nicht an Dir selber eine Bürgschaft guten Glücks, Freund? sagte Eustach unter Anderem. Wie verzagt warst Du nicht Anfangs um eine Zuflucht, um einen Ausweg, als wir erfuhren, daß der liederliche Graf Berthold aus Rache vom Schildwald und todtengässer Weiher her des Magisters Verfolgung auf Dich gelenkt, und der

Ketzermönch Dich aufgespürt, ja sogar aus früherer Zeit Dich wieder erkannt hatte! Und nun sitzest Du hier oben, wie in Abraham's Schooß. Wir haben des Magisters Spürhunde auf falsche Fährte gelenkt, und keines Menschen Traum versteigt sich hier unter die Glocken herauf, die einen Waldenser in ihr rechtgläubiges Tönen und Brausen einhüllen. Hätte ich noch zur rechten Zeit Deiner Tochter habhaft werden können, so säße auch sie hier oben, und die väterliche Angst wäre Dir erspart. Indeß vertraue auf den, der Dich geborgen hat: er wird für sie auch einen Ausweg finden. Besonders fasse eine bessere Meinung von Mergardis. Sie wird jetzt bei den heimlichen Anstalten, die zu ihrer Rettung getroffen werden, nicht vergessen, was Du nebst Deiner Tochter früher für sie gethan und gewagt hast. Wie ich sie kenne, wird sie lieber auf ihre eigne Rettung verzichten, als daß sie solche auf Helika's Kosten ergreifen sollte.

Wenn sie drum gefragt wird, — ja! rief Esperle bitter aus.

Bei diesem Ausruf überzeugte sich Eustach, daß Vorstellungen und Zuspruch keinen Eingang in das von liebevoller Angst eingenommene Gemüth des Freundes finden konnte. Aus jedem neuen Um=

stand, den der zuversichtliche Waffenschmied aufspürte, um den Freund Hoffnung schöpfen zu lassen, sog dieser mit unseligem Scharfsinn nur neue Besorgniß ein. — Ich habe Dich in bester Erwartung so hoch herauf geflüchtet, erklärte Eustach endlich mit lebhaftem Nachdruck, um Dich über Deine freilich trostlose Lage zu erheben. Alle die Armseligkeit unseres Tages liegt von diesem Fensterchen hinab so tief unter dem Herzen eines rechten Mannes, Dein Blick reicht hier so weit über Deine engen Bekümmernisse hinaus, die Luft einer höhern, reineren Schicht strömt so belebend herein: und Du kannst Dich nicht aufrichten aus Deiner Verzagtheit, nicht hell in die aufgeräumte Zukunft schauen, in der Du früher doch eine bessere Gestalt der Welt erblicktest, kannst keinen fröhlichen Muth, keine kühne Hoffnung athmen, weil unglücklicher Weise das Fensterchen nach dem Waidehügel hinaussieht, und Dein scharfes Auge Dir die Vorkehrungen zu dem Gericht zeigt, vor welchem freilich Deine Tochter, aber nicht allein, sondern neben der Nichte des Abtes und dem wackern Ritter Konrad stehen soll. Gerade auf diesem Ritter liegt ein so großer Haß des Ketzermagisters und selbst des Königs Raspe, daß ich fürchte, ihm wird es gelten,

wenn, Deiner Meinung nach, ein Opfer für nöthig gehalten wird, das heißt, wenn diese machthabenden Männer ihre menschliche Galle mit vorgeblicher Ehre Gottes versüßen wollen. Und Mergardis mit ihrer Gespielin wird gerettet werden. Könnte ich doch bei Dir bleiben, Freund, bis die Verhandlung vorüber wäre; könnte ich, während sie dauert, Dir die Mettenglocke des Muths, oder die Vesperglocke der Hoffnung läuten! Denn was wirst Du empfinden, wenn Du erst das Gedränge der Menschen dort auf dem Hügel übersehen und aus den Tausenden vielleicht Deine Helika herauskennen wirst? Aber sei ohne mich ein Mann! Mich erwartet noch eine ernsthafte Stunde. Unser edler Freund, Pater Borgias, liegt auf dem Sterben. Ich will bei seinem letzten Wort und Athem stehen. Es wird ihm wohl thun, unter eines Freundes Augen seinen Geist auszuathmen, unter eines Freundes Hand sein Auge zu schließen. Denn seine engherzigen Klosterbrüder nehmen keinen Antheil an ihm; sie verlassen und schmähen den begeisterten hellen Mann. Ich war schon diesen Morgen bei ihm, und versprach, vor drei Uhr wiederzukommen. Bis dahin erwartet er sein Ende. Die heiligen Schauer um sein Lager würden Dei-

nem Herzen vielleicht wohl thun; aber Du mußt hier noch einstecken, vielleicht nur bis morgen. Ist erst der brenzliche Magister fort; dann kannst Du getrost wieder hinabsteigen, und Niemand wird Dich anfechten. — Horch! das Krankenglöckchen vom Andreaskloster beiert herüber. Der sterbende Freund ruft mich. Lebe wohl, und sei gefaßt! Sei ein Mann, oder lege Dich dort in die Ecke, und bring' es über Dich, nicht hinauszuschauen. Versuche zu schlafen. Bis Du dann erwachst, ist Vieles vorüber, und hoffentlich glücklicher, als Du denkst.

Er schüttelte des Freundes Hand, lächelte ihm noch einmal wehmüthig in die Augen, und eilte fort. Hinter ihm ward die Thür verriegelt. Er stieg die schwindligen Treppen hinab, schloß die Thurmthür vorsichtig, und eilte auf dem kürzeren Weg über die Fuldau und den schwankenden Steg nach dem Andreasberg hinüber.

Achtes Kapitel.

Am Kloster ward Eustach von dem schielenden Bruder Pförtner mit Murren und bösem Blick eingelassen. Es bekümmerte den wackern Waffenschmied nicht. Er wußte, wie wenig Pater Borgias, seiner edeln Gesinnung und freien Ansichten wegen, im Kloster geliebt war. Natürlich, daß man auf den eifrigen, anhänglichen Freund dieselbe Gesinnung übertrug, unter welcher jener stille Dulder seit Jahren soviel Kränkung erfahren hatte. Aus dem Refektorium, an welchem Eustach vorüber mußte, scholl ein lautes Gespräch der Mönche, halb Zank, halb Gelächter. Sie schienen eben nicht an den sterbenden Mitbruder zu denken.

Wie Eustach die Zelle des kranken Freundes mit leisem Fuß und bangem Herzen betrat, richtete sich der Kranke mit gespanntem Blick von der Prit-

sche auf, der gewöhnlichen klösterlichen Lagerstatt, die jetzt nur durch eine wollene Unterlage und leichte Decke zu einem Krankenbett eingerichtet, so zu sagen erweicht worden war.

Willkommen! hauchte mit heitrer Miene der Kranke dem Besuchenden entgegen. Seit heut morgen hat es sich auffallend mit mir gebessert. Ich bin auf dem Weg der Wiedergenesung; mein Husten ist fort, und ich fühle mich erstaunlich leicht. Wäre ich nicht vom langen Liegen noch so schwach, ich stände gleich auf, und ginge in den Garten hinab, aus dem es durch das offene Fenster so erquickend herein duftet.

An diesem Fenster stand Egil mit überkreuzten Armen und gesenktem Blick, tiefsinnend. Ein Apfelbaum ragte über das Fenster empor und wiegte, vom leisen Winde bewegt, seine unmündigen Früchte. In der Nische auf einem hölzernen Betstuhl kniete, zum Dienst des Kranken beigegeben, ein Laienbruder, baarfüßig, die öden Augen meist nach dem Kruzifix über der Betbank gerichtet, zuweilen nach dem Krankenlager verdreht. Er murmelte den schweren Rosenkranz ab, der ihm mit dicken Körnern durch die schmutzigen braunen Hände rollte.

Eustach maß und beobachtete mit scharfem Blick

den Kranken. Es kam ihm gerade bedenklich vor, daß der Husten ganz verschwunden war; zumal eine Fieberglut im Auge leuchtete und die Wange färbte. Daher mochte wol auch die hohe Stimmung des Kranken rühren, die zuweilen bis zu flüchtigen Phantasien mit Irrreden stieg. Im Widerspruch mit diesem Schwung des Geistes stand der schwache, mühsame Athem, der hin und wieder gänzlich stockte, und dem Sprechenden versagte. Bei solchen Anwandlungen hob er sich dann mit Ängstlichkeit auf, um sich mit Haupt und Brust höher legen zu lassen. — Es ist aber wol nichts dazu da! lächelte er. Sie sind gar sehr auf meine Herstellung bedacht, die guten Brüder. Sie geben mir ein Lager, das Lust zum Aufstehen macht.

Egil sprang ängstlich hinzu. — Warte, mein Vater! sagte er. Ich lege Dir unter. Er zog seine Kutte aus, und rollte sie zur Unterlage zusammen. Dabei fiel der gelöste Lendenstrick, diese geweihte, die Kutte zusammenhaltende Schnur, zu Boden, und Egil stieß sie mit dem Fuß unter das Bretterlager des Oheims. Der Laienbruder entsetzte sich darüber, und gab laut murrend seinen Tadel zu erkennen.

In seiner fieberhaften Stimmung war Borgias

sehr redselig. Was er sprach, war hoch getragen, bilderreich, nahm zuweilen die Schillerfarbe der Weissagung an, und verschwand oft in die unzugängliche Höhe seines fieberhaften Irrseins. Der unermüdlich fortbetende, nach dem Volksausdruck paternosternde Laienbruder horchte zuweilen nach dem Sprechenden auf — argwöhnisch von Gemüth, beschränkt an Fassungsgabe. So oft der begeisterte Kranke etwas vorbrachte, was der betende Bruder mißverstand oder mißdeutete, murrte er, und stieß in seinem rohen Eifer zum Zeichen der Mißbilligung die Worte des stets wiederkehrenden Paternosters, die er dann gerade auf der Zunge hatte, lautbrummend aus.

Es kömmt mir jetzt recht bedeutsam vor, sagte Borgias, daß am Tage meiner Wiedergenesung just ein Waffenschmied an meinem Lager steht. Denn, Freund, wenn ich jetzt wieder erstanden bin, sollt Ihr nicht mehr über meine bisherige Furcht vor diesen Unruhen der Zeit lächeln. Mit dem neuen Aufleben kömmt mir ein neuer Muth. Mein Krankenlager ist mir zu einem Kriegslager geworden, in welchem ich mich mit der Bedeutung Eurer Kämpfe in's Klare gesetzt, und den Streit selbst liebgewonnen habe. Das Kriegskleid der Zeit wird mir

Neuerstandnem eher passen. Ist nicht unser ganzes Leben ein Kampf und Kriegszug? Hört, was ich mir in den schlaflosen Nächten ausgeträumt und zusammengedacht habe. — Im Menschen lebt nämlich, von oben mitgebracht, der Wille; um ihn her, von unten erstanden, der Widerspruch, der sich, ein unermüdlicher Feind, durch alle Winkel und Wandlungen kämpfend zieht. Überall tritt der Widerspruch als eine unbedingte Gewalt, als eine selbsüchtige Übermacht hervor. Er ist im Besitz von Zepter und Krone, und nur das Schwert ist dem Willen verliehen, um jene Reichsinsignien zu erkämpfen, an denen er als Herrscher der Welt erkannt werde.

„Wie im Himmel, also auch auf Erden" — brummte, über jene Äußerung unzufrieden, der betende Laienbruder.

Zuerst tritt die Natur mit der Übermacht ihrer Genüsse und ihrer Zerstörungen gegen den Menschen auf, fuhr Borgias fort. Sie herrscht nach dem Grundgesetz der Nothwendigkeit. Hiermit aber weckt sie nur das Gesetz des Rechtes, als dessen Widerspruch sie erscheint. Dieser Kampf gilt noch nicht dem Einzelmenschen, sondern der Menschheit überhaupt, die durch das Grundgesetz des Rechtes

ein Ganzes ist. Die Natur nun macht nach Verschiedenheit der Landschaften, der Klimate u. s. w. ihre verschiednen bald aufreizenden bald aufreibenden Angriffe, und darnach zerfällt denn auch die streitende Menschheit in verschiedne Kampfscharen oder Völker. Der erste, unbewußte Einklang der Menschheit zu diesem Kampf ist der Staat, — der Kriegszug unseres Geschlechtes gegen die Natur in den verschiednen Heerhaufen der Völker. Jetzt stehen Natur und Staat, Gewalt und Recht einander gegenüber. Wie in der Natur die Einzelgeschöpfe, so wachsen erst im Staat die Einzelwillen. — Die Natur ist einig durch ihr Gesetz, dem keines ihrer gebundnen Geschöpfe widerstrebt. Nicht so einträchtig sind die ungebundnen Insassen des Staats. Hierdurch ist die Natur stärker, als der Staat. Um nun nicht zu unterliegen, um die festgeordnete Feindin mit gleicher Schlachtordnung zu bekämpfen, muß daher der Staat auch eine Gewalt werden. Er nimmt das Element der Dauer aus der Natur, und bildet in sich den Zwang als Mittelpunkt seines Bestehens aus. So von dem Naturelement angesteckt, setzt sich nun auch der Staat als eine Nothwendigkeit, als eine Übermacht, als einen Widerspruch gegen den Willen nicht mehr der ge-

sammten Menschheit, sondern des Einzelmenschen. — Doch soll ja der Mensch nicht im Staat wachsen, wie das Geschöpf in der Natur — aus dem Boden der Nothwendigkeit, sondern auf der Grundlage des Rechts, mithin mit Bewußtsein, mit Einsicht, mit Selbstbestimmung. Gegen die Zwinggewalt des Staats beginnt also jedweder Einzelne den Kampf der Freiheit.

„Geheiligt werde dein Name!" murrte heftiger der betende Laienbruder.

Lächelnd fuhr Borgias fort:

Dieser Kampf ist nicht zufällig: er ist an sich tief und wesentlich begründet, und für den Menschen Ruf und Ruhm. Hat auch die Natur ihre günstigen Stunden, der Staat zuweilen gütige Gewaltführer: was erobert durch Ruhe der Mensch? Der Natur gewinnt er wol einigen Nutzen, dem Staat einiges Recht ab. Ist das aber des Menschen höchstes Diadem? Hat nicht sein Wille ein göttliches Herrscherrecht? — — Das Naturelement des Zwangs, das der Staat in sich aufgenommen, ist das Element der Selbsucht; daher die aus dem ursprünglich reinen Akkord des Staats sich entwickelnden Dissonanzen des Völkerhasses, der Staa-

tenkriege; daher denn wieder bei den einzelnen Völkern der Mißbrauch der Gewalt zu Gunsten einzelner Machtführer, oder glücklicher Dynastien, oder schlauer Kasten. Die Gewalt, die alle Bürger hüten und heben sollte, tritt vielmehr auf deren Nacken, um sich selbst zu heben, als wäre sie um ihrer selbst willen da. So wird der Kampf um Freiheit äußerlich ein rechtlicher. Innerlich soll er noch mehr werden. Um nämlich selbst gerecht zu bleiben, dürfen die Einzelnen ebenso wenig die Gewalt des Staats aufheben, als der Staat den Willen des Volks unterdrücken darf. Ich rede von der Staatsgewalt, nicht von den wechselnden Trägern derselben. Diesen als Personen steht unmöglich ein unbedingtes Recht über andre Personen zu. Sie sind nur von der Klugheit geschützt, und ein Auflehnen gegen unwürdige Machthaber hat sich weniger vor Unrecht als vor Unglück zu hüten. — Der Staat an sich aber hat ein unbedingtes Recht, zu bestehen; denn er kann ja gerade nur durch seinen Verband das Gesetz des Rechts gegen die Naturgewalt geltend machen. Wie aber soll sich nun dieser Widerstreit lösen? Nicht anders, als daß der Einzelmensch im Widerspruch zwischen der Herrschgewalt des Staats und dem Herrschberuf seines edeln

Willens dahin komme, daß er seinen Willen soweit erweitere und erhebe, um den Zweck des Staates in sein eignes Streben aufzunehmen. Der Mensch muß also erst in seiner Sinnlichkeit die Selbsucht der Natur, und in seinem Hochmuth die Selbsucht des Staats bekämpfen. Ja, in das Innerste des Menschen selbst reichen diese beiden Gewalten hinein; die Natur stürmt mit ihren Wetterlaunen in den wechselnden Begierden des menschlichen Blutes; der Staat unterhandelt zu seinem Vortheil in den Spitzfindigkeiten und Eitelkeiten des menschlichen Verstandes. Sieh, nun ist der Mensch nicht mehr entrüstet und zorngewaltig gegen äußern Widerspruch: er fühlt vielmehr, befangen und schwankend, in sich selbst einen schmeichlerischen Widersacher. Aber gerade den soll er zuerst bekämpfen und besiegen. Gelingt es ihm, so gewinnt er nicht bloßen Nutzen, nicht bloßes Recht, sondern Tugend. In dieser wird er erst seiner göttlichen Abkunft inne. Sein Wille ist ein geborner König. Und siehe, das Morgenroth bringt ihm Grüße aus den ewigen Hallen des Vaters, das Abendroth schmückt ihn mit der Heimkehr zur Ewigkeit. Er ist ein Sohn des Himmels!

„Vater unser, der du bist —" fing laut mur-

rend der Laienbruder ein neues Korn seines Rosenkranzes an.

Borgias schloß erschöpft die Augen. Aber er schlummerte nicht; er phantasirte und redete irr. — Ha, du Raupe auf den Kohlblättern des Breviers, lallte er, — eingepuppter Wurm, streifst du deine Hüllen ab? Beginnt schon dein Frühling, und willst umherschwärmen, sonniger Schmetterling? Ja, dort schwankt deine geknickte Blume, nach der du flattern wirst. Hussah zu Pferd! Deine Peitsche, Heinrich! Willst Du doch die Peitsche führen? Armer Heinz! Schritt, Schritt! Du verlierst Deine Braut!

Er murmelte unverständlich noch eine Weile fort. Bald aber hatte er mit seinem Athem zu kämpfen. Er keuchte, seine Schläfe ward feucht. Eustach trocknete ihm das Angesicht. Egil stand leidlahm mit gefalteten Händen am Lager. — Der Kranke kam wieder zu sich, sein Bewußtsein und seine Fieberröthe kehrten zurück. Indem er die Augen aufschlug und Egil erblickte, sagte er: Da bist Du ja, Heinrich! Hab' ich denn geträumt? Ich sah Dich zu Pferd, und viele Menschen jagten Dir nach. Du warst in Deinem Dorfkittel und führtest Deine Geliebte mit Dir zu Gaul, ha! ha!

„Unser täglich Brot gib uns heute!" — brummte der Laienbruder.

Es war ein Weilchen still. Borgias, mit aufwärts geschlagnen Augen ruhend, schien sich auf alles Gesprochne zu besinnen.

Das ist der schwerste Kampf, sagte er endlich; ich meine, den ich Euch vorhin erklärt habe, — der Kampf des Einzelmenschen mit seinen innern Feinden, mit den Feinden, die im Feldzuge seines Lebens mit ihm unter einem Zelte wohnen. Auch werden nur Einzelne Sieger. Wo gab es je ein Volk von Willenskönigen? Die Mehrzahl kann das eingeborne Gesetz des Gewissens nicht durchsetzen, nicht durchfechten. Der gemeine Pöbel versteht und vernimmt es gar nicht aus seinem stürmenden Blut heraus; der vornehme Pöbel mißdeutet es nach den Spitzfindigkeiten seines Verstandes und Vortheils. So würde der Einzelne seines göttlichen Herrscherrechtes verlustig, — die Menge zu Grunde gehen, wenn nicht das Göttliche in der Menschheit eine erlösende Auskunft fände. Dieses Göttliche bildet nämlich in einem besonders begnadigten Zeitmoment einen vorzüglichen Menschen zum edelsten Organ, und verkündigt sich als Offenba-

rung. Jede Offenbarung ist nämlich eine Krise, in welcher die tief erkrankte Menschheit sich durch eine Metastase rettet, indem das in der Menschheit verborgne Göttliche sich auf ein einzelnes Glied derselben, auf eine einzelne Person wirft, und in vikariirender, aber gesteigerter Thätigkeit heraustritt. Dies Glied stirbt dann auch früh ab, als leidender Erlöser. — Das Göttliche in der Menschheit wird Mensch, um sich in der Brust der Menschen wieder zu erwecken. Und wie nach Donner und Regen die Gebirgsquellen, so fließen nach einer Offenbarung wieder die versiegten Brönnlein in den Herzen eines Volkes, und schwellen in Bächen zu den Völkern über. Der erste Akkord der Menschheit ist der Staat, der zweite die Offenbarung, — jener, um Recht gegen Naturgewalt, — diese, um Freiheit gegen Staatszwang zu retten.

„Zukomme dein Reich!“ — stieß der murrende Laienbruder die Bitte aus.

Lächelnd fuhr Borgias fort:

Ein unendliches Bedürfniß Aller scheint jetzt befriedigt; da jedem Ohnmächtigen nun, was ihm in der Brust erloschen war, von Außen wieder entzündet ist. Weil nun aber eine Offenbarung stets

in Zeiten sittlicher und geistiger Hülflosigkeit erscheint, nimmt sie, um alle Innerlichhaltungslosen von Außen zu befestigen, einen Zwang vom Staat an, wie dieser einst eine Gewalt von der Natur entlieh. Dieser äußere Zwang der Offenbarung ist die Kirche. Anfangs zum öffentlichen Heil erborgt, schlägt doch dies fremd aufgenommene Element des Zwangs bald wieder in seine ursprüngliche Selbsucht aus. Wie der Staat seinen Bürgern, sollte die Kirche ihren Gläubigen dienen, um sie zu erhöhen. Statt dessen gehen Beide nur auf Unterwerfung aus, und erniedrigen um ihrer selbst willen den, der bestimmt ist, von geistlichem und weltlichem Arme zum Herrscher erweckt und erzogen zu werden. Namentlich die Kirche, die berufen ist, aus der gemeinsamen Offenbarung die Vernunft der Einzelnen zu entflammen, wie die Kerzen des Altars an der ewigen Lampe entzündet werden, fodert gerade diese Vernunft zum Opfer. Es wiederholt sich auf geistige Weise in der Christenheit, was einst äußerlich in Judäa bewirkt ward, wo die stillen Altäre auf den Hügeln des Landes vertilgt wurden, um den alleinigen Tempel in Jerusalem zu verherrlichen. Der königliche Wille des Menschen soll seine Krone niederlegen und sein eingebornes Gesetz

abschwören, um ein Vasall der Kirche zu sein, die bald genug zu einer Burg des Priesterthums geworden ist. — Da hat nun der Mensch einen doppelten Kampf der geistigen und der sittlichen Freiheit, — Kampf gegen Staat und Kirche. Ihm zum Glück befehden oft genug beide Gewalten einander selbst, trotz dem gemeinsamen Streben derselben zur Unterjochung des Einzelnen. Diese Kämpfe machen die Weltgeschichte aus. Jedes Jahrhundert legt eine Fessel und Hülle ab, wie Du, mein Heinrich, Deine Kutte. Der Mensch muß eine Gewalt nach der andern brechen, um zu erfahren, daß nur Eine rechtmäßig sei, — die göttliche in seiner eignen Brust. Daher fängt die Freiheit mit dem Sieg des Einzelnen über sich selber an. So lange herrscht eine jede äußere Gewalt, als sie den Menschen in seinem Kampf und Triumphzug zur innern Herrschaft fördert. Sie zerfällt an ihrer eignen Selbsucht, und mit ihr sinkt das Jahrhundert zusammen, dessen Säule sie war. Jede äußere Gewalt ist nur eine Schale; sie hält nur von Außen. Wie sie barst, verwirren sich die menschlichen Angelegenheiten, die bürgerlichen und sittlichen Bestände. Die purpurnen Firne der Autorität schmelzen ab, und setzen die angebaute

Ebene in eine Sündflut. Wie dann auch einzelne Eiferer rasen, und mit Feuer die Altäre, mit dem Schwert die Throne halten wollen: eine Auflösung bricht herein, eine Gährung folgt nach. Staunet heute nicht, wenn die Regierenden ihren Purpur durch den Schmutz des Lebens ziehen, die Schwerter des Adels rosten, die Priesterschaft ihre Heiligthümer verhandelt, und die Frauen den Schleier der Sitte zerreißen. So seht Ihr's bei allen Übergängen der Gewalt in andre Hände; das sind die Wehen, wenn eine neue Herrschaft geboren wird.

„Vergib uns unsere Schulden!" — brummte der betende Laienbruder.

Und sie wird geboren! fuhr Borgias begeistert fort. Und jede neugeborne Gewalt hat eine neugeschmiedete sittliche Krone um ihre leuchtende Schläfe. Unter dem neuen Zepter wächst die Menschheit wieder eine Strecke, bis sie mit ihrer Schulter wieder an das Zepter stößt, das erst göttlich hoch über ihrem Haupt segnete. Dann zerbricht sie auch dies Zepter wieder; weil es gar bald dräute und dann drückte. Und also fort und fort, bis endlich der Mensch soviel Raum gewinnt, daß er sein eigner König mit seinem Gewissen als seines Staates

Grundgesetz zu sein vermag. Erst werden die Nationen anfangen, einander gelten zu lassen und zu schätzen. Der Völkerhaß wird aufhören. Wenn Ihr einst diesen Ölbaum ausschlagen seht, dann ist der Frühling nah, wo auch die Einzelnen im Volke einander anerkennen.

„Wie wir vergeben unsern Schuldigern —," betete laut der Laienbruder.

Ja, rief Borgias, Natur, Staat und Kirche, wie sie mit Zwanggewalt den urfreien Menschen bestreiten, erziehen den Einzelnen zur sittlichen Herrschaft. Denn jedes Menschen Brust soll zu einem unabhängigen Staat gebildet werden, von der Natur und der Ewigkeit begrenzt, und das Herz als freie Kirche umschließend. Hebe denn, o Mensch, Dein Zepter: die Natur wird Dir huldigen, wenn sie Deine Majestät erblickt. Setze Deine Krone auf, und der Staat wird ein Vasall Deiner Unsterblichkeit. Denn Du allein bist Dein König.

„Und führe uns nicht in Versuchung —," murrte laut der betende Bruder.

Erschöpft von seiner lodernden Begeisterung lallte der Kranke unverständlich fort. Er keuchte bald nach Luft. Seine Bewegungen deuteten an, er

wolle noch mehr mit der Brust erhöht liegen. — Egil eilte hinaus, während Eustach den Fieberheißen in den Armen empor hielt. Es war still im Gemach. Da fiel aus der höchsten Spitze des Apfelbaums, vom Wurm angestochen, ein frühreifer Apfel zwischen den Blättern und seinen unreifharten Brüdern niederrauschend zur Erde. Der Kranke schrak zusammen. Der Laienbruder hörte auf zu beten, und erhob sich in ängstlicher Erwartung. Die Sonne fiel jetzt, um die Ecke des Klosters tretend und durch den dünnen Staub der Zelle strahlend, herein. Egil kam zurück; er hatte den ländlichen Kittel, in welchem er einst zur Klosterschule gekommen war, angezogen, und schob sein ausgezognes Cilicium zur Unterlage dem Oheim unter. — Der Laienbruder trat jetzt laut betend an das Lager.

Mir wird so leicht! flüsterte Borgias, und große Tropfen quollen ihm aus Stirn und Schläfe. — Ich will auf! Bringt mich fort: ich bin genesen! O wie hell —!

Mit einem tiefen Ausathmen sank er zurück; seine Farbe war erloschen, das Auge starr.

„Sondern erlöse uns vom Übel" — sprach der Laienbruder.

Amen! setzte Eustach hinzu, und kniete betend nieder. — Weinend warf sich Egil über den entseelten Oheim.

Der Laienbruder war hinausgetreten, und bald schlug, von seiner Hand gezogen, das Sterbeglöckchen vom Thurm langsam drei Schläge.

Neuntes Kapitel.

Auf dem Hügel neben dem Weinberg drängte sich das Volk um die Schranken des Gerichtsplatzes. Hier wehrten Häscher und Lanzknechte, dort die Hüter des Weinbergs der muthwillig einbrechenden Menge, die mit jedem Augenblick aus der Stadt und von der Umgegend her zunahm. — Man hatte sich früh versammelt, und in Erwartung des Predigers und der Gefangnen verfiel man auf ausgelassene Streiche. Das Gelächter zahlreicher müßiger Zuschauer begünstigte, was die Langeweile ausgelassener Gesellen erfand. — Wer ein Pferd besaß oder auftreiben konnte, kam herbeigeritten, um über dem Gedräng erhaben, auch aus einiger Ferne den Vorgang bequem beobachten zu können. Eine große Anzahl Studenten, großentheils Ausländer, die nicht im Kloster, sondern in der Stadt wohnten, hielten

dicht am Paulsthor. Sie schienen es auf irgend ein Unternehmen abzusehen, oder doch etwas Besonderes vorzuhaben; denn außerdem, daß sie sich hier entfernt von der Menge versammelten, waren sie auch festtäglich gekleidet, und trugen in den Farben der gefangnen Mergardis Schärpen und Fahnen.

Auch der Physikus Raimundus war auf einem ansehnlichen Pferd herbeigeritten. Er hielt unter einem Haufen von Handwerkern und Hintersassen, bei denen er groß angesehen war, und die seine derben Scherze und Prahlereien mit offnen Mäulern und schallendem Gelächter aufnahmen. — Unter diese hatte sich Hanns Dolhopt gemischt, streichelte mit Kennermiene das Pferd des Physikus, besah die Zähne, befühlte die Gelenke, hob die Hufe, und belobte das Thier.

Es ist aus Ritter Konrad's Stall, sagte Raimundus, und noch lange kein vollgültiger Ersatz für meinen guten Schecken, der mir bei jenem verfluchten Streich des Ziegenhainers im Schildwalde schändlich zugerichtet worden ist. Während ich nämlich zu Fuß mit meiner echt salernitanschen Fuchtel handire, jagt der ketzerische Kohlenbrenner auf meinem Gaul feiglings davon. Donner und Dechanei, was habe ich damals gewüthet! Die alten salerni=

tanschen Streiche, die welschen Finten jucken mich noch in der Haut, stecken mir noch zwischen Fell und Fleisch. Darüber ist mir aber der ehrliche Schecke zum Teufel gegangen, und wäre der Ritter Konrad nicht solch' ein Ehrenmann —

Laßt auch diesen Fuchs zu Schanden gehen, — heut, heut; Herr Physikus! rief Wilwirk die Hexe. Edler Salernitaner, führt einen kühnen Streich aus! Ihr habt das gute Thier von Ritter Konrad; er hat noch einen Rappen, — einen Gaul für einen König. Der wird Euer. Setzt den Fuchs dran. Seid selber ein Fuchs. Ihr könnt keinen bessern Tausch treffen.

Heut — heut? Was ist los? fragte begierig Raimundus. Was habt Ihr vor — he?

Rettet den Ritter Konrad, Euern Gönner! fuhr sie fort. Leiht ihm Euern Gaul, seinen Gaul! das treue Thier wird den alten Herrn kennen. Bringt es in Konrad's Nähe, es wird den unglücklichen Freund flüchtig davontragen, es wird ihm seinen Rücken leihen. Es wird thun, was keiner seiner Freunde wagt. Pfui über Euch alle, wenn Ihr Konraden von einem landstreicherischen Mönch richten und verderben laßt!

Fort mit der Hexe, fort! riefen Viele. Steinigt das gottlose Maul.

Ja, steinigt sie! versetzte Wilwirk. Koth über Euch elenden Bürger, die den wackersten Mann, die Ehre der Stadt, aus ihrer Mitte greifen und zu Grunde richten lassen. Für wen von Euch hätte nicht Konrad seine Faust in's Fegefeuer gesteckt, um ihn herauszuziehen? Und Ihr kommt her, um zuzusehen, wenn er etwa verbrannt werde! Und wofür verbrannt? Weil ein Engel ihm zu Lieb' vom Himmel gestiegen ist. Geht und verbrennt das unsinnige Weib, das diese Tollheit begangen hat, das einen edeln Mann um einer Kinderei willen in Lebensgefahr gebracht hat! O der verfluchte Engel, der einen Sarazenenbogen bringt, um den besten Mann ohne Pfeil zu treffen!

Diese Worte klangen den mißverstehenden Bürgern wie Gotteslästerung; sie schlugen zürnend nach der verachteten Frau.

Sie aber rannte nur davon, um unter einem andern Haufen Menschen ihre wilde Auffoderung zu Konrad's Rettung und ihre wunderlichen unverständlichen Verwünschungen zu wiederholen. — Gerettet wird er! rief sie hier. Wenn ich diese schwar-

zen Flügel meines Mantels auseinanderschlage, so bin ich ein Vogel des Heils für ihn.

Oder eine höllische Fledermaus! rief Einer. Warum rettest Du ihn nicht, und foderst uns auf? Mache Deine Hokuspokus, und trage ihn auf Deinen schwarzen Fittichen davon!

Euch will ich das Verdienst gönnen, einen ehrenwerthen Mann zu retten, und noch mehr will ich Konraden den Stolz gönnen, sich von seinen Mitbürgern geschätzt zu sehen, geschützt zu sehen. Der edle Ritter soll sich nicht schämen, daß er nur die Hexe zur Freundin hat. Laßt mich mein Mäntelchen zusammenhalten, und hebt Ihr Eure Arme auf. Was gölte mir mein Leben, wenn man es nur für eines ehrlichen Mannes Leben gelten ließe!

Scheu und heimlich ein Kreuz schlagend, schielte man nach ihrem Halbmäntelchen, unter welchem sie augenscheinlich etwas mit Hülfe des linken Armes trug. Viele hielten es für ein Zaubergeräth, und wendeten ihr, mit dem rechten Fuß ein Kreuz auf den Boden scharrend, den Rücken. — Scheltend zog sie weiter.

Ganz ohne Einwirkung auf die Bürger blieb jedoch diese lebhafte und theils mißverstandne Auffoderung eines sonst verdächtigen Weibes nicht. Man

besprach sich wenigstens über Konrad's Schuld und Schicksal, beklagte ihn, und die Kühnsten wünschten, daß man ihm helfen könnte. Mehr aber wagte Keiner, scheu vor jedem schweigenden Nachbar, und aus Furcht, für einen heimlichen Waldenser zu gelten.

Zwei der Anwesenden waren von dieser Furcht frei; es waren aber gerade diejenigen, von denen für Ritter Konrad am wenigsten etwas gehofft werden durfte, — der Physikus Raimundus nämlich und Hanns Dolhopt. Jener hatte von früher eine gewisse Theilnahme für Ritter Konrad, wie solche sich aus langer Bekanntschaft und jeweiligem Verkehr bildet. Raimundus trug kein Bedenken, sich zu des Freundes Gunsten auszusprechen, weil es ihm eben gar nicht in den Sinn kam, wirklich etwas für denselben zu thun, oder auch nur zu besorgen, daß man ihn dessen verdächtigen könne.

Der Gauner Dolhopt aber hatte unverkennbar einen losen Streich im Sinn, wie er denn gleich allen Tagedieben gerade zum Tollsten stets aufgelegt war. Auf den jetzigen Einfall hatte ihn, aller Wahrscheinlichkeit nach, die Hexe mit ihrem eifrigen Zuspruch gegen Raimundus gebracht. Denn als nunmehr dieser am Schlusse seiner Rede an die

Umstehenden erklärte, daß er den Ritter für einen ehrenwerthen Mann halte, und auf dessen Rechtgläubigkeit schwöre, versetzte Dolhopt mit bedeutsamem Nachdruck: Ich schwöre auf des Ritters Rappen!

Kennst Du auch den Rappen? fragte Raimundus. Ihr habt Euch ja wahrlich alle in das Thier vergafft.

Der beste Gaul zwanzig Stunden rings um das Grab des heiligen Bonifaz! antwortete der Bursche mit verstohlnem Blinzen gegen den Physikus. Dieser ritt dem Wink des Burschen nach ein wenig seitwärts. Dolhopt hob sich, die Mähne des Pferdes ergreifend, auf den Zehen dem Ohr des niedergebückten Arztes entgegen, und flüsterte ihm zu: den Rappen wollt' ich Euch in den Stall schaffen, Meister Raimundus. Und was hättet Ihr dann für einen Gaul? Ich will Euch nicht zumuthen, das Geschäft selber auszuführen; aber ich darf schon was wagen. Einem so geringen und unnützen Menschen, wie ich bekannt bin, geht Manches hin. Hört! Laßt mich auf Euern Fuchs sitzen. Ich reite mitten durch das Gedränge. Nicht bloß um die Leute zu ärgern, sondern zu Euerm Vortheil. Denn wenn ich dicht am Eingang zum Gerichtstisch halten bleibe, bis die Gefangnen kommen,

so kann ich dem Ritter Konrad einen Wink geben, und mich geschickt vom Pferd fallen lassen. Der Ritter ergreift den Gaul, sein ehemaliges Thier, und reitet davon.

Ha, ha! lachte Raimundus. Durch alle die Menschen reitet er davon?

Sie machen ihm alle Platz! versicherte Dolhopt. Alle sind froh, wenn er sich aus dem Staube machen kann. Euer Pferd wird wieder schändlich zugerichtet, wie damals — Ihr wißt ja. Konrad muß Euch Ersatz geben, und für den ihm geleisteten Dienst kann er Euch nichts Geringeres, als den Rappen, anbieten.

Raimundus schüttelte zweifelhaft und bedenklich den Kopf. Aber Dolhopt war unerschöpflich in Finten für einen Gecken, wie er vor sich hatte. Er wußte ihm weiß zu machen, daß ein solcher Streich schon mit dem Ritter durch die dritte Hand verabredet sei, und auch Viele im Volk darum wüßten.

Und ich — wo soll ich denn zu Fuß hin? wendete Raimundus ein.

Ihr haltet Euch an des Gaules Schweif — versetzte Dolhopt; so bringe ich Euch an die Schranken, wo Ihr Alles bequem ansehen könnt. Ja,

Ihr dürft selbst hineintreten. Ihr gehört eigentlich mit hinein. Denn was kann nicht Alles vorfallen, wobei man Euch nöthig hat? Ich höre sogar, der fromme Magister will den Mathes und die Helika, wenn sie ganz verstockt bleiben, durch ein Brechmittel zum Geständniß bringen.

Dem Physikus blieb nicht lange Zeit, zur Überlegung und zur Einsicht in Hanns Dolhopt's Narretei zu kommen; denn schon näherten sich die beiden Wagen, auf denen Magister Konradus mit Mergardis, Helika und Grete, sowie Bruder Johannes mit Ritter Konrad, Meister Butterkratz und Mathes heranfuhren. In der allgemeinen Bewegung wurde Raimundus verwirrt, Dolhopt zog ihn vom Pferd, und schwang sich auf. Baarfüßig mit schmutzigen Fersen trieb er das Thier durch das Gedränge nach dem Eingang in den abgesteckten freien Platz, — seelenvergnügt, sich unter all' den Menschen zu Pferd zu finden. Denn hierauf allein war sein Muthwille berechnet gewesen. Das Volk, auf welches er niederlachte, schimpfte und schlug nach dem bekannten Gauner. Um die Stöße und die Stoßenden von sich abzuwehren zwang der reitensgeübte Dolhopt das Pferd zu Quersprüngen, wodurch Raimundus, der den Schweif des Thieres

ergriffen hatte, zum allgemeinen Jubel der Nächststehenden hin- und hergerissen ward, bis er mitten im Volksgetümmel fluchend den Schweif fahren ließ.

Nun zeigte sich, wozu die Studenten geschmückt, bewaffnet, und zu Pferd sich vor'm Paulsthor versammelt hatten. Sie bildeten nämlich um den Wagen, auf welchem Mergardis saß, ein Ehrengeleit, drangen nebenher mit durch das unzählige Volk, und blieben am Eingang in den freien Platz halten. Dolhopt, der ihnen hier weichen mußte, hatte die Verwegenheit, in den Gerichtsplatz einzureiten, und hielt sich dicht am Gerüst. Niemand wehrte ihm, weil die Verwegenheit gemeiner — und die Anmaßung vornehmer Leute in den Augen des Pöbels meist wie ein Recht aussieht. — Auch der Hexe war es gelungen, bis dicht an den Eingang vorzudringen. Sie hielt sich hier zwischen den Reitenden den Rücken frei, und wer sie hätte beobachten wollen, dem wäre auf ihrem Gesicht die ungewöhnliche Bewegung und Spannung nicht entgangen.

Magister Konradus führte, und Bruder Johannes beschloß den Zug der Angeklagten auf das, einige Stufen hohe, Gerüst, welches an ein hohes hölzernes Kreuz angelehnt war. Alle nahmen an dem Tische Platz. Bruder Johannes hob seinen ei-

nen Arm, um Stille zu winken und auszurufen. Ein Glöckchen läutete von der Klosterkirche aus der Stadt. Der Magister hielt laut ein Gebet, statt einer Predigt, zu welcher es ihm an Zeit und Stimmung fehlte.

Eine große Stille war entstanden, und als der Magister seine Untersuchung begann, ward es noch stiller.

Wie seid Ihr dazu gekommen, Mergardis, fragte der Magister, der Herde Euers eignen Oheims, ein Lieblingslamm dieses nicht immer wachsamen Hirten, zu entlaufen, und in einen verworfnen, frevelhaften Bund zu treten, zu welchem die Weihe von einem ekelhaften Thier mittelst eines sodomitischen Kusses genommen wird?

Mergardis erröthete, erblaßte, hob ihren gesenkten Blick über die unabsehbar Kopf an Kopf gedrängte Menge, und erschrak zu antworten.

Du schweigst, fuhr der Magister fort. Damit tilgst Du Deine Schuld nicht; sondern Du bekennest sie. Ja, das Geständniß Deiner Sünde wandelt über Dein erbleichend Antlitz, wie der Wolken Schatten über das Stoppelfeld hinziehen. Nicht wahr, Du willst mit Hiob im 34. Vers des 39. Kapitels antworten: „Siehe, ich bin zu leichtfertig

gewesen: was soll ich antworten? Ich will meine Hand auf den Mund legen". —

Mit rascher, lebhafter Entrüstung erwiederte Mergardis:

Ihr seid in Vermuthungen nicht geschickter, als in Fragen, harter Priester. Ihr wollt untersuchen, ob ich schuldig sei, wessen mich eigentlich Niemand angeklagt hat, und hebt mit einer Frage an, die nicht allein meine Schuld schon voraussetzt, sondern überdies einen Vorwurf für meinen hochwürdigen Oheim enthält. Wollt Ihr hier eine Handlung der Gerechtigkeit begehen, so fangt nicht mit Ungerechtigkeit an. Mit Unrecht habt Ihr ohnehin schon begonnen, da kein Kläger wider mich da ist. Wisset, — niemals ist mein Oheim ein unwachsamer Hirt seiner Herde gewesen. Hier vor diesen Tausenden sei es gesagt, die durch ihn den Segen des Himmels empfangen. — Seht! rief sie mit plötzlich gewonnenem Muth gegen das Volk gewendet aus, — ich stehe nicht als Angeklagte da, sondern als Vertheidigerin Euers obersten Hirten, den — einen Abwesenden — dieser wandernde Prediger anfällt, unbekannt mit unserer Rechtschaffenheit, und fremd für unser friedliches Glück.

Die edle Mergardis hoch! riefen die zu Pferd

anwesenden Studenten, und schwenkten ihre himmelblauen Barette.

Auf diesen Beifall donnerte der Magister herab: Ich rufe mit dem Psalmisten: „Wenn sich auch ein Heer wider mich lagert, so fürchtet sich doch mein Herz nicht; wenn sich Krieg wider mich erhebt, so verlass' ich mich auf ihn!"

Er hob seine Rechte gen Himmel; dann fuhr er gegen Mergardis fort:

Hier steht Dein Ankläger! Was läugnest Du, eine Verklagte und Beschuldigte zu sein?

Hast Du mich angeklagt, daß ich eine Waldenserin sei, Mathes? — fragte sie ruhig den Burschen.

Nein, erwiederte dieser lebhaft. Ich habe mich nur auf Euch berufen, edles Fräulein, weil man meinen seligen Herrn so arg beschuldigte, es sei ein Jungfrauenmord in seiner Burg begangen worden in jener Nacht, als man Euch dahin gebracht hat. Ihr seid aber nicht zur Versammlung gekommen als eine Schwester, sondern als eine aus des Ziegenhainers Händen Befreite in die Burg gebracht worden. Ich habe Euch früher auch niemals bei uns gesehen; auch seid Ihr in jener Nacht nicht geopfert worden, sondern so gesund, wie Ihr in

diesem Augenblick dasteht, habe ich Euch beim Liebesmahl der Brüder gefunden, als ich Euch zur Heimkehr gen Fulda im Saal abgeholt.

Hört Ihr's Alle? rief jetzt der Magister, daß Mergardis von Malkoz beim entsetzlichen Liebesmahl der Ketzer gefunden worden ist?

Ein Murren der Mißbilligung entstand unter der Menge.

Wenn Ihr in eine Grube fallt, rief Mergardis aus, — ist es ein Verbrechen oder ein Unglück zu nennen?

Spitzfindigkeiten sind dem Herrn ein Gräuel! — erwiederte heftig der Magister.

Ruhig versetzte hierauf Mergardis:

Ihr seid durch des heiligen Vaters Vollmacht und Euern eignen Eifer mein Richter. Ihr sucht Ketzer, und werdet deren immer und überall finden. Um Euretwillen würde ich jeder Rechtfertigung überhoben sein; denn Euer Verdammungsspruch klammert sich an Schuld und Unschuld an. Um dieser Zuhörer willen laßt mich erzählen, was geschehen ist. In den Augen des Volks werde ich schuldlos erscheinen, wenn auch in den Eurigen nicht. Das Geschehene wird sonnenhell zeigen, nicht

sowohl daß ich gerechtfertigt bin, sondern daß ich gar keiner Rechtfertigung bedarf.

Mergardis erzählte nun kurz und ruhig ihre Entführung, ihre Rettung in die Burg zu Langenschwarz, ihre aus dem Gespräch des Mathes mit Greten geschöpfte Angst, ihre nächtliche Wanderung durch die Gänge der Burg, und wie sie endlich am Fenster bemerkt, und zu den ihr unbekannten Versammelten geführt worden sei. — Ist es nun eine Spitzfindigkeit, sagte sie, wenn ich frage, ob ich ein Unglück oder eine Schuld erlebt, und hier offen und öffentlich bekannt habe?

Beides, beides! rief der Magister. Du bist freilich nicht in das Haus der Sünde gegangen, sondern gebracht worden. Wer hieß Dich aber hinabhorchen in den Saal der Ketzerei, und Dein Ohr öffnen ihren trügerischen Lehren?

Aus Furcht habe ich hinabgehorcht, es würde da um mein Leben oder um meine Ehre verhandelt. Nicht ihre Lehren habe ich heraufschöpfen wollen, sondern Beruhigung in meiner Seelenangst.

Aber mit dieser Beruhigung hast Du auch Wohlgefallen an den ketzerischen Lehren geschöpft, fuhr der Magister fort. Denn als Du nun glücklich aus dem Haus der Ketzerei entkommen warst:

warum hast Du nicht als gute Christin Anzeige von jenem ketzerischen Bunde gemacht?

Weil ich Stillschweigen hatte geloben müssen, antwortete sie.

Hört Ihr's Alle? rief der Mönch. Es ist ordentlich verhandelt worden. Mergardis hat den Ketzern Stillschweigen gelobt und gehalten. Das Wort ist ein Band, eine Fessel, durch die Ihr den Ketzern und Gotteslästerern angehört. Ihr habt Euch auch nicht freiwillig losgemacht von ihrem Bund. Nein! Und nicht bloß aus Furcht, sondern auch aus Theilnahme bist Du ihm treu geblieben. Denn warum hast Du ein Ketzermädchen zu Deiner Dienerin, zu Deiner Vertrauten eine Waldenserin aufgenommen? Hier steht sie! Was hattest Du seit jener Nacht mit dieser Helika gemein, wenn nicht gemeinschaftlichen Irrthum und gemeinsam erlebte Schmach?

Weh mir, daß ich Euch in's Verderben bringe, meine edle Gebieterin und Wohlthäterin! — rief Helika. Und zum Magister gewendet:

Bedenkt, ehrwürdiger Prediger, daß Fräulein Mergardis mich nicht als eine Ketzerin gekannt hat. Ich war ja mit ihr aus dem Wald in die Burg gebracht worden. Sie hat an uns nur Dankbar-

keit zu üben gemeint, weil wir im Wald ihr beigestanden; sie hat uns Wohlthaten erzeigt, ohne zu wissen —

Sie schwieg, betroffen über ihr unbedachtsames Geständniß.

Ja, ohne zu wissen —! fiel der Magister ein. Was war denn da zu wissen? Du schweigst? Sprich es nur heraus, was Du schon laut genug bekannt hast, — daß Du in der That eine Waldenserin bist, und Dein Vater, wie er durch seine Flucht laut genug eingestanden hat, ein Waldenser. Ohne zu wissen, willst Du sagen, daß Ihr aus dem Land Siegen stammt, und dort schon früher meinem Strafgericht entronnen seid. Aber anstatt dieses unverdiente Glück der Flucht Euch zur Warnung gereichen zu lassen, und zur heiligen Kirche zurückzueilen, seid Ihr, Dein Vater und Du, in Eurer Verirrung beharrt, und habt noch Andre mit hineingezogen. Darum ist des Herrn Langmuth mit Euch zu Ende gegangen, und sein Arm hat Euch erreicht. — Nun treffe ich Dich als eine verstockte Ketzerin, die in ihrem Herzen keine Entschuldigung findet, und für die ich in meinem Herzen keine Nachsicht finden kann und darf. Sprich, wenn Du hiegegen etwas zu sagen weißt?

Rechtfertige Dich, widerlege mich, wenn Du es vermagst! —

Helika schwieg zitternd und weinend.

Laut und gegen das Volk gewendet rief der Mönch feierlich: Sie hat bekannt, sie schweigt, sie ist schuldig! Und also verurtheile ich Dich, Helika, als eine beharrliche, verstockte Waldenserin zum Gericht des Scheiterhaufens — im Namen Gottes und des heiligen Vaters, und kraft der mir verliehenen Gewalt. Amen!

Er brach ein Stäbchen, das ihm Bruder Johannes überreicht hatte.

Ein wildes Jauchzen aus tausend rauhen Kehlen schlug auf, und steigerte sich in dreimaliger Wiederholung. — Helika erblaßte, wankte, und sank, von Mergardis aufgefaßt, ohnmächtig nieder.

Während dieser Unterbrechung sah man vom waldigen Rauschberg herab einige Wagen mit Scheiter- und Wellenholz herbeifahren, und ein neues Geschrei erhob sich. Viele eilten nach dem nächsten Hügel, wo der Scheiterhaufen errichtet werden sollte. Sie hatten mehr Unruhe zu einer vermeintlich so verdienstlichen Thätigkeit, als Neubegier zu stiller Theilnahme am Fortgang des Gerichts.

Inzwischen war Helika zu sich gekommen. Beim

Anblick der um sie beschäftigten Mergardis fand sie Muth und selbst einen gewissen Aufschwung ihres Gefühls. — O meine gnädige Gebieterin! rief sie. Gern will ich mein Urtheil ertragen, wenn nur über Euch ein gerechterer Spruch fällt. Der Himmel steh' Euch bei, denn die Menschen sind toll geworden. O wie verkehrt doch die Welt, was unserm Herzen nach gut ist! Mußten wir Euch damals nicht beistehen, um nicht unmenschlich und unchristlich zu sein? Dennoch wäre Euch so Schlimmes nicht widerfahren, wenn wir Euch die Hülfe nicht erwiesen hätten, die wir für recht und gut hielten. Unser Mitleid hat Euch in's Verderben gebracht! —

Mergardis sprach ihr Muth zu. — Beruhige Dich bei Deinem Herzen! sagte sie. In Eurer menschenfreundlichen uneigennützigen Gesinnung, nicht in den Folgen Eurer guten Handlung liegt Euer Verdienst. Ist der freie, frische Trunk, wie er aus reiner Quelle kommt, nicht dankenswerth, wenn auch verkehrte Menschen ihn vergiften?

Dank dem Himmel! rief Helika, und ihr schönes braunes Auge flammte, — Dank Dir, lieber, guter Gott, daß Du meinen armen Vater gerettet hast! Höre mich durch diese dicken Wolken, und

schütze ihn ferner vor bösen Menschen! Laß mich heut nicht verzagen, und denen, die Dich ehren wollen durch Menschenhaß, vergib! —

Sie kniete nieder und betete leise fort. Eine große Stille war entstanden. Aller Augen richteten sich nach dem eben so feierlich angerufnen Himmel. Und wirklich hing, als Nachzug vom gestrigen Wetter, ein tiefschwarzes Gewölk über dem Rauschberg und Petersberg. Auch gegenüber im Westen sank die Sonne hinter aufgeschichteten Wolken, so daß ein seltsames, graues Düster auf das Feld fiel, und die gespannte Erwartung der Gemüther zu einer wahren Angst stieg.

Jetzt zu Dir, Mergardis von Malkoz! nahm der Magister wieder das Wort. Empfange Du Dein Urtheil, wie der Herr mich erleuchtet. Und zwar zuerst, was Deine Theilnahme an der Ketzerei betrifft. Ich rufe Dir mit Hiob's Worten im 17. Vers des 5. Kapitels zu: „Sieh, selig ist der Mensch, den Gott straft; darum weigre Dich der Züchtigung des Allmächtigen nicht!" — Ich wäge Dein Unglück mit Deiner Schuld, und bringe es in Abzug an Deinem Verbrechen. Du gehörst nicht zu denen, die da läugnen und die Feuerprobe verlangen; Du gehörst nicht zu denen, die trotzig

beharren, und den Scheiterhaufen verdienen: Du gehörst zu denen, die da bereuen, und von ihrem Irrweg rückkehren. Dir wird also vergönnt, Dich mit einem Opfer loszukaufen, das Dich zugleich vor aller Welt als eine Gerettete bezeichnet. Ja, Mergardis, — vor denen Du als Beschuldigte gestanden, mußt Du nun auch als Büßende auftreten. Knie nieder, löse Dein Haar und bringe dem Herrn diesen eiteln Schmuck zum Opfer!

Mit einer Geberde des Entsetzens trat Mergardis zurück. Sie stand, keines Wortes mächtig; aber die wie abwehrend gegen den Mönch vorgestreckten Arme deuteten lebhaft genug den Abscheu an, mit welchem sie sich den Absichten des Mönchs zu widersetzen bereit war. Bruder Johannes hielt mit ungeduldigem Eifer die richtende Schere dem Magister dar.

Zögre nicht, meine Tochter! rief der Prediger. „Schneide deine Haare ab", sagt Jeremia im 7. Kapitel, und wirf sie von dir, und heule kläglich auf den Höhen; denn der Herr hat dies Geschlecht, über das er zornig ist, verworfen und verstoßen. Durch Gehorsam, Mergardis, gewinne Dir die Milde, deren Du für die weitere Untersuchung bedarfst.

Was noch weiter, furchtbarer Mönch? rief Mergardis sich erhebend aus.

Deine jungfräuliche Ehre, — ein edler Fürst will sich Dir vermählen; aber Du hast am Liebesmahl Antheil genommen; — eine reine Jungfrau ist geopfert worden.

Lebe ich nicht, stehe ich nicht da? rief sie aus.

Ob das Wort „Opfer" vom Leben oder von der Unschuld zu verstehen —

Mit einem Schrei des Entsetzens warf sich Mergardis an Helika's Brust, und verbarg ihr Angesicht. Sie zitterte und weinte, daß man ihr Schluchzen vernahm.

Bis hierher hatte Ritter Konrad mit sichtbarer Unruhe und großer Selbstbeherrschung den Vorgängen zugesehen. Jetzt trat er heftig und hingerissen hervor, und rief mit starker Stimme in die tiefe Stille hinein:

Halt ein, Mönch! Deine Verwegenheit überschreitet alles Maß. Mit Unrecht steh'n wir hier, Mergardis und ich, beide schuldlos, beide unbescholten, beide vor einem anmaßlichen Richter. Wage es, Deine Schere und Deine brenzliche Hand wider ihr Haar und Haupt aufzuheben! Du hast sie vor Dein schmähendes Gericht gezogen, und beschul-

digest sie hier öffentlich, wessen Niemand im ganzen Volke sie zu beargwohnen gewagt hätte. Ja, Du willst ihr mit heuchlerischer Salbung der Rede die letzte Schmach anthun. Wer stände dabei, und ertrüge diese Wuth und Verwegenheit? Wenn es nach solcher schmähenden Antastung dieses Mönches eines Ehrenausspruches bedürfte: so stehe ich hier, — ich Ritter Konrad, Keinem hier unbekannt. Ich erkläre Mergardis für schuldlos. Ist Einer unter Euch, der es anders behaupte, mit Ausnahme dieses marburger Magisters?

Alles blieb tief still, mit Angst athmend. — Ritter Konrad trat an Mergardis heran, und umfaßte sie mit seinem linken Arm. — Kein Gericht über sie, keine Untersuchung! Sie ist Ritter Konrad's Braut. Hier ist weiter kein Gericht, hier ist Verlobung! Hier bin ich, und jede Frage hat ein Ende! —

Er zog rasch den Handschuh aus, und hielt seine Hand hin. Mergardis, betroffen, verwirrt, sank an seine Brust. — Muth, Mergardis! sagte er. Wenn Du mich liebst, so ist kein Trotz in dieser letzten, einzigen Ausflucht.

Sie zog ihren Handschuh aus, und legte ihre Rechte in die seinige.

Alles blieb stumm, überrascht von dieser unvermutheten Wendung. Der seltsamste Zufall steigerte noch dies Erstaunen. Denn plötzlich trat zwischen den Abendwolken die Sonne hervor, und warf ein grelles Licht auf das über den östlichen Bergen aufgethürmte Gewölk. Eine blendende Helle zuckte über die Gegend. Die Wolken erglühten; ein rother Widerschein fiel über die Landschaft, an Klöstern und Burgen flammten die Fenster.

Da brach in lautem Aufathmen das Staunen der unübersehbaren Menge aus. Der Magister erhob sich, und schrie unter heftigen Geberden: Blut, Blut ruft der Himmel herab. Auf! in des heiligen Vaters Namen! Hülfe gegen einen Verwegnen, der mein Gericht und den heiligen Stuhl antastet!

Ein Murren, eine Bewegung entstand unter dem Volk. Es schien als rüste man sich, dem Aufgebote des Magisters zu gehorchen; da die wenigen Häscher und Lanzknechte den Ritter Konrad anzugreifen verzagten. Allein es war ein andrer Vorgang. — Aus dem dumpfen Brausen klang, näherkommend, eine gräßliche Stimme. Ein Wirbel kam von einer Seite heran, und die Nächsten an den Schranken trennend, sprang ein Mensch über das Gebälk, und stürzte mit wilden Blicken auf

die Gruppe am Gerichtstische los. Egil war's, in dem ländlichen Anzug, wie er nach Ablegung der Kutte am Sterbelager des Oheims gestanden; nur sein Kopf war inzwischen, vermuthlich der Tonsur wegen, mit einem Tüchlein umwunden. — Helika, Helika! rief er, und sank, wie er das Gerüst ersteigen wollte, athemlos an der Treppe nieder.

Wer ist — was will der Tolle? fragte Magister Konrad.

Niemand antwortete.

Kennt Ihr mich nicht, Brüder, Bursche? rief Egil die Studenten zu Pferd an, indem er sich mit Anstrengung wieder aufrichtete.

Egil — Du bist es? Ja beim Teufel, es ist Egil! sprach mit seiner tiefen Stimme Wuerten.

Mein Oheim ist todt! fuhr Egil fort. Auf meiner Kutte gestorben. Da bin ich, und dort ist Helika. Helft mir!

Ja, hilf Du ihr! Sie wird verbrannt! entgegnete Wuerten.

Verbrannt? Jesus Christus! Helika! — Er stürzte die Treppe hinauf, und umfaßte sie, die sich seiner vergebens wehrte. — Helika! Helika! rief er wiederholt, — wer will Dich verbrennen, wen soll ich erwürgen? —

Ein wildes Geschrei erhob sich unter den Nächststehenden, und rollte ringsum weiter in der Menge.

Ach die Arme! rief Mergardis zu Ritter Konrad. Wäre sie zu retten! Würde das Volk sie durchlassen auf unsere Fürbitte, auf Dein Ansehen?

Entschlossen umblickend, nahm Konrad den Hanns Dolhopt wahr, der in größter Angst auf dem Gaul saß. Er eilte hinab, und auf ihn los. Dolhopt ließ den Zügel fahren, und glitt erschrocken auf der andern Seite des Thiers herab. Der Ritter ergriff das stutzige Roß, führte es hervor, und sagte zu Egil: Da, flüchte sie, wenn Du es vermagst!

Rasch zog Egil das zitternde Mädchen fort, hob es auf das Pferd, und schwang sich hinauf.

Bruder Johannes sprang, um es zu hindern, wüthend herbei; aber Wuerten, sein Pferd spornend, überritt ihn, daß er schreiend zu Boden stürzte. — Helft, Brüder! rief Wuerten.

Die Ketzer hoch! Die Ketzer frei! jubelten die Studenten, und tummelten ihre Pferde.

Inzwischen war Wuerten dicht an Ritter Konrad herangeritten und sprach: Herr Ritter, denkt jetzt an Eure Sicherheit, nach dem, was Ihr gewagt, und flüchtet Eure Braut! Wir wollen Euch beistehen. Da nehmt mein Pferd! —

Konrad sah Mergardis fragend an. — Rette Dich vor dem Mönch! flüsterte sie.

Er schwang sich auf, und empfing von Wuerten gehoben die Geliebte. Wuerten selbst nahm auf dem Pferde seines Freundes Spal, Rücken an Rücken sitzend, Platz. Die Studenten zogen ihre Schwerter.

Alles dies geschah so schnell, so entschlossen, daß die Gedanken der verblüfften Zuschauer in starrem Gaffen und Erwarten sich auflösten, und zu keinem Entschluß kamen. Erst als der Magister, mit gräßlicher Stimme drein schreiend, den Bann über die zur Flucht bereiten Paare ausrief, und die Frevler festzuhalten auffoderte, entstand ein furchtbarer Tumult. Die zugreifenden Häscher wurden von den Studenten mit scharfen Hieben abgeschreckt. Im Volk waren die Stimmen getheilt. — Laßt sie, laßt sie ziehen! riefen Viele. — Haltet, haltet auf! schrieen die Meisten. — Nieder, nieder! Verbrennt sie Alle! — wechselte mit dem Jubelruf: Ritter Konrad hoch!

Platz da! gebot jetzt Konrad, am Ausgang der Schranken, und drang vor.

Brecht Bahn, Ihr Bursche! schrie Egil den Studenten zu.

Diese umflügelten denn mit ihren wildgestachelten Pferden den Ritter und Egil, die beide unbewaffnet für ihre ängstlichen Schützlinge zu sorgen hatten. Schreiend und mit geschwungnen Waffen tummelten die Studenten die scheuen Pferde in das drängende Volk hinein, — ein scharfer Keil, die Menge zu spalten. Da und dort stürzten Einzelne im Gewog; ihr Geschrei erstickte unter den über sie hin Fallenden. Ängstliche suchten sich aus dem Gewirr zu retten, und vermehrten die wilde Bewegung. Krachend brachen die Schranken, brach das Gerüst unter der Brandung des Volkes ein. Auch hier stürzten die Hintern über die Vordern, und das Geschrei vermehrte sich. Da und dort geriethen Einzelne, die in frommer Wuth vorwärts drangen, mit solchen, die sich in Lebensangst rückwärts stemmten, aneinander, schlugen oder balgten sich. Das Ringen und Raufen, Lachen und Lästern, Heulen und Hemmen, Schreien und Schieben gab einen tollen, entsetzlichen Lärm. Kaum drangen die Glocken durch, die jetzt von den Stadtthürmen und Klosterkirchen den morgenden Festtag einläuteten.

Durch diesen hin- und herwogenden Strom des Volks brach nun das Häuflein der Studenten

langsam Bahn. In wilder Ausgelassenheit riefen sie von Zeit zu Zeit die kecke Losung aus: die Ketzer hoch! die Ketzer frei!

Bald öffnete sich freies Feld, und rascher trabten die Flüchtlinge und ihr Geleit den Hügeln zu, hinter denen sie den nachströmenden Volkshaufen bald verschwanden.

Sechstes Buch.

Erstes Kapitel.

Diese unvermuthete Flucht hatte zuerst, als sie durch entschlossenes Zusammenwirken unzähliger Menschen so leicht noch zu hindern gewesen wäre, die Menge verblüfft, verwirrt, und ließ nun, glücklich ausgeführt, die Erwartung so vieler Tausende unbefriedigt zurück. Die Zahl derjenigen, die sich über die gelungne Rettung der Entflohnen heimlich freuten, und stillschweigend das Feld verließen, minderte kaum merklich das Gewühl derer, die erst in heftigen Ausfällen und dann in Wortwechsel und thätlichem Streit mit irgend wem ihre Aufregung ausließen. Am unzufriedensten waren diejenigen, die in ihrem Eifer Hand zur Errichtung des Scheiterhaufens angelegt hatten. Denn nicht nur, daß in diesem unfreundlichen Eifer sich schon eine größere Aufregung bethätigte, hielten sie nun, weil sie mehr

frommes Verdienst zu haben glaubten, sich auch zu patzigerem Schelten für berechtigt. Zu diesen, die ihre Leistungen anführen konnten, kamen nun viele Andere, die sich auf ihre Leiden beriefen. Denn die im Gewühl zu Boden Getretnen und von den Fersen der Menge oder gar von den Hufen der Pferde Verletzten wurden nach anfangs kaum beachtetem Hülfsgeschrei nun durch Jammern und Klagen laut und lästig. Manche mußten nach Hause getragen werden. Diese Leiden fanden allgemeine Theilnahme. Man übertrieb sie, um die große Schuld zu vermehren, zu welcher alle diejenigen sich als Gläubiger ansahen, die nach so gerechten Erwartungen eines nie gesehenen Brandopfers leer ausgehen sollten.

Auch der Physikus Raimundus gehörte, wiewohl aus einem ganz andern Grunde, zu den Unzufriednen und Scheltenden. Er brachte sein verlornes Pferd in Anrechnung, und schlug dessen Werth eben nicht zu gering an. — Was habt Ihr Andern eigentlich eingebüßt? fragte er. Worüber Ihr Euch beschwert, — Fußtritte, Hufenschläge, Quetschungen, sind immerhin doch kein Verlust zu nennen; sie bezeichnen vielmehr etwas, dessen Ihr Euch vorher nicht erfreut habt. Und die Kur-

kosten sind auch eher als ein positiver Zuwachs anzusehen. Ebenso dieser herrliche Studentenstreich, dessen Ihr gewürdigt worden seid: wieviel muß der nicht Allen werth sein, die noch auf keiner hohen Schule, am wenigsten in Salern, gewesen sind! Ich gönne Konraden die Flucht: er ist mir durch diesen Streich verschuldet worden. Mein Pferd ist fort. Und wenn ich nur den Hanns Dolhopt aus dem Gedränge herausspähen könnte, der mir des Ritters Rappen aus dem Stall herbeischaffen muß. Wie kann ich einen Tag ohne Gaul sein und ohne den besten Gaul? An allen Enden der Welt braucht man mich; in allen Ritterburgen, hinter allen Prälatentafeln seufzt man nach dem Physikus. Aber ach! diese Studenten, diese fuldaischen Klosterscolaren! Das war nicht gehauen und nicht gestochen. In Salern wäre das noch kein Frühstück gewesen.

Während dessen erfuhr der hier vermißte Hanns Dolhopt auf einer andern Seite Anfechtung und Bedrängniß. Einige hatten nämlich dabei gestanden, als er dem Physikus das Pferd abschwatzte. Man maß ihm nun die Schuld der Flucht zu, weil er die Flucht möglich gemacht habe. Vergebens betheuerte der Gauner, daß er in keiner übeln Absicht, sondern nur listiger Weise, zu seiner eignen

Bequemlichkeit, sich ein Pferd verschafft habe. Vergebens berief er sich darauf, daß ihm das Pferd mit Gewalt genommen worden wäre, und daß die Studenten Alles zu verantworten hätten. Man stieß ihn, wie ihm schon oft geschehen, hin und her; Einer warf ihn dem Andern zu; Faustschläge und Fußtritte trafen ihn. Doch alles dieses waren nur Funken, die eine viel gefährlichere Rache zu entzünden drohten. Dolhopt fühlte und fürchtete das, daher er mit dem glücklichen Einfall zu entkommen suchte, daß er an Mathes erinnerte, an den Ketzer, den man verbrennen müsse. — An dem laßt Euern gerechten Zorn aus! rief er. Was wollt Ihr Euch an mir armem Teufel versündigen? Dem Mathes hat's doch geblüht. Ich weiß, was Magister Konrad, der heilige Mann, irgendwo vorausgesagt hat. Mathes sei der Hauptketzer, hat er erklärt, und müsse zur allgemeinen Abschreckung zweimal verbrannt werden. Auf, und laßt uns diesen Waldenser richten! —

Ein neuer Tumult entstand. Man schrie nach Mathes, nach Mathes dem Ketzer. Das Geschrei verbreitete sich, und bald riefen Tausende: Mathes der Ketzer! An's Feuer mit dem Waldenser!

Man fand ihn nicht. Dieser und jener vom

Land herbeigelaufne Bursche wurde für Mathes erklärt, und gepackt. Von allen Seiten wurden Mathese herbeigeschleppt. Doch war dies ein Glück für irgend einen Einzelnen, der sonst leicht zum unschuldigsten Martyrer hätte werden können. Wer nur für Mathes gehalten zu werden fürchtete oder gar Mathes hieß, stahl sich hinweg.

Der wahre Mathes aber hatte sich inzwischen davongemacht. — Als nämlich das Getümmel über die Schranken hereinbrach, faßte er, von einer warnenden Angst getrieben, seine Grete an der Hand, und zog sie mit sich fort. In dem ungestümen Drängen und Wogen des Volkes vielfältig hin und her gestoßen, entkam er unbeachtet in entgegengesetzter Richtung nach dem Weinberg, dessen Umzäunung von den zahllosen Zuschauern niedergerissen war. Grete überredete ihn, hier ein Versteck zu suchen, um nicht etwa auf weiterer Flucht bemerkt und verfolgt zu werden. Die Wächter des Weinbergs, die durch anfängliche Abwehr des einbrechenden Volkes den Schaden mehr befördert, als verhütet hatten, waren entflohen, und so fand das flüchtige Paar unbemerkt in einer versteckten Hütte, in welcher das Arbeitsgeräth unter Dach gebracht wurde, eine Zuflucht. Unter Angst und Herzklo-

pfen brachten sie die halbe Nacht hier zu, und benutzten dann die andre Hälfte, um über den Schildwald zu entfliehen. Wie sie soweit sich in Sicherheit sahen, überlegten sie, wo sie bis zur Entfernung des Ketzermönchs verborgen bleiben könnten, und wie es ihnen gelingen möchte, das Vermächtniß des edeln von Langenschwarz zu retten, und ihren kleinen Haushalt zu gründen.

Wie nun der wüthende Pöbel den Mathes nicht auffinden konnte, lenkte Hanns Dolhopt, immer noch in Angst um sein Leben, die Aufmerksamkeit der Menge, die ihn nicht losgab, auf die Hexe. Viele hatten sie am Eingang in die Schranken stehen sehen. Blaß und bebend, mit grellen Augen nach dem Gerichtstisch hatte sie beständig die Lippen bewegt, und mithin offenbar Zaubersprüche gebetet. Die Flucht war nur durch ihr Blendwerk gelungen. Heute hatte sie, wenn nicht schon längst, den Scheiterhaufen verdient. — Ja, die Hexe! rief es jetzt. Auf! Die Hexe muß lodern! Der Scheiterhaufen will sein Opfer haben.

Diese Losung scholl aus rauhen Kehlen in die Dämmerung hinein. Das Halbdunkel begünstigte die vielfältige Wuth, wie es denn jeder leidenschaftlichen und phantastischen Aufregung hold ist. Man

trieb sich nach der Stadt, um die durch Volksstimme Verurtheilte, nach der man sich vergebens umsah, in ihrer Hütte aufzufinden, da man nicht zweifelte, daß sie nach gelungnem Hexenwerk sich mit ihrem Zaubergeräth dahin zurückgezogen habe. Die lärmenden Scharen rissen auch diejenigen mit, die sich nur den Antheil der Neubegierde erlaubten. Der Volksstrom spaltete sich in die Gassen und Gäßchen, und floß am Bierthurm wieder zusammen.

Die Gartenhütte der Frau Wilwirk war gegen Außen nicht befestigter geworden seit jener Nacht, da Konrad und Manegold hierher geschlichen waren, um sich über ihre Zukunft weissagen zu lassen. Damals hatte der ängstliche Konrad den hölzernen Riegel am Riemchen zur Sicherheit vor etwaigem Überfall eingeklemmt. Auf eine Belagerung von solch' eiferwüthigem Volkshaufen konnte es mithin die einsame Insassin der Hütte nicht ankommen lassen. Sie öffnete bei herannahendem Lärm die obere Hälfte der Thür. Das schwarze Mäntelchen, in welchem sie unter der Menge sich umgetrieben hatte, hing noch um ihre Schulter. Das graue Haar, von ungeduldigen Fingern unter der breiten Backenhaube hervorgezogen, gab ihr ein wildes Ansehen.

Ei, rief sie und schlug die Hände vor Verwun-

derung zusammen, — welch' ein zahlreicher Besuch! Was führt Euch denn alle zu mir? Nicht wahr, Ihr seid um einen goldnen Spaß und um eine christliche Kurzweil gekommen, und die Hexe soll nun nach dem Triangel sehen oder die Ofengabel stecken, um den Dieb auszustöbern?

Bei ihrem Anblick war die Menge ziemlich still geworden, und so hatte man, wenigstens in den vordern Reihen, jene höhnischen Fragen allgemein verstanden. — Aha! rief jetzt Einer, sie hat schon die Witterung unseres Vorhabens; sie riecht den Braten schon! Ja, Du verdammtes Hexengesicht! Wir wollen aber auch den Braten riechen, und daher sollst Du an's Feuer.

Heraus mit ihr an's Feuer! hallte es in der Menge wieder, die sich im Gärtchen, Alles zusammentretend, ausbreitete. Dennoch wagte sich aus abergläubiger Furcht Niemand in das Haus, und die bedrohte Frau hätte sich in unbeschützter Hütte hinter dem bloßen Wall der allgemeinen Angst vor ihren Zauberkünsten vielleicht lange ruhig halten können, wenn ihr nicht mit anderm Zwang gedroht worden wäre. — Heraus! rief es aber bald, — heraus, oder wir stecken Dir das Nest über'm Kopf an.

Rasch zurückfahrend ergriff Wilwirk einen Be-

sen, und schwang ihn mit hagerem, aus dem Halbmäntelchen nackt emporgehobenem Arm drohend gegen das Volk. Es ward wieder still. — Hört! rief sie, Ihr kommt eben recht: ich habe diesen Morgen frisches Hexenwasser gebraut; ich will Euch damit einsegnen, Ihr —!

Sie fügte einige bissige Schimpfreden hinzu.

Steckt das Haus an, steckt das Haus an! war die Erwiederung der ungeduldigen Menge.

In wenigen Minuten flogen, aus der Waffenschmiede und den Nachbarhäusern herbeigeholt, unter furchtbarem Jubel angezündete Besen und lodernde Holzspäne nach dem Dach. Die graue, verwitterte Strohdecke fing zu qualmen an. Jauchzend schrie das Volk: Heraus mit ihr! Sie soll im Freien brennen! vor'm Paulsthor!

Nochmals gelang es ihr, mit dem Besen einige Stille hervorzuwinken. — Ich gehe mit Euch, wohin Ihr wollt, sagte sie. Aber wehe dem, der mich anrührt, ehe ich dem König Raspe diesen Köcher überliefert habe.

Sie hob einen schönen Köcher mit Pfeilen empor.

Das ist der Köcher, fuhr sie fort, der zu jenem Bogen paßt, den Heinrich Raspe von einem Engel erhalten hat. Seht Ihr's nicht an der Arbeit?

Dieser Köcher ist zu Jerusalem im heiligen Grab gefunden worden, und der König verlangt ihn zu haben. Wer mich angreift, ehe ich wieder aus der Abtsburg entlassen bin, vergreift sich am deutschen König, dem ich Rechenschaft über den Köcher geben muß. Es wäre ein Unglück für die ganze Stadt. Mich aber schützt dieser heilige Köcher vor Eurer Wuth.

Mit diesen Worten öffnete sie die Hausthür. Unter dem schwarzen Halbmäntelchen hervor hielt sie mit der Linken den Köcher, und weihte mit nassem Besen in der Rechten gegen das Volk. Das Hexenwasser fürchtend, wich man ihr aus. So schritt sie frei in dem Gedränge mit wilder Zuversicht rasch vorwärts, und zwar stets durch die engsten Gäßchen, wodurch sie der theils zurückgehaltnen, theils auf Umwegen nacheilenden Menge einen großen Vorsprung abgewann. Hinter ihr fielen Schimpfreden; Steinwürfe trafen sie zuweilen; sobald sie sich aber zürnend und drohend umwendete, wich Alles verzagt zurück. Eine Strecke vor der Abtsburg stürzte sie auf das offene Thor los, und befahl dem Wächter, hinter ihr zu schließen, das Volk habe schlimme Absichten.

Wie das Thor geschlossen war, verlangte sie, vor Raspe den König gebracht zu werden.

Zweites Kapitel.

Im Burghof und in den Gängen war viel ängstliche Bewegung. Magister Konradus, in Wuth über das frevelhafte Begebniß zurückgekehrt, hatte Alles in Unruhe versetzt. Einer theilte dem Andern das Ereigniß mit, und besprach entrüstet oder nach Umständen beängstigt das entsetzliche Wagniß. Eine zum Scheiterhaufen verurtheilte Ketzerin war von einem entlaufnen jungen Mönche befreit, — das Gericht über Mergardis nicht nur unterbrochen, sondern höhnend in eine Verlobung verwandelt worden, und Ritter Konrad, des Abtes Dienstmann, hatte die einer reinigenden Kirchenschur Verfallne zu seiner Braut erklärt, und auf der Stelle entführt. Klosterschüler, wenngleich Fremdlinge, hatten den Frevel hervorgerufen und geschützt. — Auch ein sanfterer Mann, als Raspe der König, wäre

bei solcher überraschenden und alle seine Absichten durchkreuzenden Begebenheit außer sich gerathen. Er war in Wuth. Empörung und Ketzerei hatten, gleichsam im Burgfrieden seines wandernden Hoflagers, die Oberhand gewonnen, und was noch schlimmer war, sah er sich und seinen Neffen auf ihre offenkundige Bewerbung um Mergardis persönlich verletzt und verhöhnt. Dies war um so empfindlicher, als ihnen Konrad's Erklärung sogar den kleinen Vortheil abgeschnitten hatte, ihre Bewerbung selbst zurückzunehmen.

Des Königs Drohungen, die Bibelsprüche des Magisters durchkreuzten sich seltsam. Siegmund von Anhalt betrug sich sanft und würdiger. Seine Neigung für das Fräulein war nicht so flüchtig gewesen, um gleich wieder zu erlöschen, nicht so leidenschaftlich, um in Haß umzuschlagen. Er fühlte sich weniger seiner selbst wegen, als um seines Oheims, des Königs, willen gekränkt, und empfand doch dabei eine heimliche Beruhigung, daß Mergardis ihr schönes Haar gerettet hatte und einer Schmach entgangen war.

Auf den Abt stürmten nicht nur die bösen Nachrichten von Außen, sondern nun auch die bittersten Vorwürfe seiner eignen Gäste ein. Aber gerade in

der Härte des Königs und in der Ungeberde des Magisters fand er einigen Halt und erhebenden Stolz; indem unter so unziemlicher Begegnung sein Selbstgefühl als Fürsten und Abtes erwachte. Er sprach sich streng über Ritter Konrad's Vergehen aus, behielt sich die Untersuchung und Bestrafung vor; erklärte sich dann aber auch mit Würde gegen des Königs Heftigkeit und gegen die Anmaßung des Magisters. Der Zank endigte mit einem Bruch. Der König gab Befehl zum alsbaldigen Abzug nach Frankfurt, und der Mönch Konradus schloß sich dem Gefolge an, um nach Mainz zum Gerichtstage des Grafen Sayn zu ziehen.

Soweit war der stürmische Wortwechsel gekommen, als Wilwirk die Hexe, von den gehetzten und ängstlichen Knappen nicht beachtet, an dem verdrießlich ab- und zugehenden Legatbischof von Ferrara einen Gönner fand, der sie und ihr Anliegen vor den König brachte. Nachdem sie durch den Einfall, zum König berufen zu sein, so wie durch Entschlossenheit im Benehmen der unlenksamen Wuth des Pöbels glücklich entkommen war, sann sie darauf, der neuen Gefahr, der sie nun entgegenging, mit List und Lüge zu begegnen.

Vor Raspe dem König niederknieend, überreichte

sie mit wenigen, sehr demüthig vorgebrachten Worten den Köcher, der durch Form und Arbeit sich auf den ersten Blick als zu dem geheimnißvollen Bogen gehörig auswies.

Beide Stücke gehören zusammen, erklärte sie. Sie sind von kunstreicher sarazenischer Hand gefertigt; waren einst Leibstücke des Sultans Salaheddin; ich habe sie aus Palästina, aus meiner vieljährigen Gefangenschaft mitgebracht.

Auch vor des Königs zornigem Gesicht und unter den furchtsamen Mienen der Umstehenden konnte das unerschrockne Weib ihre übermüthige Laune nicht ganz unterdrücken. Nur, daß sie ihrem Humor die sanftere Farbe gutmüthiger Albernheit gab. — Der Bogen ist wol gerade nicht da, sagte sie, um ihn neben den Köcher zu halten. Er steht wol noch auf dem Hochaltar, sonst würde ich die Inschrift — Indeß — ich weiß sie auswendig, die Inschrift auf dem Bogen meine ich, mit den zierlich eingelegten Buchstaben. Sie lautet auf gut Arabisch: La Allah illa Allah, wa Mohammed Rasovle Allah; oder auf Deutsch: Kein Gott, als Gott, und Mohammed Prophet Gottes. — Ich verstehe ein wenig Arabisch, Eure Gnaden! —

Der König erblaßte und verstummte. Magister

Konrad sprach laut und feierlich: Muß ich nicht bei solchem Frevel mit Jeremia im 32. Kapitel 34. Vers ausrufen: „Dazu haben sie ihre Greuel in das Haus gesetzt, das von mir den Namen hat, daß sie es verunreinigten?" —

Bei dieser Beschämung der beiden eben noch so hochfahrenden Männer, des Königs und des Magisters, erhob sich der niedergescholtne Abt mit heimlicher Zufriedenheit über seinen frühern Unglauben. Nicht ohne leisen Anhauch von Schadenfreude sprach er: Unglückliches Weib! Wer hat diesen Bogen in des gnädigen Königs Hände geliefert? Wer war es, den unser erlauchter Herr für einen Engel aufgenommen hat? —

Das kann ich nicht sagen, lächelte sie; ich weiß nur, wie ich meinen Bogen los geworden bin. Ein Fremdling, seiner Tracht nach ein Klosterschüler, seiner Mundart nach vom Rhein, hat mich aufgesucht. Der Himmel weiß, wie er dahintergekommen ist, daß ich einige fremde Seltenheiten besitze; er hat mir den Bogen abgeschwatzt für fünf florentinische Goldgulden und zwei funkelneue Augustalen.

Näheres konnte man von ihr nicht erfahren. Sie beschrieb einen Studenten, ahmte seine Mundart nach, und versicherte, daß sie ihn beim Wie-

derſehen erkennen würde. In Verlegenheit gerieth ſie nicht; denn wenn ihr auch eine oder die andre Frage unerwartet und verfänglich kam, ſo wußte ſie ſich mit dem 'guten Schein von Blödigkeit und Angſt vor den hohen Herrſchaften ſo lange zu bemänteln, bis ihr eine paſſende Antwort einfiel.

Und was veranlaßt Dich, mit dem Köcher hierher zu kommen, jetzt zu dieſer Unzeit? fragte ungehalten der König.

Ich habe gehört, antwortete ſie, daß der Bogen Euern Gnaden gar viel Freude gemacht hat, und dachte mit dem Köcher angenehm zu kommen. Ich hoffte mit dem, was getrennt keinen Werth hat, beim Beſitzer des Bogens einen guten Handel zu machen. Auch waren ſeit vielen Jahren, unter Gläubigen und Ungläubigen, der Köcher und der Bogen unzertrennliche Freunde; mir, ihrer Pflegemutter, iſt es leid, daß während der Eine ein ſo großes Glück in der Welt gemacht hat, der Andre nun zurückbleiben ſoll. Ich verſichre Eure Gnaden, der Sarazenenköcher wird auch gern chriſtlich werden, wenn er zu ſeinem Bogen auf den Altar kommen kann.

Dieſer Spott, durch die treuherzige Miene des kecken Weibes nur wenig verſüßt, erbitterte den

König. Er schalt sie wegzugehen, und wie sie zögerte, befahl er, sie wegzujagen.

Diese königliche Milde kam ihr unerwartet und unerwünscht. Sie sah sich um die Frucht ihres guten Einfalls gebracht. Denn um der Volkswuth zu entgehen, hatte sie es durch Vorzeigung des Köchers und durch Spottreden darauf angelegt, festgenommen zu werden. In der Angst vor dem Pöbel, dem sie nun Preis gegeben wurde, warf sie sich vor dem Könige nieder. — Ich wollte fußfällig um ein gnädiges Gefängniß bitten! rief sie. Draußen will mich das rasende Volk verbrennen. Sie wollen durchaus Jemand für den errichteten Scheiterhaufen haben. Ich bin verloren, wenn Eure Gnaden mich nicht in ein huldreiches Gefängniß stecken lassen. Ich will gern für eine Verbrecherin gelten, bis die Leute wieder ruhig sind; dann wird man schon meine Unschuld erkennen.

Der mißtrauische König Raspe sandte hinaus, um die Ursache der Volkswuth zu erfahren. Und wie man nun die Hexe beschuldigte, die Flucht der Ketzer angestiftet und durch Zaubermittel bewerkstelligt zu haben, argwöhnte der heut so vielfach gereizte Mann ein Einverständniß, einen Plan zur stattgefundenen Flucht. Das Ehrengeleit der Stu-

denten ward ihm verdächtig, und daß der betrügliche Bogen von einem Klosterschüler erkauft und gebraucht worden war, brachte ihn auf die Vermuthung eines umfassenden Plans, einer weitverzweigten Empörung. Er ließ daher Wilwirk unter bewaffnetem Geleit in Haft bringen. Von ihrem Leben hingen die wichtigsten Entdeckungen ab. — So athmete der eben noch beschämte König mit neuem, gerechtem Unwillen auf. Wilwirk aber folgte mit schadenfrohem und höhnischem Lächeln ihren Wächtern und Beschützern.

Ehe der König abreiste, wurden die strengsten Befehle zur Untersuchung dieser bedrohlichen Angelegenheit ertheilt. Er, als deutscher König, der Magister, als des Papstes Bevollmächtigter, legten dem Abte die strengsten Maßregeln auf. Ihnen trat der Legatbischof von Ferrara mit seinem Ansehen bei. — Die Entflohnen sollten aufgebracht, und zu strengem Gericht verwahrt gehalten werden. Der Magister Konradus wollte unmittelbar, oder eines Geschäftes wegen auf kurzem Umweg über Marburg, nach Fulda zurückkehren. Konrad und Mergardis sollten in Untersuchung genommen, an Helika das Urtheil des Scheiterhaufens vollzogen, Egil, der entwichne Mönch dem Guardian des Klosters, aus-

geliefert und demnächst ebenfalls vor das Gericht des Magisters gezogen werden.

Um dem niedergeschlagnen Abte keinen Verdruß zu sparen, schickte der Bischoflegat noch einige seiner Mönche auf die öffentlichen Plätze der Stadt, um bei angezündeten Fackeln und Pechkränzen über die frevelhafte Flucht, über den Abzug des erzürnten königlichen Herrn, über die baldige Rückkehr des frommen Magisters Konradus zum Strafgericht der herbeizuschaffenden Flüchtlinge und Ketzer zu predigen. Die Aufregung der Gemüther kam, wie der Gegenstand selbst, den eifernden Mönchen zu Statten; ihre Beredsamkeit glich dem Flackerlicht der angezündeten Fackeln, die qualmend loderten und die dunkeln Gegenstände ringsum beleuchteten, nur um deren Schatten zu vergrößern. — Der Legatbischof gab vor, auf diese Weise bloß den unruhigen Pöbel in dessen gerechtem Unwillen zu besänftigen. Anders sah es der Abt an, der in dieser Maßregel nur die Absicht fühlte, die Bürger aufsässig gegen ihn zu machen, um ihn durch die ungeduldige Theilnahme des Volkes zur Herbeischaffung der Entflohnen mehr anzutreiben und zu nöthigen.

Drittes Kapitel.

Erst gegen Mitternacht legte sich der Volkstumult. Man wollte den Abzug des Königs sehen, und so blieben nicht nur die aufgeregten Haufen, sondern auch gar manche gesetzte Leute wach und auf den Beinen. Am längsten dauerte die Unruhe um den Spielingsthurm. Man schimpfte auf die hierhergebrachte Hexe, deren Arglist man jetzt einsah, und warf Steine nach dem Fensterchen empor, hinter welchem man sie eingesteckt vermuthete. Je tiefer aber die Nacht einrückte, desto weniger sah man, wohin die zurückfallenden Steine trafen. Dadurch gerieth die Ausgelassenheit auf neuen Muthwillen Man ward bald inne, daß viele Würfe nach dem Thurm bloß auf den Rückfall der Steine in einen oder den andern dicht gedrängten Menschenhaufen berechnet waren, und die Werfenden ihren schaden-

frohen Spaß gerade mit recht lautem Schimpfen und Fluchen auf die Hexe bemäntelten. Da setzte es denn Zank und Prügel. Einer hielt den Andern im Auge. Und sobald einmal jeder laut schreiende Werfer ohne Weiteres, selbst wenn er keinen Muthwillen im Sinn hatte, geprügelt wurde, hörte natürlich auch dieser Eifer auf. Man zog still oder lachend weiter.

Als endlich der König Raspe mit seinem ganzen Gefolg theils zu Pferd, theils auf Wagen unter dampfender Pechfackelbeleuchtung durch die Gassen und das Johannisthor abzog, löste sich der unruhige Tag im Jubelgeschrei des Volksgeleites und im Jauchzen und Singen der heimkehrenden Menschen auf.

Einige Stunden später wagte es auch Messer Bucraggio, mit seiner Helwibis aufzubrechen. Aus dem Gedräng des Gerichtsplatzes entwichen, hatte er während der lärmenden Volksbewegung in einem Winkel des Wirthshauses angstvoll zugebracht, und benutzte nun die nächtlichen Stunden, um vor Tagesanbruch eine Strecke von der Stadt wegzukommen, in der es ihm auf dem Hin- und Herwege nicht sehr freundlich ergangen war.

Den unbefriedigten Einwohnern der Stadt blie-

ben nun desto lebhaftere Erwartungen auf die nächste Zukunft. Niemand zweifelte an einem viel strengeren Gericht, und Viele hofften durch des Magisters Verdammungsurtheile einen mehrfachen Ersatz für das verlorne eine Brandopfer zu finden. Man bezeichnete die Mitschuldigen an dem Verbrechen der Flucht; man zählte die Tage, die der Magister nach Mainz und zurück brauchen würde. Diese Erwartungen und noch manches Räthsel, das jene überraschende Flucht zu lösen übrig gelassen, beschäftigte, während es durch des Königs Abzug stiller geworden war, die müßigen Haufen.

Bei dieser Stimmung eines großen Theils der Einwohner trug Eustach, der Waffenschmied, noch Bedenken, seinen Freund Esperle wieder vom Thurm herab in die Stadt zu bringen. Überdies wurde ja der Magister wieder zurück erwartet, und auf eine zweite Flucht durfte man es nicht ankommen lassen. Doch war jetzt der geängstete Vater beruhigt, gefaßt, ja ziemlich heiter. Eustach war gleich nach dem glücklichen Ausgang des Gerichtes mit so froher Botschaft auf den Thurm geeilt, und hatte den Freund in einem Zustand von Verzweiflung gefunden. Er hatte von seinem Fensterchen hinaus besonders in jenen Augenblicken der grellen Abendbe-

leuchtung die bewegte Volksmenge und den aufwachsenden Scheiterhaufen gesehen; die angestrengten Augen hatten ihm zuletzt versagt, und eine geängstigte Einbildungskraft nun eine tolle Hetze von Vorstellungen auf ihn losgelassen. — Jetzt war sein Herz ruhig. Die Ungewißheit, wohin seine Helika entkommen sein möchte, war gerade nicht quälend, da sie in so gutem Schutz und ehrenvoller Gesellschaft gerettet war. Nur der Antheil des jungen Mönches an der Flucht verstimmte ihn. Das frühere Betragen des Jünglings hatte ihn oft verdrossen, dessen krankhaft überspanntes, unfügsames Wesen war ihm zuwider. Wenn er jetzt bedachte, welche Ansprüche der dem Kloster entsprungne Frater um jenes tollen und doch für Helika so glücklichen Unternehmens willen an sein Kind machen werde: so verdarb ihm dies einen großen Theil der Freude an Helika's Rettung, die er um so lebhafter empfand, als seine frühere Besorgniß durch des Magisters Verdammungsspruch gerechtfertigt war, mithin der Gewinn ihrer Flucht so viel größer erschien.

Wie ist Egil nur dem Kloster entsprungen und gerade in jener Stunde? fragte Esperle. Warum muß eben dieser leidenschaftliche Mensch zum Schutzgeist meiner Tochter werden?

Eustach erzählte dem Freunde das Ende des Paters Borgias, und setzte hinzu: Egil war außer sich. Ich suchte ihn von der Leiche wegzubringen und überredete ihn, mit in den Garten hinabzugehen. Weil die Tonsur gar lächerlich zu dem Bauernkittel stand, knüpfte ich ihm ein Tüchlein um den Kopf. So führte ich ihn wie einen Kranken im Garten umher. Der streichende Ostwind brachte den Lärm der versammelten Menge über die Stadt herüber. Ich war unbedachtsam genug, ihm des Fräuleins Lage, Helika's und des Ritters Gefahr anzudeuten. Er sah mich mit gespannten, verworrnen Augen an. Sein Gefühl war ohnehin aufgeregt. Der Bauernkittel mochte ihn auch wunderlich stimmen. Dazu regte sich wieder die alte Leidenschaft für Helika, und so sprang er, ohne ein Wort zu sagen, von mir der Gartenmauer zu, schwang sich hinauf und darüber hinweg. Fort war er in zwei Augenblicken. Ich eilte durch das Kloster nach, indem ich dem Bruder Pförtner, was eben geschehen war, anzeigte. Wie ich in freilich nicht so raschen Schritten an den Gerichtsplatz kam, war schon Alles in Bewegung, und ich sah nur noch das glückliche Ende des bedrohlichen Gerichtes.

Eustach hatte sich vorgenommen, bei einigen

der fremden Studenten, mit denen er durch Waffenarbeiten in Verkehr stand, Erkundigung, — wohin sie die Entflohnen geleitet hätten, einzuziehen. Die Studenten waren aber nur eine Strecke mitgeritten, hatten hinter dem nächsten Gehölz den Ritter Konrad und Egil mit Waffenstücken ausgerüstet, und waren dann, um Aufsehen zu vermeiden, einzeln durch verschiedne Thore in die Stadt zurückgekehrt. Hier von des Königs strengen Befehlen bald genug unterrichtet, verließen einige schon am folgenden Tage die Stadt, die andern hielten sich auf die erste Gefahr, ergriffen zu werden, fluchtfertig.

Eustach hatte mithin nur die ungefähre Richtung der Entflohnen erfahren können. Er war den ganzen Tag über nicht auf den Thurm zum Besuch des Freundes gekommen, und ging nun in später Dämmerung mit einer Laterne und nicht ohne Vorrath aus Keller und Küche in Begleitung eines jungen Menschen nach dem Pfarrthurm. Esperle trat ihnen, ängstlich über das Ausbleiben, entgegen. — Dieser da ist Schuld! rief gleich der Waffenschmied, der des Freundes Gesicht verstand, indem er auf seinen Begleiter deutete. Der ist Schuld, daß ich Dich so lange in der schlechten Ge-

sellschaft von Hunger und Durst gelassen habe. Ich bringe deshalb den Missethäter gleich mit, und stelle ihn Dir zur Rechenschaft.

Ha, Dein Sohn! rief Esperle überrascht. — Nicht wahr, Alter, Du siehst es ihm gleich an der Nase an, lachte höchst aufgeräumt der Waffenschmied. Der ist vom richtigen Hammer ausgeschmiedet und von keinem fremden Pfuscher angeschweißt; ist er mir nicht wie aus den Augen geschnitten?

Ja, versetzte Esperle; nur hat er mehr noch, als Du, in den Augen zwei Feueressen, an denen ein wackres Herz schmiedet. Auch ist er ein wenig schlanker, als Du, gebaut. Haar und Bart aber sind ebenso schwarz und kraus. Im Einzelnen scheint Alles an ihm richtig, und im Ganzen gefällt er mir. Komm' her, Gesell!

Er umarmte vergnügt den lächelnden Jüngling.

Ich grüße Euch herzlich, Meister und, wenn's Euch recht ist — Lehrmeister, sagte der junge Anselm. Ihr sollt ein gewaltiger Plattner und Helmschmied sein. Eure Hand greift sich recht wacker an, und Eure Handgriffe sollen bei mir nicht verloren gehen. Das heiß' ich mir ein Glück, wenn

man aus der Fremde kehrt, und zum letzten Lehrmeister einen so tüchtigen väterlichen Freund trifft.

Hörst Du, Alter! jubelte Eustach und füllte die Becher. Die Redensarten weiß er auch zu setzen. Auch in dem Stück ist er mir voraus. Ich bin nämlich so ein einfacher, fester Brustharnisch, — ungeschmuzt und ungeschmückt. Der da, mein Anselm, hat aber auch noch auf gleich gutem Stahl goldne Zierathen an sich. Je nun, die Zeit will immer höher hinauf. Und siehst Du dort die mitgebrachte Laute? Der Spitzbube spielt auch, und hat ein ganz Gedächtniß voll Wein= und Liebeslieder. — Nun kommt und stoßt an: es ist auf eine vergnügte Nacht abgesehen. Wir haben Licht und Imbiß genug. Das Fensterchen stellen wir zu, damit keinen lungensüchtigen Leinweber oder schlaflosen Liebhaber in der Nachbarschaft das Licht im Thurmstübchen verwundere. Der Anselm erzählt und singt uns, kauend läßt sich herrlich zuhören.

So richteten denn diese Drei hoch über der schlummernden Bürgerschaft sich auf's Traulichste und Vergnügteste ein. Esperle ward nach und nach so aufgeräumt, wie Eustach gekommen war. Anselm erzählte von seinen Wanderschaften und Herbergen viel lustige, aber auch manch' rührendes Stückchen, und

legte so von einem fröhlichen aber zugleich tiefen Gemüthe Zeugniß ab. Dazwischen klimperte und sang er. Seine Stimme war tief und einnehmend, und die Augen leuchteten von Lust und Gefühl.

Ich werde Dir die Giebelstube vorn heraus einrichten, Junge! sagte Eustach. Jetzt kommen die weichen Dämmerabende des Nachsommers, da will ich meinen Spaß haben, daß Du oben singst, und unten die jungen Nachbarinnen hocken und horchen. Und was wird die Nachbarschaft mit jedem Abende zahlreicher werden! Da will ich mir dann meine künftige Schwiegertochter herauslugen. Darauf stoßt an! Die Unbekannte soll einstweilen leben, und möge ihr dieser Becherklang voraus in Herz und Mieder fallen!

Anselm lachte. — Nur langsam, Vater! sagte er. Vor Allem geht mir nicht wählig zu Werk, und zählt mir nicht ihre Vorzüge und — ihre Nachzüge an den Fingern her. Ich sehe wol einmal die Rechte, und dann mach' ich es gleich richtig. — Wenn man so beobachtet, was es, zumal in höhern Ständen, für ein Ziehen und Zerren kostet, bis zwei Leute zusammenpassen wollen und zusammengebracht werden können, wie da die Verwandten wägen, die Liebenden selbst sich winden; wie

hier gemacht, dort gemustert wird; wie die Liebe Mißverständnisse, die Thorheit Mißgriffe, oft auch das Verhängniß allerlei Verwirrungen herbeiführt: so muß es für gesunde, kernhafte Menschen eine rechte Freude sein, einmal ein heitres Pärchen zu sehen, das so mit Lust und Lachen zugreift, und frisch in's Heirathen wie in einen ungeschälten Apfel beißt. Und die Freude denke ich Euch zu machen. Nur muß es keine so flachshaarige, gestauchte und schwerfällige Dirne sein, wie sie mir heut so zahlreich begegnet sind.

Du! drohte der Vater. Sage mir nichts über die hübschen Fulderinnen!

Nein, erwiederte Anselm. Das Fleisch ist christlich zugewogen, und die Knochen sind keine üble Zulage. Ich habe aber 'was Schlankes über hohen runden Hüften gern, und braun ist mir lieber, als blond, es hält sich besser in der Schmiede. Über Alles geht mir aber ein Paar offne braune Augen, durchglühte, funkelnde Haselnüsse; nur nicht solch' ein Paar Tropfen abgeschöpfte Milch, die zwischen Weiß und Blau öde wässern!

Merkst Du 'was, Alter? rief Esperle. Dein Anselm macht so ganz aparte Foderungen, und

wenn wir sie ihm an und für sich zugeben, bringt er auf einmal irgendwoher ein Schätzchen herbei, das zur Beschreibung paßt, eine Braut, die wir dann im Voraus gebilligt haben. Nicht wahr, Krauskopf?

Falsch gerathen, Meister Plattner und ehrenwerther Helmschmied! lachte Anselm. Ein Bischen Liebe, — je nun, die nimmt man wol da und dort in der Fremde mit. Ein rechter Waffenschmiedsgeselle muß ja wol erst ein paar Dutzend Lanzen schlagen, eh' er sein Meisterstück macht und ansässig wird. Solche Liebe ist aber nichts Stetes, ist keine Minne. — Kennt Ihr das hübsche Lied von Ulrich von Lichtenstein, ganz frisch verfaßt? Nein? Nun ja, es ist auch noch ganz backwarm in der Welt, und hierher kommen nur die trocknen Wecke. Recht herrlich sagt dieser fröhliche Frauendiener: Stete Liebe heißet Minne, Liebe soll nur Minne sein. Hört, ich sing' es Euch ganz.

Anselm stimmte die Laute und trug mit schönem Klang und Ausdruck der Stimme die folgenden Verse in der Sprache des damaligen Minnesangs vor:

In dem lufte süße meien,
So der wald gekleidet stat,
So siht man sich schone zweien
Alles, das iht libes hat,
Und ist mit einander vro;
Das ist reht, — diu zit wil so.

Swa sich lieb ze liebe zweiet
Hohen muot diu liebe git!
In der beide herze meiet
Es mit fröiden alliu zit.
Trurens wil diu liebe niht,
Swa man lieb bi liebe siht.

Swa zwei lieb einander meinent
Herzeklichen ane wank,
Und sich beide des vereinent
Das ihr lieb ist ane krank;
Die hat Got zesamne geben
Uf ein wunnikliches leben.

Stete liebe heisset minne,
Liebe — minne ist allein,
Die kann ich in mine sinne
Nicht gemachen wol zuo zwein.
Liebe muos mit minne sin
Iemer in dem Herzen min!

Möht ich stete liebe vinden
Der wolde ich so stete sin,
Das ich da mit uberwinden

Wolde gar diu sorge min.
Steter liebe wil ich gern
Und unsteter gar verbern!

Wie Anselm die Laute wieder bei Seite stellte, sagte Esperle: Der Ausdruck, mit dem Du gesungen, lieber Gesell, ist mir um Deinetwillen noch lieber, als das schöne Lied selbst. Man merkt doch eines Menschen Gesange mehr noch, als seiner Redeweise, an, wie tief der Sprudel heraufkömmt, und ob's klares, tiefes Felswasser ist. Ja, wenn Du so ernstlich stete Liebe suchest: dann ist Dir zu wünschen, daß sich recht bald — „lieb ze liebe zweiet". Möchte ich dann einem so lieben frischen Paar zutrinken: „die hat Got zesamne geben uf ein wunnikliches leben"! —

So wechselte Lust und Rührung. Mancherlei Gespräche knüpften sich an. Die spätern Becher schwemmten auch wieder Esperle's Sorgen und Bekümmernisse herauf. Er fühlte den, hoffentlich nur kurzen, Verlust seiner Tochter um so lebhafter, als in denselben Augenblicken der alte Freund an dem langentbehrten Sohn einen so fröhlichen Gewinn gemacht hatte. Hier auch zeigte sich Anselm gutmüthig und entschlossen. Er erbot sich zu einem kurzen Ausflug in die Gegend, um Nachforschung

über die Zuflucht der beiden Paare anzustellen. Und sie zu warnen, wollte er hinzusetzen; es fiel ihm aber noch im rechten Augenblick ein, daß Esperle von den strengen Befehlen des Königs und des Magisters vorerst nichts erfahren sollte. Man wollte ihm die Angst und Besorgniß ersparen, die in seiner thurmhohen Einsamkeit höchst peinigend war.

Weit werden sie nicht entflohen sein, sagte Anselm. Denn sie können nur die unvermeidlichste Gefahr abwarten wollen; sie müssen ja wol auf baldige Rückkehr denken. Auch können sie so ganz unbemerkt durch die Gegend nicht gekommen sein, daß nicht einige Kunde von ihnen an Sträuchen und Zäunen hangen geblieben wäre. Laßt mich nur machen. Ich habe mich auf meiner Wanderschaft ein wenig im Nachforschen und Auskundschaften geübt. Ich bin nicht auf den Kopf gefallen, und mein Glück noch niemals in den Koth.

Viertes Kapitel.

So viele Erwartungen, fast nicht weniger Besorgnisse drehten sich um jene glückliche oder vielleicht unglückliche Flucht. Für Manegold war das Ereigniß tief erschütternd, konnte aber nur erhebend auf ihn wirken, weil er selbst den unfreiwilligen, unerwünschten Schlaf, der mit jener Begebenheit zusammenfiel, als eine tiefe Erniedrigung empfand.

Öde und verstimmt war er aufgewacht, als der späte Lärm bei des Königs Abzug sich kaum gelegt hatte. Er fand sich an Sabina's Seite, die, im reizendsten Anzug, mit der freundlichsten Miene, den befürchteten Zorn des getäuschten Freundes wegzuschmeicheln bemüht war. Sie bekannte gleich die List des Schlaftrunks mit Betheuerungen, wie wohlgemeint die List und wie unschädlich das Mittel des Schlaftrunks sei. Und indem sie nun noch

rasch und lebhaft die Nachricht von Konrad's und des Fräuleins glücklich gelungner Flucht hinwarf, hoffte sie damit jede Unzufriedenheit des geliebten Jünglings zu beschwichtigen. Sie hatte sich aber in der einen wie in der andern Erwartung geirrt: Manegold zürnte nicht, und war doch auch nicht beruhigt. Vielmehr kam zu seiner körperlichen Unlust, der Wirkung des Schlaftrunks, ein tiefster Unmuth des Herzens über die ihm widerfahrne Behandlung. Der glückliche Ausgang des Tages hob zwar jede Sorge von seinem Herzen, nahm ihm aber auch jeden Anspruch der Theilnahme an der kühnen That, und ließ ihm nur das Gefühl der Entwürdigung.

Lange saß er stumm, und hielt das bleiche Gesicht in die hohlen Hände versenkt. Ein brennender Schmerz zuckte in seiner Brust. Er gedachte seiner kühnen Vorsätze; der fast abergläubige Aufschwung seines Muthes fiel ihm ein, und so kam ihm der lähmende Schlaftrunk wie ein Hohn heimtückischer Mächte vor. — Was er für sich mit Gefahr und Aufopferung zu übernehmen, durchzusetzen gehofft hatte, war nun wie von selbst und während seines tiefen Schlafes geschehen. Und dieser Schlaf war ihm angethan worden. Er hatte im Stillen ge-

dacht, durch ein edles Wagniß aus unmännlicher Leidenschaft sich aufzuwinden, und gerade diese Leidenschaft hatte ihn durch unwürdige Hand in einen wahl- und willenlosen Zustand niedergerungen.

Beschämt und empört zugleich stand er endlich rasch auf, warf den Mantel um, und stülpte das Barett auf die verwornen Locken. Sabina sah ihm ängstlich und keine Sylbe wagend zu. — Leb' wohl, Sabina! sagte er dumpf, aber gelassen. Und als sie stürmisch weinend ihn umschlang: Was willst Du von mir? Ich will Dich nicht noch einmal ansehen. Mit dem Rücken muß ich Dir Lebewohl sagen. Ich weiß ja doch, wer Du bist. Oder bin ich Dir neu? Hat mich Dein Schlaftrunk verwandelt, und Du mußt mich in dieser Verwandlung erst wieder kennen lernen? Ja, er hat mich verwandelt. Du bist geblieben, was Du warst; aber mich hast Du ausgezogen, wie noch keine Buhlerin ihren Schelm. Sieh dort nach dem Bodensatze Deines Bechers: all' mein Werth und Willen, die letzten Perlen meiner Mannheit, sind im Schlaftrunk einer Metze aufgelöst. Du bist noch, was Du warst, — Aas für die Adler, oder für die Krähen, wie's kommt. Doch wo liegen m e i n e Schwungfedern? — Ich verachte Dich nicht,

Sabina: ich komme mir selber verächtlicher vor, als Du mir bist. Ich schäme mich vor Dir, und will von Dir fort. Könnte ich bleiben! Denn draußen schäme ich mich noch mehr vor der Nacht. Speie mich an, heilige Nacht! Oder hast Du noch einen Tropfen Thau, mich aufzufrischen?

Mit diesen Worten stürzte er fort. — Daheim wälzte er sich unter Vorwürfen und Verwünschungen auf schlaflosem Lager, bis die unmännlichsten Thränen die Stelle seines Herzens wund ätzten, von welcher aus Manegold vielleicht wieder Mann zu werden hoffen durfte.

Als ein ermuthigender Gedanke fiel ihm der alte Spruch ein, daß Kindern des Glücks das Beste im — Schlaf beschert werde. — Ei, dachte er, ist es nicht ein Gewinn, ein großer Gewinn, daß du bei der glücklichen Flucht der Freunde, die gewiß für einen Frevel gilt und verfolgt wird, theilnahmlos geblieben bist, und dadurch das alte Vertrauen, die alte freie Bewegung behalten hast, um für die Entflohnen zu wirken und ihnen nützlich zu werden? Wie der Charakterstarke gern an die Macht des freien Willens glaubt: so erblickt der Schwächere leicht, besonders in reumüthigen Stunden, die Hand einer höhern Fügung. Je mehr

Manegold jenem Einfall nachhing, desto mehr befestigte er in sich die Überzeugung, daß er zu einer kühnen That für die Freunde aufbewahrt worden sei. Und als er vollends am andern Morgen von den Gefahren hörte, die durch König Raspe's Zorn und den Eifer des Magisters über die Flüchtlinge und die Gehülfen der Flucht verhängt waren, ward seine Überzeugung zu einer abergläubigen Schwärmerei.

Der Vorsatz, die Freunde zu retten, ward nun ein fixer Gedanke, der ihn überall begleitete. Das Gefühl der sittlichen Erhebung belebte diesen Vorsatz, die Phantasie des Jünglings setzte ihm Flügel an. Manegold wollte vor Allem sich über des Abtes Gesinnung und Vorhaben Gewißheit verschaffen, und hernach den Freund aufsuchen, mit ihm zu Rath und dann an's Werk gehen.

Der Abt war unwohl oder vielleicht nur verstimmt, und nahm keinen Besuch an. Was Manegold aber von der Umgebung des Fürsten herausbrachte und in der Familie Kötschau vernahm, lautete nicht tröstlich. Der alte Hanns von Kötschau war verdrießlich und in kurzen Worten unverständlich. Er zürnte wie ein liebreicher Großvater, der an die offne heimliche Hütte der Vergebung den

bellenden Zorn an kurzer Kette bindet. Die Großmutter war härter und heftiger, weil sie alle die eingesammelten fremden Vorwürfe aussprach. Sie war vom Krankenlager erstanden; der Unwille war der Arzt ihrer Betrübniß geworden.

Mich wundert, daß Ihr kommt! sagte sie zu Manegolden. Ihr findet hier keine jungen lockenden Mädchen mehr. Ihr trefft eine vereinsamte alte Frau. Doch ich will Euch nicht Unrecht thun. Ihr habt ja auch an den ärgerlichen Vorfällen keinen Antheil genommen, und seid also vielleicht auch in andern Stücken nicht wie die Andern. Ja, Ihr findet mich sehr einsam und betrübt, und habt es gewußt, ehe Ihr kamt. Eine Enkelin ist Nonne geworden, und hat mich verlassen; die andere ist Waldenserin geworden und entflohen. Da stehe ich nun ohne Beistand und Freude. Die Andacht und die Ketzerei haben beide kein Herz gehabt für eine Großmutter, die so viele Jahre zwei abtrünnige Enkelinnen warm gehalten hat.

Der Freund suchte sie für Mergardis zu stimmen. — Beide haben Unrecht, sagte er. Doch scheint Mergardis weniger schuldig zu sein, weil sie weniger Wahl hatte. Sie mußte ja fliehen, um für die Ihrigen nicht auf immer verloren zu gehen.

Aber Agnese hätte wol nicht so zu eilen gebraucht, um sich hinter dem geweihten Schleier für immer zu verbergen. Sie hätte einen glücklichern Augenblick wählen können, und vielleicht nicht sich allein bedenken sollen.

Darin mögt Ihr vielleicht Recht haben, Manegold! versetzte die Greisin. Dafür aber spart mir Agnese den größern Kummer — um ihr Seelenheil. Sie hat mich freiwillig verlassen, aber auf einem Wege, daß sie mir nicht für alle Ewigkeit verloren ist. Mergardis dagegen hat freilich fliehen müssen; ist mir aber auch für die Ewigkeit verloren. Sie hat den Abgrund der Sünde und der ewigen Verdammniß zwischen sich und mir geöffnet.

Bei solcher kummervollen Erinnerung weinte dann die ehrwürdige Alte auf's Neue, und erweichte sich dadurch wieder von ihrem kirchlichen Glauben zu menschlichem Mitleid für eine so liebe Angehörige. Sie kam dann wieder auf die Vorzüge dieser Nichte zu reden, und konnte sich daran in einen Alles vergessenden Stolz hineinplaudern. Wenn dann Manegold die gute Stimmung benutzte, ihr die harten Vorurtheile wegzunehmen: so gab ihm zwar das weiche Herz der edeln Frau nach; die mit so viel Jahren verhärteten Begriffe aber wollten

nicht wanken. Mehr Eingang fand der Freund mit der Behauptung, Mergardis sei gar keine Irrgläubige; der Magister habe dies auch anerkannt, nur sei er zu rechthaberisch, um eine Angeklagte ohne weiteres zu entlassen, habe jedoch sehr Unrecht gethan, von einer für schuldlos erkannten Jungfrau das Opfer eines so herrlichen Haares zu verlangen.

Freilich wär's für diese Pracht von Haar jammerschade gewesen! seufzte die Großmutter. Aber lieber doch diese Eitelkeit fahren lassen, als die unsterbliche Seele!

Obschon also die beunruhigte Greisin bei dem Vertrauen, das sie in die Unfehlbarkeit des Magisters setzte, wieder in diesen oder jenen Zweifel zurückfiel: so schied Manegold doch mit der heimlichen Überzeugung, daß Mergardis wol Verzeihung für ihre Liebe zu Ritter Konrad finden dürfte, sobald sie wegen ihrer vermeintlichen Ketzerei keine Nachsicht würde in Anspruch zu nehmen haben.

Mit dieser Ansicht verließ der Freund die Stadt, um Konraden aufzusuchen. Er ritt im Geleit eines einzigen Knappen. — Das Fräulein hatte, früherer Verabredung gemäß, entweder zu Gerlach von Haselstein oder zu Hugo von Tann gebracht werden sollen. Beide waren Konrad's Waffenfreunde und

an sehr achtbare Hausfrauen vermählt, deren Obhut die so vielfach angefochtne Mergardis bedurfte. — Zu Manegold's Verwunderung war aber in beiden entlegneren Burgen noch nicht einmal die Kunde von der Flucht, vielweniger das entflohne Paar selbst angekommen. In seiner dermaligen Gemüthsstimmung war für Manegolden dieser vergebliche Ritt peinigender, als es unter andern Umständen hätte sein können. Der Freund war ein unruhiger, zerstreuter Gast für seine gespannten, fragensunermüdlichen Wirthe. Nicht nur die jüngsten Vorfälle regten die Gemüther lebhaft auf: seit Kurzem hatten sich auch so seltsame Geschichtchen und Mährchen verbreitet, daß ein frisch aus der Stadt kommender Besuch, das Wundersame zu bestätigen, das Unbegreifliche zu erklären, höchst willkommen war. Man erzählte sich unter Anderm, der Bischof von Würzburg spuke bei lebendem Leib in der ziegenhainer Burg zu Fulda; man höre oft um Mitternacht die schöne Gräfin Richenza laut und heftig mit ihm reden. Vor jedem Sonn- und Festtag in der späten Dämmerung jage sich ein schnaubender Eber im großen Saale jener Burg mit einer schwarzen Bache und drei halbwüchsigen Frischlingen gespenstisch umher. — Man hatte ferner Erzählungen

von nächtlichen Zusammenkünften buchischer Ritter, die in allerlei Verhüllungen zur Stadt kämen. Sogar den jungen Grafen von Ziegenhain wollte man gesehen haben. Auch ging von einer Wallfahrt des Bischofs von Würzburg nach Fulda zum Grabe des heiligen Bonifazius und um den Wunderbogen zu sehen die Rede. — Bei näherer Nachforschung kam Manegold auf die Spur Gafuto's, der als Hausirer auch auf diese Burgen gekommen war. Wie der Freund einmal des Welschen Absicht kannte, begriff er auch leicht, daß so verschiedne, einander widersprechende Erzählungen aus einem und demselben Munde kommen konnten; indem der schlaue Gafuto mit solchen hingeworfnen Nachrichten die zustimmenden oder verwerfenden Gesinnungen der ihm unbekannten Ritter herauslockte, um alsdann nach Befinden mit seinen Plänen und Vorschlägen näher herauszurücken, oder sich klüglich zurückzuziehen. Manche der Mährchen waren indeß auch aus der Volksgesinnung in sinnbildlicher Einkleidung entstanden; wie denn in den Niederungen des Volkes immer poetische Quellen springen. —

So wenig gestimmt auch Manegold für andre Anliegen, als die Rettung der Freunde, war, unterließ er doch nicht, auf einen zu befürchtenden Über-

fall des Würzburgers aufmerksam zu machen, und um eifrigen Anhang für den Abt zu werben.

Als er am zweiten Tage zur Stadt zurückkam, war man noch immer ohne Nachricht von den Entflohnen. Er entschloß sich, den Abt anzugehen, der sich nun wieder aufgerichteter und zugänglicher zeigte.

Fünftes Kapitel.

Der Abt stand am Erkerfenster seiner Burg, und sah in den Garten hinab. Der heitre ruhige Abend that ihm wohl; er gab sich diesen besänftigenden Eindrücken hin. Er hatte sich bereits wieder soweit aufgerichtet, daß er berechnete, was ihm übrig geblieben war, nachdem er bisher immer nur seine Verluste überschlagen hatte. Doch auch diese Betrachtungen über das Verlorne kehrten noch zuweilen zurück.

Manchem — so sprach er für sich hin — ist eine glückliche Hand, Blumen zu pflanzen, verliehen, einem Andern — Liebe zu pflegen. Mir ist eine Hand, zu segnen und zu schlagen, gegeben; keine für die Liebe. Denn nun bin ich im Alter beim Freien für Andre nicht glücklicher, als ich in der Jugend im Werben für mich selber war. Die Rosen ge-

deihen mir nicht, die Nachtigallen siedelten sich in meinem Frühling nicht an. Der Himmel hat mich mit der zweiblättrigen Infel abgefunden, die auf meinem Haupte blüht. O dieser nicht beneidenswerthen Tulpe der Infel! Welche freud- und frucht-arme Paarung des Schwerts mit dem Krummstab, — eines Staubfadens gleichsam mit einem Griffel! Und wenn einst die beiden Blätter abfallen, dann wird ein kahler Greisesschädel als Fruchtknoten für die Ewigkeit in die Furche des Grabs gelegt, und der Samenkern des Herzens, der hier keine Sprossen treiben durfte, muß in der Hand des Todes überwintern. Vielleicht aber sind die Pflanzen, die nicht im ersten Jahr, im Erdenbeet, auch gleich blühen und fruchten, darum nicht die schlechtern. Sie werden nur in diesem kalten Boden zum Versetzen gezogen. Der Tod ist der himmlische Burggärtner: er wird mich finden, und drüben werd' ich dann meinen Tag erleben zu blühen, und dauernder in der Witterung der Ewigkeit.

Er warf einen Blick nach dem Kruzifix über der Betbank, das im Wiederschein des Abendhimmels verklärt hing, und mit gefalteten Händen rief er: O crux, ave spes unica!

Ein Pilger ward angemeldet, der ein dringen-

des Anliegen habe. Der Abt nickte, und sah dem Eintretenden entgegen. Der Verhüllte trat herein, und warf sich vor dem Abt auf ein Knie nieder. — Vergebung, hochwürdiger Abt und Herr! flehte er.

Konrad! rief überrascht und betroffen der Abt. — Während Ritter Konrad sich anklagte und des Abtes Verzeihung im eignen und in Mergardis Namen ansprach, verwirrten und verwandelten sich des Fürsten Empfindungen. Was geschehen war, wie das, was gethan werden sollte, setzte seinem Herzen zu. Groll und Angst wechselten und verdrängten einander, jedes um sich allein geltend zu machen. Der Unmuth mischte sich in diesen Streit, und plötzlich stand der eben noch so friedliche, wehmüthige Fürst zürnend, und an seinen heftigen Worten immer mehr auflodernd, vor dem knieenden Dienstmann. Er machte diesem die härtesten Vorwürfe über dessen Benehmen bei des Magisters Gericht sowie über die verwegne Verlobung und Entführung seiner Nichte. Er zählte ihm vor, wie vielfältig strafbar er sei in den Augen des Königs, des päpstlichen Ketzerrichters und vor Allem seines Lehnsherrn. Alle diese Entrüstung mußte Konrad knieend anhören, da der eifernde Abt ihn nicht aufstehen hieß. Wie dieser endlich schwieg, erhob sich Konrad mit den

Worten: Jetzt, mein hochwürdiger und gnädiger Herr, gilt es nicht mehr, um Vergebung des vielen Leides zu bitten, das ich, wie ungern auch, Euerm Herzen angethan habe. Jetzt gilt es meine Rechtfertigung, und dazu ziemt es sich, zu stehen. Ich habe die Bitte Euch entgegengebracht, erlaubt mir nun, daß ich mein Recht von Euch nehme. — Abgesehen also von dem Euch ungern zugefügten Leid, worin liegt meine Schuld? Des Waldenserthums bin ich nicht angeklagt worden, und eines frevelhaften Einverständnisses mit dem vermeintlichen Engel hat mich mein gnädiger Abt selbst nicht für schuldig gehalten, sondern sich vor dem König Raspe laut für mich erklärt.

Davon ist die Rede nicht! fiel der Abt ein; auch hat sich der Verdacht schon auf andre Personen gelenkt.

Wohl! versetzte Konrad. Dann stand ich also mit Unrecht vor einem unberufnen Richter. Mein Lehnsherr hätte mich vor sein Gericht fodern können. — Aber auch Mergardis war in Euern Augen und vor der Einsicht aller Vernünftigen gerechtfertigt. Sie selbst hat den Fall mit wenig Worten richtig bezeichnet, indem sie vor Gericht erklärte, daß sie ein Unglück zu beklagen, aber kein

Unrecht zu bereuen habe. Doch die erhitzten Augen dieses tolleifernden Magisters sehen überall nur Schuld und Vergehen. Und da er vollends selber des Fräuleins Ankläger war, wie hätte er ihre Unschuld anerkennen und also gegen sich selbst urtheilen mögen? Das sah ich wol voraus. War ich doch früher schon, in der Grafenburg zu Ziegenhain, Zeuge gewesen, daß sein blinder Eifer allen gesunden Menschenverstand, alles christliche Wohlwollen überwüthet. Von seinem Gericht wird auch die Unschuld selbst nicht ungestraft entlassen. Mergardis sollte ihres Haares beraubt werden. Hättet Ihr, als Oheim, diese Schmach ruhig ertragen? Ich höre Euch nicht Ja sagen. Habe ich also darin gefehlt, daß ich diese Schmach von ihr, den gerechten Zorn von Euch gewendet? Durfte ich als Ritter ein schuldloses Frauenbild — als Euer Dienstmann Eure Nichte ruhig einer solchen Mißhandlung hingegeben sein lassen? Ja, dann hätte ich wol den Zorn verdient, den Ihr, Herr Abt, jetzt über mich auslaßt, und mehr noch verdient, — Eure Verachtung auf immer! — Aber, sagt Ihr, ich habe mich mit ihr verlobt und sie entführt? Ja, mein hochwürdiger Abt und Lehnsherr, Mergardis liebt mich, sie war entschlossen, niemals sich

einem Andern zu vermählen. Doch davon ist die Rede nicht. Diesen Anspruch geltend zu machen, hätte ich den unrechten Augenblick, eine unschickliche Stätte gewählt gehabt. Auch waren Eure Absichten mir noch entgegen. Nun bedenkt aber, ob diese Eure Absichten, Mergardis nämlich mit dem jungen Siegmund von Anhalt zu vermählen, sogar bei wirklicher Zustimmung des Fräuleins, nach des Magisters Richterspruch noch ausführbar geblieben wären? Mein Herr Abt kennt gewiß des Königs Raspe und Siegmund's von Anhalt Gesinnungen genauer, als ich. Erlaubt mir, es zu sagen: Ihr wärt um Eure Absichten, wie Mergardis um ihren Haarschmuck gekommen, wenn Ritter Konrad den Mönch Konrad gefürchtet hätte.

Prahlhanns! fiel der Abt ein, war aber mehr verlegen, als zornig. — Du hast zugegriffen! fuhr er fort. Ich weiß schon, Du willst Dich darauf berufen, daß ich stets ein Freund des Zugreifens gewesen, und Dich, meinen Pathen, dazu aufgemuntert habe. Ich gebe zu, daß meine nun vernichteten Absichten auch bei Deinem leidenden Verhalten durch des Magisters Schere abgeschnitten worden wären, und daß Du also durch Dein Zugreifen wenigstens Eines, — meiner Nichte Haar

gerettet hast. Aber warum mußtest Du das wetterwendische Glück gleich für Dich am Schopfe fassen? Nein, das Alles rechtfertigt Deine öffentliche Verlobung nicht. Diese Beleidigung —

Als der verlegne Abt nicht fortfuhr, sprach Ritter Konrad gelassen weiter.

Ich weiß nicht, ob man Euch gesagt hat, daß des Fräuleins Haar nur als Glaubenssühne, als Buße für vermeintliche Verirrung zum Waldenserthum gefodert wurde, und daß der Magister wegen des Fräuleins Theilnahme am Liebesmahl in der Burg zu Langenschwarz noch eine Untersuchung ihrer jungfräulichen Unschuld einleitete. Bedenkt das einmal, hochwürdiger Abt, — eine solche Untersuchung vor allem Volk! Bedenkt des Fräuleins Empfindungen! Und wenn ich Eurer edeln Nichte nur Schmerz und Schmach einer solchen Untersuchung erspart hätte, so wäre meine kühne Wendung schon gerechtfertigt. Wer weiß denn aber, wessen der tolle Mönch nach einer Untersuchung, in der Mergardis sich gar nicht verantworten konnte, das Fräulein für schuldig oder für verdächtig erklärt hätte? Dieser rohe, rasende Mönch — hätte er nicht ihr jungfräuliches Beben und Verstummen für ein Eingeständniß ihrer Schmach und Enteh-

rung erklärt und ausgeschrieen? Wer in aller Welt aber hätte dann das Fräulein von einer aus solchem Mund ausgesprochnen Schuld jemals befreien und reinigen können? Sobald ich aber als Ritter und Mann von Ehre sie für meine Verlobte erklärte, — wer konnte und durfte noch an ihrer Unschuld zweifeln? Nur der Magister hätte dieses Urtheil der Ehre nicht anerkannt, und darum mußte ich das Fräulein der Gerichtsbarkeit der Schmach entziehen. — Seht, mein hochwürdiger Abt, in dieser Lage, aus diesen Gründen habe ich gehandelt. Es mußte in jenem Augenblicke das Verwegenste geschehen, um dem Entsetzlichsten zuvorzukommen. Eure Genehmigung konnte ich vorher nicht einholen; aber die Zustimmung Eures Stolzes habe ich für jede helfende, rettende That voraus. Hätte ich bei einem Überfall der Würzburger die Stadt durch meine Verwegenheit gerettet, Ihr würdet mich loben. Was aber die Stadt für Eure Herrschaft ist, das ist Mergardis für Euer Herz und Haus. Soll ich also, wenn ich einigen Muth bewiesen habe, ihn als ein Verbrechen verantworten? Kann ich dafür, wenn mir einige Kühnheit einwohnt? Bedenkt, daß Ihr mich aus der Taufe gehoben, und daß dem Täufling der siebente Theil der Eigen-

schaften seines Pathen eingebunden oder angehängt wird! Habe ich aber dennoch gefehlt: seht, da kniee ich wieder! Laßt mein verwegnes Verlöbniß nur für eine Kriegslist gelten. In dieser offnen Hand liegt noch des Fräuleins verlobender Einschlag. Wenn Ihr, wenn das Fräulein ihn zurückverlangt, werde ich die Hand nicht schließen, um zu behalten, was ein traurig-glücklicher Augenblick gegeben hat. Ich will das Glück meines Lebens nicht geraubt, das edelste Gut dem drängenden Augenblick nicht abgezwackt haben. Laßt das Fräulein ihre Zusage aus dieser Hand zurücknehmen, und legt dann Ihr, mein Lehnsherr, dafür ein blutiges Schwert hinein. Mit solcher Schaufel will ich meinen Schmerzen ein ehrenvolles Grab brechen. Mergardis ist frei: Ihr seid Ihr Oheim, Ihr seid mein Lehnsherr!

Der Abt war ergriffen. Er lehnte sich auf des Knieenden Schulter. — Du bist ein braver, wackrer Mann, Pathe! sagte er. Ich habe Dir gezürnt, — Du solltest durchaus Unrecht haben. Nun hast Du Dich gerechtfertigt, und machst mir eine Rechnung, daß ich Dein Schuldner wäre. Dennoch behalte ich mein trauriges Vorrecht, Dir zu zürnen. Nun verwünsche ich, daß Du Dich zu rechtfertigen gekommen bist. Wärest Du doch mit

der Bürde meines Zorns und meiner Beschuldigungen gezogen, soweit Dich die Beine getragen hätten! Jetzt sollte ich mich für Deinen Schuldner bekennen, und muß Dich statt dessen — Hast Du Mergardis bei Dir?

Ich bin allein gekommen, antwortete Konrad, um ihr den Rückzug durch die Verzeihung des Oheims zu bahnen.

Und wo ist sie geblieben? fragte der Abt weiter.

Konrad nannte eine einsame Mühle hinter Altenfeld. — Sie hat Helika zu ihrer Gesellschaft, sagte er. Ich bin eine Strecke in die Rhönberge geritten, weil dort in der Gegend die Mähre von einem Überfall des Würzburgers umgeht. Ich habe jedoch Alles ruhig gefunden, und Reisende aus Franken berichteten mir, daß auch weiter nach Würzburg hin Alles ruhig sei.

Dort also, am Fuß der Rhön werde ich die unglückliche Nichte finden! seufzte der Abt. — Du, Konrad, bist selbst in die Grube gegangen, und diese Grube heißt — Gefängniß.

Konrad trat mit erstaunter, fragender Miene zurück.

Wußtest Du nicht, welche Befehle der zürnende König, welche Anklagen der eifernde Magister wider

Euch Alle erhoben hat? Der Abt von Fulda kann nicht über den König, nicht über des heiligen Vaters Bevollmächtigten hinaus. Meine Pflicht ist, Dich festzunehmen, die Andern einzuziehen, und Euch vor Gericht zu stellen. Ihr seid verloren, und ich habe den Trost, — Euer Scherge zu sein, der Frohnbote strenger Gewalten! —

Er warf sich mit Schmerzensgeberden in einen Lehnstuhl. Konrad näherte sich betrübt und nachdenklich. Er flehte den Abt um freien Abzug an. — Ich bin als Pilger in die Stadt und stracks, ohne Jemand zu sprechen, in Eure Burg gezogen, rief er aus. Laßt den Pilger wieder ziehen! Die Nacht bricht schon herein, — Niemand soll mich erkennen, keine Beschuldigung soll Euch zur Verantwortung fallen. Laßt mich ziehen, nur um Mergardis in Sicherheit zu bringen, und — wenn Ihr's verlangt — will ich wiederkehren, und alle Schuld, alle Gefahr auf mein alleiniges Haupt nehmen!

Der Abt ward ungehalten. Er berief sich auf seine Pflichten gegen König und Papst, und auf den Wächter in seinem Innern, auf sein Gewissen. Dagegen suchte Konrad in raschen, bündigen Worten die Anschuldigungen des Magisters für grund-

los, und die darauf gestützten Befehle Raspe's mithin als ungerecht darzuthun. Er machte es vielmehr dem Abt zur Gewissenssache, mit Unrecht Verfolgte zu schützen, — zur Ehrensache, kein blindfolgsames Werkzeug leidenschaftlicher Oberherrn zu sein. — Seid Ihr nicht auch Fürst und Abt in Euerm Sprengel? fragte er. Die Gewalt ist ein aufgethürmtes Gebirg. Über Euch sind freilich Höhere: wofür aber seid Ihr ein Abhang der Gewalt, wenn Ihr das Thal zu Euern Füßen nicht gegen Überstürze der höchsten Gipfel schützen könnt? Ihr sollt Euch nicht auflehnen gegen die Höheren; aber braucht Ihr Euch darum thätig zu zeigen, um Eure Liebsten und Nächsten in Todesgefahr zu bringen, die Schuldlosen? —

Der Abt erhob sich, und schritt überlegend hin und wieder. Er schien mit sich zu kämpfen, er schien zu wanken, als der alte Hanns von Kötschau unangemeldet hereineilte. — Wo ist er, wo ist Konrad? rief er erzürnt.

Der Abt trat dem heftigen Greis entgegen, und hielt ihn mit erklärenden Worten vom Ungestüm gegen den niedergeschlagenen Ritter ab. — Woher weißt Du, daß Konrad hier ist, Alter? fragte er zuletzt.

Eurer Knappen Einer hat eben die Nachricht in meine Kemnate gebracht, antwortete der Greis. Man hat ihn erkannt in der Pilgerkutte. Er ist schon stadtkundig geworden. Draußen am Thore sammelt sich schon eine Menge Menschen; schadenfroh neugierig eilen sie herbei.

Ha! rief der Abt aus. Sie wollen sehen, wie schwach der Abt von Fulda gegen die Nichte und ihren Verlobten sei. Sie wollen sehen, ob sie diesmal wieder um den Jubel des Scheiterhaufens gebracht werden sollen. — Der Himmel walte über Euerm Geschick, Ihr unglückseligen Flüchtlinge! Ich muß thun, was meine geistlichen Pflichten, was meine weltlichen Ehren fodern. Lieber Pathe, unsere Begriffe und Meinung von Ketzerei und Unschuld liegen außer der Zeit, in welcher meine Pflichten und meine Ehren stehen. Hier, Konrad, darf ich mein Herz nicht fragen, was es glaubt und für recht hält: draußen unter dem Pöbel und in der Welt wandelt ein andrer Glaube, ein andres Recht; aber ich bin dieses Glaubens, dieses Rechtes Hort und Hüter. Ich trage den Fürstenhut nicht zu meinem Stolz, die Infel nicht zu meiner Seligkeit, sondern für jene. Ich bin der Hirt dieses Pöbels, das Gewissen ist meine Hirten-

tasche mit der Nahrung für mich. Aber meine Herde muß ich auf andre Triften treiben, wo sie ihre Nahrung findet. Ein guter Hirt muß sein Leben lassen für seine Herde; ich muß meinen Glauben lassen für mein Volk. Ich darf sie nicht aus meiner Hirtentasche füttern, um sie nicht zu vergiften. — Seht da des Hirtenstabes Glück! Seht da die hohe Würde der Volkshirten, in deren Hand der gerade Stab der Wahrheit zum Krummstab gebogen ist, mit welchem sie zweideutig den Weg zum Himmel weisen. Geh', mein Sohn, in Dein Gefängniß! Fühle Dich glücklicher, zu leiden, als ich mich fühle, leiden zu machen! O crux, ave spes unica!

Er rief Wächter herein, und ließ den Pilger Konrad nach dem Spielingsthurm in Haft bringen. Konrad ging ruhig gefaßt und schweigend. Wie er das Gemach verlassen hatte, sagte der Abt bitter: Nun, Herr Hanns von Kötschau, setzt Euch, und laßt uns berathen, auf welche Weise wir unsere Mergardis am schnellsten und sichersten hierher bringen, und das Kleinod hinter guten Riegeln für den frommen Meister Konrad von Marburg aufbewahren!

Sechstes Kapitel.

Ohne gerade diesen schlimmen Ausgang zu fürchten oder zu ahnen, bangte inzwischen Mergardis um die Aufnahme ihres abgereisten Freundes. Man war in der Gegend ihres versteckten Aufenthalts zu tief in der Ernte begriffen, um den gewöhnlichen Wochenmarkt zu besuchen, und so blieb man auch mehre Tage ohne Nachrichten aus der Stadt; wie denn damals ohnehin der Verkehr zwischen Stadt und Land, besonders nach dem Gebirge hin, weniger lebhaft, als heutiges Tages, war.

Mergardis und Helika hatten, um kein Aufsehen zu erregen, sich ländlich umgekleidet, und galten für fernher zu Besuch gekommene Verwandte. Dieser Vorwand, ohnehin bei der einsamen Lage der Mühle selten nöthig, fand um so leichter Glauben, als die junge, seit Kurzem hierher verheira=

thete Müllerin aus einer ferneren Gegend stammte. Helika und der ohnehin schon ländlich gekleidete Egil nahmen an den Haus- und Feldarbeiten Theil. Egil's Betragen gegen Helika, seine jähe, zudringliche Neigung machte dem Fräulein und dem Ritter Konrad gleich anfangs, und in den ersten Stunden nach der Flucht, viele unangenehme Empfindungen und Sorgen. Der leidenschaftliche Jüngling überhob sich gern wegen dessen, was er zu Helika's Rettung geleistet zu haben glaubte; er trübte so des Mädchens Freude, und kränkte ihr Dankgefühl. — Im Übrigen konnten die Entflohnen nirgends besser aufgehoben sein, als hier; denn die einsame Lage der Mühle begünstigte nicht nur eine gesuchte Verborgenheit, sondern sie befanden sich hier auch unter wohlhabenden und gastfreundlichen Bekannten. Die junge Müllerin war nämlich Niemand anders, als die schöne Prisel, die wir an Madlenens Hand von der Gräfin Richenza haben Abschied nehmen sehen, um einem treuen, eifrigen Bewerber zu folgen, an den sie nun verheirathet war. Dieser junge Mann, der einzige Sohn der alten Müllerin, hatte das schöne Mädchen in der von der Gräfin Richenza bewohnten Burg, als er hier eines Tags Mehl und Früchte anbot, kennen

gelernt. Aus Neigung war er dann oft und öfter gekommen, hatte geworben und gewartet, bis endlich die Gräfin Richenza, wie wir gesehen, das betrübte Mädchen entließ. Madlene, Prisel's Beschützerin, war der jungen Frau gefolgt, und ward als zur Familie gehörig angesehen. — Hierher an diese Mühle hatte ein günstiger Zufall die Flüchtlinge tief in der Nacht geführt. Sie hatten Herberge gefunden, und waren am andern Morgen erkannt worden. Auch Helika erinnerte sich, Prisel und Madlenen in der Stadt gesehen zu haben. In der Mühle wußten sie bereits, daß Mergardis wegen Ketzerei angeklagt und verhaftet worden war. Sie hielten nun dafür, daß Konrad und Egil die Gefangnen befreit haben möchten. Man ließ sie auf solcher Vermuthung, bis man bemerkte, daß diese Landleute keinen Anstoß an den Ketzerinnen nahmen, vielmehr freundlich und gefällig blieben, ja sogar eine heimlich-vergnügte Theilnahme bewiesen. Nun zog Konrad die gastfreundlichen Müllersleute in's Vertrauen, und gewann ihre Verschwiegenheit sowie ihre Mitwirkung zur Verheimlichung der Flüchtlinge. Er traf eine zweckmäßige Einrichtung zu einem kurzen Aufenthalt für Mergardis und Helika, und nahm für sich und Egil

nebst den beiden Pferden Unterkommen auf einem nahen Bauerhofe.

Von hieraus ritt unser Freund in's Gebirg auf Kundschaft nach den Bewegungen in Franken. Und wie er bei seiner Rückkehr die Frauen beruhigt und gefaßt antraf, entschloß er sich zu jener Rückkehr nach der Stadt, zu jener Pilgerfahrt, die, in bester Absicht für Mergardis unternommen, einen so schlimmen Ausgang gehabt hatte.

In bänglichen Gedanken um den entfernten Freund brachte das Fräulein einen heitern Morgen in dem Baum- und Grasgarten zu, der am südlichen Abhang nach dem Mühlbach angelegt war. — Die klappernde Mühle störte nicht die Stille umher, und begünstigte durch das eintönige Geräusch die traulichen, wehmüthigen Empfindungen der Träumerin. Über die nahen Erntefelder hinaus ging des Fräuleins Blick nach den Bergen empor, die, so oft von der Stadt aus gesehen, ihrem Auge in dunkelm Blau eben und herrlich erschienen waren, und nun hier kahl, und dort bewachsen, da schroff und dort durchschluchtet so nah und rauh an sie herantraten. Da konnte sie der Betrachtung sich nicht entschlagen, daß ebenso das menschliche Leben, früher in sehnsüchtiger Ferne vor ihr gelegen, ihr jetzt auch

seine steilen und mühseligen Berge an die ungewohnten Füße rücke.

Wendete sie nun von der Höhe des Gartens den Blick nach der Thalseite zurück, so belebten sich in der Erinnerung die jüngsten Vorfälle, — die beängstigende Volksmenge, der Gerichtstisch mit dem Magister, der glührothe Himmel, die Flucht, das Geleit und der Abschied der Klosterschüler, dann der Kreuz- und Querritt, um die staunenden Landleute in der Richtung der Flucht zu täuschen, ihr Rasten hinter einem säuselnden Tannenwald, ihre Fußwanderung in der Nacht nach einer Herberge, die sie endlich hier so günstig gefunden hatten. Aus allen diesen Erinnerungen drängte sich aber der Gedanke an Konrad und dessen Geschick, an ihre Verlobung und Zukunft am lebhaftesten hervor. Hoffnung und Sorge, Freude und Betrübniß wechselten.

Prisel, die heitre Müllerin, störte manchmal diese einsamen Betrachtungen. Sie war allein zurückgeblieben, um für die Andern, in's Erntefeld Gezognen das Mittagsmahl zu bereiten. Vom Herd eilte sie zuweilen herauf in den Garten, um mit ihrem lieben Gast zu plaudern. Die gutmüthige Frau war nach und nach so vertraulich gegen Mergardis geworden, daß sie ihr sogar den beschämen-

den Vorfall erzählte, wie sie einst von Richenza angeworben, und von der armen Madlene noch zur rechten Zeit gerettet worden sei. — Nicht wahr, setzte sie am Ende hinzu, nun könnt Ihr eher begreifen, wie Madlene meine Magd nicht ist, und doch so rastlos arbeitet? Das ist nämlich eine Buße, die sie sich selbst auferlegt hat. Anfangs begriff ich das wackre Mädchen auch nicht gleich, und hatte manchen Streit mit ihr, weil ich nicht leiden wollte, daß sie als meine Wohlthäterin immer die härtste und niedrigste Arbeit übernahm. Wie ich sie dann aber unter ihrem Eigensinn und Mühsal so frisch aussehend und fröhlichen Sinnes werden sah, ergab ich mich darein. Und nun sprach sie sich auch offener aus und erklärte sich. — Liebe Prisel, sagte sie mir zuweilen, hinter Dir liegt eine dürftige, aber schuldlose Jugend, hinter mir aber eine Stätte von Fäulniß und Moder, die mir alle Freude und Erinnerung verdirbt. Laß mich drum arbeiten und mich abmühen, bis ich jene Fäulniß untergebracht, und frische, gute Handlungen darauf gepflanzt und gezogen habe. Wenn ich erst solch' einen Anbau hinter mir weiß, werde ich vielleicht aufgeräumter werden, als ich es jetzt zu sein vermag. — Wenn ich dann, fuhr Prisel fort, an ihr Unglück im

Dienst der Gräfin dachte, so redete ich ihr zu, lieber in ein Kloster zu gehen, und durch Beten und Büßen das Vergangne gut zu machen. Ich hätte sie zwar ungern ziehen lassen, allein dort hätte sie doch ihre Ruhe und Heiterkeit auf behaglichere und weniger mühselige Weise suchen können. Aber da lächelte sie immer kopfschüttelnd. Nein, sagte sie, Adam und Eva, als sie gesündigt hatten, sind aus dem Paradies auf das Feld gejagt worden, um im Schweiße des Angesichts zu arbeiten. So hat uns Gott auf die harte Erde gesetzt, hat den Frieden und den Frohsinn in den steinigen Boden versenkt, und uns den Spaten in die Hand gegeben, um sie hervorzugraben. Arbeit macht Appetit und Andacht; der Müde ruht und betet inniger. — Das waren ihre Worte, fuhr Prisel fort; und hättet Ihr sie in der Burg der Gräfin so krank und traurig aussehend gekannt, so würdet Ihr jetzt bei ihren rothen Wangen und ihrem heitern Herzen gestehen müssen, sie habe wol so Unrecht nicht.

Mergardis hörte dieser Erzählung mit Theilnahme und heimlichem Beifall zu. Wie nun die junge Frau ihrem Gespräch soviel Aufmerksamkeit eines hohen Fräuleins geschenkt sah, öffnete sie ihr Herz immer weiter. Sie gestand lächelnd ein, daß

Madlene, durch traurige Erfahrungen auf ihre eignen Füße gestellt, nun zu den geistlichen Herrn kein rechtes Vertrauen habe. Freilich setzte Prisel hinzu, sieht und hört man auf dem Lande vielleicht noch mehr Schlimmes, als in der Stadt. Ja, wer die Herrn nur im Meßgewand und im Vespermantel sieht, wenn sie die Augen niederschlagen und die Hände falten, der denkt freilich nicht, daß dieselben Augen bei andern Gelegenheiten so lüstern, und dieselben Hände so zutäppisch wären. Aber das Auswendige ist nicht inwendig, und das Futtertuch der äußern gestickten Frömmigkeit soll oft gar löcherig und schmutzig sein.

Mergardis erinnerte, daß man mit Menschen unter allen Verhältnissen menschliche Rücksichten haben müsse.

Das habe ich auch meinem Mann und unsern unzufriednen Nachbarn oft und viel gesagt, erwiederte die Müllerin. Aber da behaupten denn die Männer, gerade die müßten besser sein, die Andere zu bessern berufen wären, und wenn sie als Priester eine so hohe und übermenschliche Würde besitzen wollten, wie sie behaupteten, so müßten sie es wenigstens nicht schlimmer treiben, als andre Leute, die nicht über das Menschliche hinauswoll-

ten, und sich gern für arme Sünder bekennten. Seht, darum finden auch die neuen Lehren so leicht Eingang bei uns; denn nach diesen gelten wir Laien doch auch für etwas, wenn wir richtige Menschen sind, und brauchen die nicht als hochwürdig zu verehren, deren Handlungen wir nach ihrer eignen Lehre als unwürdig verachten müssen.

Mergardis kannte die Lehren der Waldenser gegen die aristokratischen Ansprüche der Priester, und fragte daher verwundert und neugierig, welche Lehren denn gemeint seien.

Nicht ohne Befangenheit antwortete Prisel: Eigentlich hätte ich darüber schweigen müssen; aber gegen Euch darf ich schon ein Wörtchen mehr reden, da Ihr ja mit derselben Kreide bestrichen seid. Euch kann ich im Vertrauen sagen, daß wir hier auch Waldenserandacht halten. Droben in den Bergthälern und in den einsamen Wildscheunen kommen wir nächtlich zusammen, erbauen uns durch Gesang und gute Sprüche, und hören Stücke aus der Schrift vorlesen. Nicht wahr, gnädiges Fräulein, bei solchem Lesen fühlt man sich recht erhoben? Man blickt gleichsam in herrliche, fruchtbare Thäler hinein, wo das Waizenkorn wächst, der Feigenbaum steht, und das Senfkorn hoch aufschießt

Da prangen die Lilien des Feldes in ihrem Schmuck, ohne daß sie spinnen und weben; und von oben ruft es uns zu: Selig, die reines Herzens sind! Selig, die Verfolgung leiden um der Wahrheit willen, denn sie werden Gottes Kinder heißen!

Mergardis war nicht wenig überrascht, und versank in Nachdenken. Einem bedrohlichen Gericht entflohen, hatte sie nun mitten unter Waldensern Zuflucht gefunden. Hier aber schien man ganz unbesorgt, wenigstens unbeängstigt dem neuen Glaubensstrom zu folgen, und sich an seinen Ufern anzubauen. Diese einfache Bäuerin sprach so klar und warm über die abweichenden Lehren des Peter Waldo, daß Mergardis noch lebhafter, als bei der Rede des alten Langenschwarz, fühlte, welch' großes Zeitbedürfniß es sein müsse, das Abgestorbene aus dem geistigen und sittlichen Volksleben wegzuschaffen. — Mag immer auch, dachte sie, dieser wilde Bergstrom des Waldenserthums, von den nebel= und gewitterhaften Gipfeln des Lebens abstürzend, einst wieder verrauschen, versiegen: er wird doch die Luft gereinigt, manchen Unrath abgeschwemmt, neue Wahrheiten hervorgetrieben, und die strebende Menschheit nach andern Richtungen gelenkt haben.

Prisel war nun mit erleichtertem Herzen im

vollen Zuge der Vertraulichkeit, indem sie von den Zusammenkünften der Waldenser, von den im Gebirg umwandernden Predigern erzählte, und das Fräulein einlud, mit in die Versammlungen zu gehen.

Sie wurden von den Feldarbeitern unterbrochen, die mit ihrem Geräth auf den Schultern singend herbeizogen. An der Spitze schritt Madlene, und ihre helle Stimme klang hervor und leitete die Singweise. Auch Egil war mit Sichel und Rechen unter der Schar. Er ging neben Helika, um derentwillen er heut Theil an der Arbeit genommen hatte. Unter den aufgeräumten, unbefangnen Arbeitern fiel er durch sein verdrießliches, ungestümes Wesen auf. Höchst ungern trug er den Zwang, für einen bloßen Bauerburschen zu gelten, und wendete zuweilen, um sich unter den übrigen, meist hübscheren Burschen gegen Helika hervorzuthun, etwas Studentisches heraus. Dadurch erschien er in den Augen der Übrigen für hochmüthig, was sie ihn durch Spott und Stichelreden um so lieber empfinden ließen, als ihnen Helika's Mißfallen an seiner Bewerbung und leidenschaftlichen Zuthunlichkeit nicht entging. — Der ungestüme Jüngling mochte wol das frühere Benehmen Helika's nicht verstanden, vielmehr zu seinen Gunsten gedeutet haben. Sie

hatte nämlich die Huldigung eines Jünglings im Klostergewand mit der unbefangnen Miene aufgenommen, als merke sie eine für ihre zarte Mädchenhaftigkeit so beschämende Zuneigung gar nicht. Sie mochte durch Zurückweisung eines selbstvergessenen Fraters die Leidenschaft nicht anerkennen, die ihrem Gefühle nach gar nicht erscheinen durfte. Jetzt aber war sie genöthigt, ihre Abneigung als Abwehr gegen eine Bewerbung herauszuwenden, die im ländlichen Kittel und in der Zuversicht eines ihr geleisteten Dienstes heftig und ungebührlich hervortrat.

Das ländliche Mahl war im Freien unter einem breiten Apfelbaum aufgetragen. Egil, der schon im Felde stets an Helika's Seite hatte arbeiten wollen, suchte auch jetzt wieder am Tische den Platz neben ihr einzunehmen. Andre Bursche machten ihm, theils aus wirklichem Wohlgefallen an dem anmuthigen Mädchen, theils aber auch nur, um den widerwärtigen Gesellen in seiner Eifersucht zu ärgern, den erhobenen Anspruch streitig. Einer um den Andern zog sie an seine Seite, während Helika, in Angst wegen Streites, den lustigen Muthwillen abzuwehren und abzuwinken suchte. Egil mißverstand ihre Winke, und steigerte einen lebhaf-

ten Wortwechsel bis zu Beleidigungen. Er riß seine Sichel, die er in den Stamm des nächsten Zwetschenbaumes eingeschlagen hatte, heraus, wetzte sein Tischmesser daran, und schwang nun mit wüthender Geberde diese beiden ländlichen Waffen. — Fasse sie noch Einer an der Hand! rief er. Helika! Mein ist sie, mir gehört sie für das Leben an. Hunde, wer seid Ihr? Wißt Ihr, wer sie ist, wer ich bin? —

Er riß Helika heftig an sich und hielt sie mit dem linken Arm, mit welchem er die Sichel führte, umschlungen. — Sprich selbst, daß Du mein bist! schrie er. Erkläre es jetzt im Augenblick vor diesen zottigen Schäferhunden! Mache ihrem unziemlichen Wedeln um Dich ein Ende. Mein! dem entflohnen Mönch das gestohlne Brandopfer! Gehören wir nicht zusammen, — vom Frevel eingesegnet, im Unglück zusammengebettet, mit Verwünschungen ausgestattet — Beide!

Er lachte wild auf. Helika wehrte sich mit beiden Händen gegen den unruhigen Arm, der sie so ungestüm umschlang, und mit einer gekrümmten Waffe bedrohte. — Rasender Mensch! rief sie. Unbesonnener, der nicht weiß, was er spricht und be-

nen schuldig ist, die ihn um sich dulden. Noch eine Hand leg' an mich! Wag' es! —

Sie hatte sich ihm entwunden, und stand ihm mit einer Haltung gegenüber, die ihn selbst in seiner Wuth bändigte. Mergardis stellte sich an ihre Seite, und blickte den wüthenden Menschen, der im Begriff war, Alles zu verrathen, mit einem Blick des Vorwurfs und der Warnung an.

Undankbare! murrte Egil mit zuckenden Lippen. Mehr konnte er unter des Fräuleins Blicken nicht hervorbringen.

Undankbare? erwiederte Helika. Der Himmel gewähre mir die Gunst, Dir meine Schuld abzutragen! Indeß sei Du dankbarer, und ehre diejenigen, die Dich geschützt und gerettet haben.

Ein junger Wanderer, der ganz in der Nähe diesen Auftritt über den Gartenzaun mit angesehen hatte, sprang jetzt herüber, grüßte flüchtig die Umstehenden und ging gerade auf Helika los. — Heißest Du nicht Helika? fragte er.

Sie sah ihm verwundert in's Gesicht, erröthete, erblaßte, und fragte dann mit verzagter Stimme dagegen: Wozu fragt Ihr mich das, edler Herr?

Edler Herr? Seh' ich Dir so vornehm aus? lachte der fremde Jüngling. Ich glaube der Be-

schreibung nach, daß Du es bist, und die Antwort, die Du dem Wütherich dort gegeben hast, bestärkt mich in meiner Vermuthung.

Er führte sie mit einem freundlichen Winke mehr seitwärts und flüsterte ihr zu: Schönen Gruß von Esperle, Deinem Vater, und von Eustach, meinem Vater!

Ach Herr Jesus! Seid Ihr der erwartete —? Sie verstummte, hocherröthend.

Anselm, ja der bin ich! antwortete der Jüngling. Ich bin schon in die Kreuz und Quer nach Euch umhergelaufen. Gottlob, nun habe ich Euch gefunden! Ich war schon wieder in die Stadt zurückgekehrt, und erhielt dort zufällig einen neuen Wink hierher in die Gegend.

Er betrachtete mit wohlgefälligem Auge das eben noch so kühne, und nun mit einem Mal verzagt gewordne Mädchen, dann fuhr er fort: Ich habe einen hübschen Fund gemacht, und rufe mir selbst halbpart! zu. Oder, wenn ich Dich ganz behalten darf? Du wärst mir schon recht zu Allem, was Dir lieb wäre. Aber freilich, ich müßte auch Dir recht sein.

Sie schlug erröthend die Augen nieder. —

Ei, laß Du die funkelnden Zellernüsse nicht auf

den Boden fallen! sagte Anselm. Oder — nun ja! sieh' mich noch einen Augenblick nicht an! Mir fällt ein Spaß ein. Ihr könnt ohnehin nicht hier bleiben. Ich sage Dir hernach, welche Gefahr Euch droht. Da führe ich Dich einen Abend heimlich in die Stadt, und wir machen unsern beiden Alten den Spaß, als Verlobte vor sie zu treten, Hand in Hand. Wie meinst Du?

Ach mein Vater! Ist er denn so nah und ist geborgen? fragte sie verlegen.

Anselm flüsterte ihr die Antwort in's Ohr. Aber — wie gefällt Dir mein Vorschlag, liebe schöne Helika?

Still, still! winkte sie abwehrend und ausweichend. Laßt die Leute dort nicht hören, — sie dürfen nicht hören, wer ich bin. Wir gelten hier für andre Leute, als wir sind. Seht Ihr nicht, guter Anselm, daß ich verkleidet bin? daß mir der Anzug nicht paßt? Er entstellt mich recht. — Geht jetzt, und sprecht auch mit Fräulein Mergardis!

Wie nun Anselm sich nach dem Fräulein umsah, und gegen die Umstehenden sein Sondergespräch mit Helika entschuldigte, ritt von einer andern Seite, als Anselm zu Fuß gekommen war, ein Häuflein Reiter, die einen leichten Wagen mit sich

führten, den Hohlweg herauf an die Gartenhecke. Der Anführer ließ halten, und ritt durch die Einfahrt in den Garten.

Boto! rief überrascht Mergardis.

Boto sprang ab, und grüßte das Fräulein mit Ehrerbietung, — er ein alter Knappenführer aus Kötschau's Kemnate. Er erklärte, daß er gekommen sei, sie nebst Helika zur Stadt abzuholen.

Also hat man Konraden gütig aufgenommen, hat uns verziehen? Aber warum kommt Konrad nicht selber?

Ohne diese Fragen zu beantworten, versetzte Boto: Seid Ihr auf der Stelle reisefertig, Fräulein?

Geht um Gottes willen nicht mit! rief jetzt Anselm herantretend. Sie locken Euch in die Falle. Ritter Konrad sitzt im Spielingsthurm, Euch bringt man auch dahin. Der Magister will von Mainz zurückkehren, Euch zu richten. Diesmal entgeht Ihr ihm nicht; Niemand wird Euch diesmal retten. Ich kam, Euch zu warnen, in eine andre Verborgenheit zu bringen. Ich komme zu spät. Oder auch nicht! Wenn diese muntern Bursche Muth haben, wollen wir wol mit diesem Häuflein Reiter fertig werden. Auf, Ihr wackern Bursche! Ergreift Sicheln und Sensen! Schützt das Fräulein

Mergardis, — rettet Helika, meine —! Auf zur Wehr! —

Ruhig ritt Boto an den Garteneingang, bot die Reiter auf, und sprengte mit ihnen in den Haufen der Bauerbursche, die stutzig und bedenklich einander ansahen. Der Haufen stob auseinander und entwich, bis auf Anselm und Egil, die ruhig zur Seite traten. Was die Landleute muthlos machte, war nicht sowol ihre unzulängliche Wehr, als das ganz frische Mißtrauen gegen Mergardis und Helika, die nun offenbar andre Personen waren, als wofür sie bisher gegolten hatten. Neubegierig zogen sie sich daher näher und näher wieder heran, hielten sich aber sprungfertig für allenfallsige Gefahr. Prisel und Madlene suchten die Sache zu vermitteln, indem sie den Reitern mit guten Worten und angebotnen Geschenken zusetzten. Doch vergebens; zumal auch Mergardis erklärte, daß sie Ritter Konrad's Geschick theilen wolle.

Helika schwankte voll Angst, bald nach Mergardis, bald nach Anselm blickend. Anselm trat zu ihr, und faßte betrübt ihre Hand. — Ich finde Dich, sagte er, um Dich gleich wieder zu verlieren. Ich schöpfte eine Hoffnung für mein Leben, um nun für Deines zu bangen!

Wie viel lieber ginge ich mit Euch, so lang auch der Weg durch's Leben sein möchte! flüsterte sie.

Thätest Du das? rief er. Liebst Du mich, Helika? —

Ich weiß nicht, ob es das ist! versetzte sie mit Thränen im Auge. Aber ich erschrecke immer, wenn Ihr mich anseht, und fürchte mich doch nicht vor Euch, und möchte immer gern wieder erschrecken.

Helika! rief er aus, und drückte sie mit ungestümer Zärtlichkeit an sich. Du wärst also mein für's Leben; so will ich Dein sein für den Tod. Ich will mein Leben dran setzen, Dich zu retten; setze Du dann Deines, daran mich zu beglücken! Lebe wohl und fasse Muth! —

Wie Anselm sich von ihr wendete, packte ihn Boto vom Pferd herab am Arme. Halt da! sagte er. Dem Schmunzeln nach bist Du der verliebte junge Mönch, der aus dem Kloster entsprungen ist und diese Helika entführt hat. Du gehst also auch mit uns.

Anselm sah ihn ruhig an, und versetzte dann: Mir recht! Nehmt mich nur mit: ich kann mir's schon gefallen lassen!

Ihr irrt Euch! rief Helika. Gebt ihn los!

Der ist es nicht; der ist Eustach's, des Waffenschmieds, Sohn.

Alle Wetter ja! versetzte der Reiter Einer. Den Schwarzkopf hab' ich noch gestern in der Schmiede gesehen.

Wo steckt denn nun aber das Mönchlein? fragte Boto. Den Ausreißer müssen wir mitbringen, auf den ist's besonders abgesehen.

Alle Blicke der Umstehenden richteten sich jetzt argwöhnisch auf Egil. Helika bemerkte es, und rief dem umherspähenden Reiter mit sichtlicher Angst und Aufregung zu: Ich will's Euch sagen, guter Boto! Seht Ihr das Tannenwäldchen dort und am Abhang die Köhlerhütte? Dort hält er sich auf. Geh' doch, Heinrich! rief sie gegen Egil, und zeige ihnen den Weg durch die Schlucht. Laß Dich aber nicht sehen, geh' nicht ganz mit, sonst — macht sich Frater Egil hübsch davon!

Diese letzten Worte hatte sie mit Nachdruck gesprochen, um dem zerstreuten Jüngling einen Wink zu geben. Egil aber, der mit verbissenem Ärger der Zärtlichkeit Anselm's und Helika's zugesehen, blieb regungslos stehen. An seinen innersten Grimm angesogen, kämpfte er mit Wuth gegen Anselm und mit Trotz gegen Helika. Jetzt, bei ihrem Zu-

ruf und Wink, überwog sein Trotz. — Ha! rief er, — nun glaubst Du Dich wol bedankt zu haben, Du Allerweltsdirne? Ich will Deinen Dank nicht! — Hier ist der entsprungne Mönch! wendete er sich an die Reiter. Ich bin, den Ihr sucht. Was soll's nun? —

Ist er das wirklich? fragte Boto, gegen Mergardis und Helika gewendet.

Keine von Beiden antwortete.

Komm' einmal her, Ausreißer! rief Boto, und ritt auf Egil zu, der trotzig stehen blieb. Boto nahm ihm das Barett vom Kopf und rief: Ja, da haben wir ja die Tonsur! Die Klosterschur zeigt, in welchen Stall der verirrte Hammel gehört. Da, packt und bindet ihn! —

Binden? schrie Egil. Wag' es Einer mich zu binden. Bin ich ein Thier, das man knebelt?

Er sprang nach dem Tisch, und ergriff ein langes Messer. Boto, in der Meinung, er suche zu entspringen, setzte ihm nach, und schwang zu einem Schlag sein Schwert. Der tolle, keiner Überlegung fähige Jüngling sprang, dem Hieb ausweichend, zur Seite und stieß — ob absichtlich oder fehlfahrend — dem Pferde das Messer in die Brust, daß es aufbäumend den Reiter abwarf,

und röchelnd niederstürzte. In demselben Augenblick setzte einer der Reiter, ein junger, ebenso heftiger Mensch, von Wuth hingerissen auf Egil ein, und führte einen scharfen Hieb über die Tonsur des unglücklichen Jünglings. Egil schmetterte mit gespaltnem Haupt zu Boden, und zuckte sein Leben aus. —

Siebentes Kapitel.

Mergardis und Helika wurden durch die Stadt nach dem Spielingsthurm gebracht. Ihre Ankunft war voraus bekannt, und daher der Zusammenlauf des Volkes groß. Gern hätte der Abt seiner Nichte dies Aufsehen erspart; allein er empfand heut abermals schmerzlich, daß — wo ihn auch keine höhern Befehle fesselten — er dennoch durch ein niedres Mißtrauen bestrickt war. Er wollte die argwöhnische Erwartung der Bürgerschaft niederschlagen, um wenigstens eine Erleichterung zu haben.

Was der betrübte Fürstabt nicht in Anschlag gebracht hatte: jener öffentliche Einzug beruhigte viele Gemüther und erregte Mitleid und Theilnahme. Wie man die schönen Jungfrauen vorüberfahren sah, beide — die blonde wie die braune — vom Tode gleichsam durch Gesichtsblässe voraus gezeichnet, ver-

stummte, wenn auch nicht in Aller, doch in der bessern Menschen Brust die schadenfrohe Erwartung eines Schauspiels von Brandopfern. Auch Egil's schreckhaftes Ende, das jetzt bekannt wurde, erschütterte manches leidenschaftliche Herz. Die Betrachtung, wie der fürstliche Abt mit Schmerz und Selbstüberwindung höhern Geboten und Rücksichten nachhandle, regte manches Gemüth zur Ehrfurcht und sittlichen Erhebung auf, und wo diese mächtigen Gefühle durchbrachen, fanden dann auch die sanftern Regungen des Mitleids und menschenfreundlicher Wünsche Bahn.

Seitdem nun die unglücklichen Flüchtlinge eingebracht waren, zeigte der einst so rüstige Abt sich noch muthloser und niedergeschlagner. Er unterlag nämlich einer Gewalt, die gerade der Edelgesinnte am wenigsten brechen kann, weil er nicht darf: es war eine sittliche Gewalt, gegen die er sich als Fürst und mehr noch als höherer Priester nicht auflehnen durfte, wie sehr es auch sonst vielleicht in seinen Kräften gelegen gewesen wäre, es zu thun. Mit schauderhafter Ergebung sah er nun der Rückkehr des eiferwüthigen Ketzerrichters entgegen. Er fühlte in mancher Stunde, daß er vor diesem hochmüthigen Magister, den er einst so schnöde behandelt hatte, jetzt um Mergardis willen sich demüthi-

gen könnte. Doch war ihm dies Gefühl auch wieder so beschämend, daß er in der rasch nachfolgenden Überzeugung von dem unbeugsamen Charakter des Magisters etwas Tröstliches fand. Der ehrgeizige Fürstabt fühlte dann den Trost für sich, — einer Demüthigung überhoben zu sein — viel lebhafter heraus, als die Trostlosigkeit, desto gewisser seine geliebte Nichte zu verlieren. Eigens peinigend für ihn war es auch, wenn sich in diese betrübten Augenblicke dann und wann die Erinnerung an die stolzen Plane und Absichten einstahl, die er einst gerade an die Hand dieser jetzt bedrohten Nichte geknüpft hatte. — Auf solcher Schaukel widerstrebender Gefühle gab er manches Interesse auf; die Geschäfte ekelten ihn an; manche kanonische Stunde seines Breviers blieb ungebetet, und viele Lieblingsarbeiten sanken unter Staub. Selbst die alte Furcht vor einem Überfall des Würzburgers verlor in dieser Flut von Sorgen und Kümmernissen an ihrem Gewicht.

Dies entging dem schlauen Gafuto nicht, der sich jetzt viel thätiger und weniger vorsichtig, als früher, betrug. Er bedachte, wie neben dem entmuthigten Abt der wachsame, thätige Ritter Konrad gefangen, die Bürgerschaft in sich gespalten und

auf verschiedne Interessen leidenschaftlich hingewendet war. Diese zersplitternde Aufregung mußte noch zunehmen, wenn der Magister Konradus von Mainz zurückkehrte. Dann löste sich vielleicht aller bürgerliche Halt in flammendem Eifer, in zerrender Uneinigkeit auf. Kein günstigerer Augenblick, wenn der Bischof von Würzburg etwas gegen die Stadt unternehmen wollte, konnte kommen. Boten auf Boten gingen nach Würzburg. Man wußte, daß der Bischof gerüstet stand, und doch kamen immer nur vertröstende, verschiebende Bescheide. Gasuto war so ergrimmt über diese Unentschlossenheit, daß er, sogar in Gegenwart der Gräfin Richenza, seinen Herrn einen faulen Esel schalt.

Richenza selbst unterlag seit geraumer Zeit den seltsamsten Launen. Bald war sie schwermüthig, bald gereizt, heute heftig und hochfahrend, morgen kleinlaut und verzagt. Ihre Gesundheit litt unter der einförmigen, eingesperrten Lebensweise, ihr Gemüth unter heimlichen Vorwürfen, getäuschten Erwartungen und eifersüchtigen Grillen über des Bischofs Unthätigkeit und Unentschlossenheit. Ein Bote Wolker's von Tanuhr gab endlich wenigstens einigen Aufschluß über des Bischofs Zögern. Dieser Fürst, ein Anhänger des hohenstaufischen Königs

Konrad, wollte nämlich erst das Glück des Gegenkönigs Raspe abwarten, ehe er sich in irgend ein bedenkliches und Aufsehen erregendes Unternehmen einließ.

Der entscheidende Tag für dieses Glück Heinrich Raspe's war inzwischen auch gekommen. — Tags nach Einbringung Helika's und des Fräuleins Mergardis langte die Nachricht von einer vor Frankfurts Thoren stattgefundnen Schlacht in Fulda an. — König Konrad hatte langsam ein Heer auf die Beine gebracht, war bis Frankfurt herangerückt, hatte eine Schlacht angeboten, und anfangs auch mit gutem Glück geführt. Er glaubte den Sieg schon errungen, als zwei schwäbische Grafen in seinem Heer mit 2000 Mann abwendig wurden, und schimpflich entflohen. Sie waren, wie man bald erfuhr, mit 6000 Mark und schönen Länderzusagen gewonnen worden. Dennoch hatte König Konrad den Kampf muthig fortgesetzt, bis unerwartete Verstärkung seines Feindes Raspe hervorbrach und den Ausschlag zu Gunsten des Pfaffenkönigs gab. Jetzt sah König Konrad sich genöthigt, mit großem Verlust an Leuten und mit Hinterlassung seines Kriegsgeräths zu fliehen.

Diese Neuigkeiten wurden in Fulda mit großem

Jubel aufgenommen. Natürlich, daß man in einer Stadt, in der man sich auf Scheiterhaufen für Waldenser freute, auch einem Könighause nicht gewogen war, das der heilige Vater in seinem Bannfluch für ketzerisch erklärt hatte. Auch sah man wol ein, daß Raspe's Glück eine Stütze für den marburger Magister, — der Sieg ein frischer Zugwind in die zu errichtenden Scheiterhaufen war. Die weiter folgenden Botschaften waren geeignet, jene freudige Theilnahme der fuldaer Bürger zu steigern. König Raspe drang nämlich siegreich über Nürnberg gegen die Donau vor. Schwäbische Bischöfe und Klöster fielen dem Hohenstaufen ab, und schlossen sich dem glücklichen Pfaffenkönig Raspe an. Das Beispiel verlockte auch Niedere: Ritter und Prälaten drängten sich dem neuen Könige zu; sie suchten in so günstigen Augenblicken vortheilhafte Freibriefe und hohenstaufische Lehne von einem König zu gewinnen, der schwach durch Alter, und durch sein Glück kindisch hochmüthig war.

Diese fernen und fremdartigen Kriegsnachrichten setzten also auf's Neue den Abt in Widerspruch mit seiner Bürgerschaft. Soviel er früher in glücklicher Lage und Verbindung mit Raspe durch dessen Glück selber gewonnen hätte: so ungünstig fiel

jetzt für ihn das Emporkommen eines Königs aus, mit dem er zerfallen war, und dessen strenge Befehle gegen ihn und seine Angehörigen nun an Gewicht und Zwang zugenommen hatten. Der steigende Jubel der Bürger stimmte daher seltsam zu den sinkenden Hoffnungen des Abtes. Auch er empfand diesen Sturm des Sieges als einen Zugwind in den glimmenden Scheiterhaufen seiner Nichte und des ihm bei Allem doch sehr werthen Ritters Konrad.

Bald kamen auch von andern Seiten ungünstige Nachrichten. Man erfuhr, daß Heinrich von Sayn, der stolze, mächtige Graf, sich in Mainz dem Magister wirklich gestellt und dessen Gericht anerkannt habe. Vielleicht hatte er sich mit guten Gründen zu rechtfertigen, oder den Magister durch sein Ansehen einzuschüchtern gehofft, ohne zu wissen oder zu bedenken, daß er es an dem marburger Dominikaner mit einem starrsinnigen Mönche zu thun hatte, der kein Ansehen und keine Rechtfertigung gelten ließ. Auch die völlig dargethane Unschuld erschien dem Magister höchstens nur als reumüthige Schuld. Dies hatte jetzt auch der Graf Sayn erfahren: um nicht auf der Stelle verbrannt zu werden, hatte er sich für schuldig und reuig be=

kennen, und unter Angelobung, ein gehorsamer und rechtgläubiger Sohn der Kirche zu werden, sich der Strafe und Buße der Haarschur unterwerfen müssen.

Auch dieses, sonst für den Abt ganz fremde Ereigniß ward nun zu einem Sieg seines andern, vielleicht noch mehr, als Raspe, erbitterten Feindes. Dieser geistliche und jener weltliche Sieg wendete sich gegen den bedrohten Abt. Magister Konradus war nicht weniger, als König Raspe, ein Mann, den das Gelingen seiner Absichten verhärtete. Es stand mithin nicht zu erwarten, daß er durch Sayn's Unterwerfung beruhigter, milder von Mainz zurückkehren, sondern daß er nur hochfahrender und unbeugsamer auftreten werde. Der Magister war denselben Weg gegangen, den alle unduldsamen Priester einschlagen: sie verfolgen erst eine Anzahl niedrer Menschen, um an macht- und einsichtlosem Pöbel eine Regel festzustellen, der sie dann auf schlaue Weise auch einzelne Hohe unterwerfen, um sofort hierdurch jene Regel für anerkannt und bekräftigt zu erklären, und mit schnell wachsender Anmaßung nach keiner Seite hin irgend einen Einwand mehr zu dulden.

Hatte der Abt in betrübten Augenblicken und

schwankenden Stimmungen an Mittel und Möglichkeit gedacht, die lieben Gefangnen der weitern Verfolgung zu entziehen: so fühlte er jetzt, daß gegen einen siegreichen König und einen glücklichen Inquisitor nichts mehr zu wagen sei. Sehr ermuthigend zu solchen Hoffnungen und Planen war es auch nicht, was von Mainz aus dem Abt geschrieben wurde: daß nämlich der Erzbischof von Mainz erst allein und dann vereinigt mit den Erzbischöfen von Trier und Köln den Magister vorgenommen und ihm mit Nachdruck Mäßigung und Vorsicht empfohlen hatten. Aber selbst so angesehener Fürsten Warnung hatte bei dem starrsinnigen Magister nichts gefruchtet.

Von Mainz war der Magister nach Frankfurt zurückgekehrt. Von hieraus sandte er einen Boten an den Abt mit einem lateinischen Schreiben, in welchem er meldete, daß er auf einen Tag nach Marburg gehen, und von da über den Vogelsberg nach Fulda kommen werde. Er setzte voraus, daß die Flüchtlinge bereits eingebracht seien, und bestimmte den Tag des Gerichts. Für den Fall, daß die Schuldigen nicht eingebracht würden, drohte der Magister, das Volk gegen alle nicht vor Gericht gestellten Personen mit dem Kreuz zu bezeichnen.

Mit dieser Maßregel war es auf nichts Geringeres abgesehen, als die Angelegenheit zu einem heiligen Krieg zu stempeln, und das Volk in Aufruhr gegen den Abt und die Beschuldigten zu setzen. — Dem Abt erregte diese Drohung eine neue Besorgniß; inwiefern nämlich unter den einzubringenden Schuldigen auch die Studenten und der entflohne Mathes begriffen werden konnten. Man hatte den fremden Klosterschülern absichtlich Zeit zur Flucht gelassen, um nicht durch Eifer und Strenge gegen Auswärtige dem Ruf der Schule zu schaden. Der Aufenthalt des Mathes aber war nicht auszuforschen gewesen. So stand zu fürchten, daß der Abt mit aller Strenge, die er gerade an seinen Lieblingen bethätigt hatte, doch in des Magisters Augen nicht gerechtfertigt erscheinen werde.

Obschon nun der Abt den Inhalt jenes Schreibens nur seinen Vertautesten mittheilte, so verbreitete sich doch aus des Boten Munde die Neuigkeit von Meister Kurt's Ankunft sehr schnell in der Stadt. — Manegold hatte noch besondre Nachrichten aus Mainz von seinem Lehnsherrn, dem geschornen Grafen von Sayn, erhalten. Der Graf, außer sich über die erfahrne Schmach, und entschlossen, seine Angelegenheit an die Fürsten Deutsch-

lands zu bringen, rief Manegolden zu seinem Dienstgeleit auf diesem Zuge zurück. Reue über seine Unterwerfung, Verwünschungen über den Magister füllten den übrigen Theil des Schreibens.

Dieser Brief vermehrte Manegold's Unruhe. Der aufgeregte Jüngling sah sich zwischen dem Aufgebot seines Lehnsherrn und dem Rufe seiner Freundschaft für Konrad in der quälendsten Bedrängniß. Beide Pflichten widersprachen sich, beide waren unverschieblich. Jetzt machte sich Manegold die lebhaftesten Vorwürfe, daß er nicht, um den bedrohten und zuviel vertrauenden Grafen zu warnen, den Rath des Fräuleins Mergardis befolgt habe und nach Mainz geeilt sei. Unmuth, Zweifel, Entrüstung tobten in Manegold's Brust, und steigerten sich zu einem so heftigen Rachgefühl gegen den Magister, daß der Freund keiner ruhigen, klaren Überlegung fähig war, auf welche Weise er etwa den gefangnen Freunden schnellen Dienst, und dann seinem Lehnsherrn Gehorsam leisten könne. — Eine solche Hülfe für die Gefangnen war an sich auch schwer und fast nicht möglich bei der feindseligen Stimmung der Bürgerschaft, bei des Abtes strengen Vorkehrungen und Befehlen, so wie bei Konrad's und

des Fräuleins Entschluß, — ohne die Zustimmung des Abtes ihre Haft nicht zu verlassen.

In solcher Aufregung des Gemüths nahm ein wunderlicher Einfall des Freundes schnell die Gestalt und die Gewalt eines Aberglaubens an. Manegold wollte Wilwirk, die Hexe, in ihrem Kerker besuchen und befragen. Er wünschte besonders auch zu wissen, wieviel Antheil an der Erscheinung des Engels auf seinen Freund Konrad kommen könnte. Es schien ihm, daß gerade hinter diesem Frevel oder Muthwillen für den Freund die bedenklichste Gefahr laure; indem des beschämten Königs Groll an dem Magister ein zermalmendes Werkzeug fände.

Manegold traf die Hexe ganz heiter und aufgeräumt an. — Ei, sieh da, welch' ein frommer Christ, der die Gefangnen besucht! rief sie dem Eintretenden entgegen. Oder soll ich Euch wieder weissagen? Dann kommt Ihr unrecht: in der Kerkerluft brennt kein Licht, keine Erleuchtung.

Und die Kohlenpfanne raucht nicht, versetzte Manegold. Und, was am Schlimmsten ist, — mein Vertrauen ist erloschen. Ich weiß zwar nicht, was Du damals über mich Eingeschlummerten geweissagt hast; aber meinem Freunde Konrad hast Du

gewiß etwas Besseres prophezeit, als ihm jetzt zu Theil geworden.

Was? rief sie lebhaft. Ist er nicht schon unter einem Dach mit der Geliebten? Kann man Alles auf einmal haben? Er wird schon auch noch unter eine Decke mit ihr kommen. Stubendecke, meine ich. Oder — wie Ihr wollt.

Hätte sich mein allzukühner Freund nur mit Engeln ungeschoren gelassen, bemerkte Manegold. Darüber kann's ihm noch sehr verschoren gehen, wenn er nicht gar geschoren wird.

Scherzt darüber nicht, Herr Ritter! wendete sie ernsthaft, beinah feierlich ein. Oder peitschet mich erst durch. Zerhaut erst soviel Besen-Gerten an mir, als nöthig sind, den Blocksberg sauber zu kehren am Tage nach Philippi und Jakobi. Dann mögt Ihr scherzen.

Erzähle mir, wie die Sache hangt und langt, versetzte Manegold. Ich muß es wissen, wenn ich für Konraden etwas thun soll. Auf meine Verschwiegenheit, wenn sie nöthig ist, kannst Du rechnen.

Das kann ich, erwiederte sie. Und was läge an mir, wenn Ihr nicht schweigt? Ich würde selbst nicht geschwiegen haben, sobald man damals

beim öffentlichen Gericht dem ehrlichen Ritter den Engel hätte aufbürden wollen. Ich stand in der Nähe, und würde zu rechter Zeit meinen Mund aufgethan haben. So wißt denn: ich selbst, in meiner eignen Hexenperson, war jener Engel. An Gafuto's Bude hatte ich den Vorfall wegen des rothen Rosenkranzes, den Streit zwischen Konrad und Raspe, mit angehört, und war entschlossen, meinem lieben Konrad das Geschenk der Geliebten, was es auch koste, wiederzuverschaffen. Nach vielem Überlegen kam ich auf den Gedanken, dem Könige den Rosenkranz für meinen seltnen Bogen abzuschwatzen. Anfänglich dachte ich nicht daran, einen Engel vorzustellen, sondern nur durch wunderliche Tracht, als seltsamer Pilger etwa, Eindruck auf Raspe zu machen. Wie ich aber an der Miene und an den Worten des abergläubigen Graukopfs merkte, wofür er mich zu nehmen gestimmt war, richtete ich meine Worte und Geberden darnach ein. Konnte ich damals ahnen, wohin der muthwillige Wurf treffen werde? Ich dachte bei mir: Ist er König geworden, kannst du auch einmal Engel werden. Weiß Gott, wie wir Beide uns so hoch verstiegen haben! Je nun, ich bin jetzt ein gefallner Engel, bin sehr herunter=

gekommen, und denke, — er wird wol auch nicht oben bleiben.

Dieser Spaß wäre Dir glücklicher Weise noch hingegangen, versetzte Manegold. Bei der feierlichen Prozession mit dem himmlischen Bogen hättest Du Deinen Frevel abbeten können. Aber daß Du den gewonnenen Rosenkranz in andre Hände geben mußtest —! Warum hast Du ihn Konraden nicht selbst überliefert?

Ich wollte ihm die Freude über das wiedererlangte Kleinod nicht verderben; ich wollte ihm den Wohlgeschmack an seinem Glück nicht verbittern, antwortete sie. Ich bescheide mich, meinen Vetter Konrad lieb zu haben, ohne bei ihm für etwas Besseres gelten zu wollen, als für ein Weibsbild, deren man sich schämt, und deren Schuldner man ungern ist.

Vetter, sagst Du? rief Manegold überrascht aus. —

Nun, wundert Euch das, Herr Ritter? erwiederte sie. Dann hab' ich Euch Unrecht gethan. Ich glaubte, Ihr begriffet wol solche Sippschaften, auf die man Abends im Mantel ausgeht! Ja, Vetter hab' ich gesagt. Das drückt es so beiläufig aus, und ich behalte noch etwas zu gut.

Meine Mutter war eine hübsche Weberstochter, und Konrad's Großvater ein hübscher Ritter, der niedliche Bürgersmädchen nicht verschmähte. Er schlich ihr nach, und sie ging ihm zu Gefallen. War's da ein Wunder, daß sie sich trafen und zusammenkamen? Es war eine Liebschaft, wie's deren genug gibt, bei denen nichts Guts herauskömmt. Denn was dabei herauskam, ist jetzt ein eingesperrtes Hexenweib, albern genug, damit zu prahlen, daß Konrad ihr Vetter sei.

Das ist eine hübsche Geschichte! sagte Manegolo. Und wie bist Du in die weite Welt gekommen? Du warst lange fort? —

Wollt Ihr die Geschichte kurz oder lang? fragte sie.

Kurz, kurz! antwortete er. Meine Geduld kann sich mit meiner Unruhe nicht messen. Dennoch möchte ich einige Erklärung —

Ihr sollt sie noch kürzer haben, als kurz! lachte sie. — Wenn ich Euch sage, daß meine Mutter ihres so süßen und menschlichen Fehltritts wegen von ihrem Vater verstoßen wurde: so werdet Ihr darin nichts Unglaubliches finden, besonders von einem kränklichen Weber, wie mein Großvater war, der es in seinem ganzen Leben nur mit einem geordneten Zettel und geregelten Einschlag gehalten hatte.

Meine Mutter hatte aber durch ihre schwärmerische Liebe etwas Kühnes angenommen, und da nun damals eben der glänzende und zahlreiche Kreuzzug des Kaisers Rothbart nach dem Morgenlande aufbrach, schloß sie sich an. Ein Kreuz brauchte sie nicht an die Schulter zu heften: sie hatte mich an der Brust. Bei der Belagerung von Akkon gerieth meine Mutter in sarazenische Gefangenschaft, und wurde an einen Arzt des Sultans Salaheddin verkauft. Meine Mutter war noch hübsch und ich ein lebhaftes Kind. Der wunderliche Arzt gewann mich lieb, sobald ich zu laufen und zu handiren anfing. Später zog er sich von Geschäften zurück, und lebte seinen Naturforschungen. Ich war dabei als heranwachsendes Mädchen seine Handlangerin, und er fand sein Vergnügen daran, mir neugierigem Ding dies und das zu erklären, mich dies und jenes zubereiten zu lassen. Daher habe ich meine Kniffe und Kunstgriffe. Als meine Mutter starb, besorgte ich meines Wohlthäters Wirthschaft, bis er in hohem Alter ebenfalls hinüber ging. Er hatte mir die Freiheit und ansehnliche Geschenke zu den Seltenheiten vermacht, die ich mir schon bei seinen Lebzeiten gesammelt hatte. Jener Bogen des Engels gehörte auch dazu; er war aus des Sultans

Waffengeräth. Die Freiheit war für mich ein so ungewohntes Geschenk, daß ich, wie es wol zu gehen pflegt, den albernsten Gebrauch davon machte; indem ich mich entschloß, mit dem Bißchen Deutsch und Christenthum, das ich von meiner Mutter gelernt hatte, nach dem Abendland zurückzukehren. Allein etwas Heimweh steckte mir im Blut, und die übrige Sehnsucht war ein Vermächtniß meiner sterbenden Mutter. Ich wollte meinen Geburtsort und meinen Vater sehen. Dieser war inzwischen gestorben, und sein Sohn, Konrad's Vater, wollte natürlich nichts von mir wissen. Auf meine Kenntnisse und Künste that ich mir auch etwas zu gut, und diese Eitelkeit half mich ebenfalls nach meinem Geburtsland treiben, wo, wie mir meine Mutter erzählt hatte, die Menschen arm und ungeschickt sein sollten. Ich Thörin! Meine Künste haben mich hier zur Hexe gemacht. Ich habe den Narren wohlthun wollen, und sie haben mich dafür verbrennen wollen. Hier in diesem engen Stübchen habe ich recht Platz, rückwärts und vorwärts zu denken. Wie habe ich nicht schon über dies Völkchen gelacht! Wohlfeiler, als mit Lachen, kann man sich nicht abfinden. So viel weiß ich, — die Christen mögen immerhin rechtgläubiger, als die Sarazenen,

sein: aber größere Narren sind sie dafür auch. Sie stolpern über die Erde, und freuen sich, daß sie hienieden ihre Heimath nicht hätten. Ihre Priester nehmen die guten Bissen und Freuden dieser Erde für sich, und vertrösten die Andern auf jenseits. Es läßt sich begreifen, daß sie heutiges Tages wieder so sehr auf den Glauben dringen: wenn die Menge recht drauf los glaubt, kann man ihr viel leichter etwas weiß machen. — Der Himmel legt uns den Drang in die Brust, Alles zu wollen, Alles zu wirken, und die Mönche lehren Euch, auf Alles zu verzichten. Wie herrlich ist es, nichts zu begehren! rufen sie. O Ihr Thoren! ist es nicht noch herrlicher, alles Erdenkliche zu vermögen. Wie? nennen wir die Gottheit, nach deren Ebenbild wir doch geschaffen sein sollen, darum allmächtig, weil sie darauf verzichtet hat, etwas zu erschaffen? — Welche gewaltigen Mächte wohnen nicht in den Höhlen der Erde! Welche Kräfte schlummern nicht in den Pflanzen? Im Feuer hüpfen, im Wasser schaukeln sich, in der Luft schwärmen, in den Metallen schlummern unzählige hülfreiche Geister, die zum Dienst der Menschen gebannt sind und uns dienstbar gemacht werden können. Aber dies Alles gehört ja zum Reiche des

Satans, wie die Narren glauben. Und wenn man nur ein Kraut quetscht, um ihnen das Fieber zu vertreiben: so bekreuzen sie sich, und stecken Feuer an, um die Hexe zu verbrennen. Was ihnen Allah's Güte gibt und gönnt, sehen sie für Lockspeise des Teufels an; was aber hienieden noch gar nicht für sie taugt, darnach haschen sie mit betend-gefalteten Händen. Sie stoßen das Glück der Erde mit Seufzern nach dem Himmel von sich. Was unsere irdische Natur gar nicht entbehren kann, das machen sie zur Sünde, und was uns für die Erde noch gar nicht gegeben ist, darin suchen sie ihre Verdienste. Wer diese tollen Widersprüche für sich zu lösen sucht, heißt ein Sünder, und wer sie seufzend erträgt, wird selig gepriesen.

Sie lachte und kicherte. —

Ungeduldig versetzte Manegold: Wenn Du denn so viel sarazenische Weisheit besitzest, so hilf jetzt Dir und den Andern aus der gefährlichen Klemme, in die Euch die belachte Tollheit verwickelt hat. Morgen trifft der rasende Magister ein, um Euch zu richten. Die Freunde werden bei guten Scheiten verbrannt, und Du wirst bei den Kohlen geschmort!

Oho! lachte sie. Die Andern sind fetter, als ich: ich werde wol mit den Andern gespickt.

Hexe und H —! zürnte Manegold. Doch Dein Hohn ist Verzweiflung. Bedenke, Du wirst mitgerettet, wenn ich die Andern retten kann. Findet Dein Witz kein Mittel? Hilf mir auf einen klugen Gedanken, was zu thun sei. Wahrlich, im Freien draußen wird es Dir besser stehen, wenn Du lachend die Zähne bleckst.

Was wollt Ihr von einer eingesperrten Hexe? murrte sie, indem sie ihn mit finsterm Blick auf und ab maß. — Ihr ein freier Mann! Könnt' ich mich in Eure Schwertscheide verkriechen, ich wollte scharf genug sein, Euch zu helfen. Wozu braucht Ihr ein verrufnes Weib? Hört!

Sie flüsterte ihm mit gehobenem linken Zeigefinger und lang gestrecktem Hals in's Ohr: Haltet Euch an den besten Freund, den Ihr an der Seite habt.

Zerstreut, verwirrt, befremdet sah er das Weib an.

Geht! sagte sie, Ihr seid jetzt nicht gelaunt, mich zu verstehen. Ihr sucht zu weit umher. Überschlaft meinen Rath. Denkt beim Schlafengehen recht lebhaft an den besten Freund, den Ihr an der Seite habt, träumt davon, und morgen früh

werdet Ihr mich verstehen. Ich will Euch nicht beschämen, Ritter, deutlicher gegen einen gescheiten Mann zu reden, wie Ihr seid.

Sie raffte sich in ihr Mäntelchen, und kauerte sich in die dunkle Ecke. Um das trübe Fensterchen spielte die Dämmerung des Abendhimmels. Dunkler war es in den engen Gassen, durch welche Manegold nach seiner Wohnung zurückkehrte. Am Thor derselben, an den Pfeiler gedrückt, stand eine kleine vermummte Person, und trat ihm entgegen. Er blieb stehen, und betrachtete die, wie es ihm vorkam, bebende Gestalt; konnte aber nur unter dem Barett hervor ein Paar lebhafte Augen unterscheiden.

Was willst Du? Wer bist Du? fragte er.

Manegold! flüsterte die Gestalt, und schlug den Mantel auseinander.

Sabina? rief Manegold kleinlaut mit schwankendem Ton.

Zürne mir nicht, guter Mann! bat sie. Ich verlange nichts von Dir. Ich wollte Dir nur die Handschuhe bringen, die Du einst bei mir liegen gelassen und vergessen hast. Dann wollte ich Dich eines Versprechens entbinden, und Dich — ja, Dich zum letzten Mal sehen.

Welches Versprechens? fragte er.

Du hast angelobt, die Gräfin Richenza zu befreien, antwortete sie. Morgen geschieht es ohne Dich.

So? versetzte er gleichgültig.

Willst Du mich nach Hause begleiten, ich will Dir's erzählen.

Ich will Dich begleiten bis an Dein Haus. Laß uns einen Umweg nehmen, und sprich!

In gekränkter Empfindung ging sie eine Strecke stillschweigend fort. Endlich, auf wiederholte Fragen, sagte sie: Habt Ihr nicht bemerkt, daß die Gräfin von der Erlaubniß, auszugehen und vor das Thor zu wandeln, seit etlichen Tagen mehr als früher Gebrauch macht? Sie hat dadurch die Neugierde der Einwohner abkühlen wollen. Morgen wird sie wieder ausgehen. Sie wird vor das Florenthor wandeln, weiter und weiter den Bachrain entlang, bis ihre beiden Geleitswächter auf die Rückkehr dringen. Hat sie das Fichtenwäldchen noch nicht erreicht, so wird sie bitten, nur noch bis dorthin wandeln zu dürfen. Sie wird den Wächtern nöthigen Falls ein Geschenk machen. Hinter dem Wäldchen hält ein Häuflein Reiter unter Anführung eines Ritters, den man mir nicht nennen

will. Die beiden Wächter der Gräfin werden geknebelt. Die Gräfin wird man auf einen Zelter heben, und — im Trab geht's dann zwischen die Berge hinein. Die Dienerinnen der Gräfin bleiben hier. Man wird sie nicht behalten, denkt sie.

Und wie kömmt die Gräfin auf einmal zu diesem Unternehmen? fragte Manegold.

Aus Unruhe, aus eifersüchtiger Laune! antwortete Sabina. Auch will Gafuto, da der Bischof jetzt auf nichts Großes gegen die Stadt eingeht, doch irgendetwas ausführen. Der Augenblick ist günstig, — Niemand kümmert sich um die Gräfin; Abt und Bürgerschaft haben ganz andre Dinge im Kopf. So wird es denn gelingen; wenn — Du es nicht hinderst, lieber Manegold!

Ich? erwiederte er. Glückliche Reise! Auch ich habe andre Dinge im Kopf. Ich gönne Jedem die Freiheit, seit meine liebsten Freunde im Gefängniß schmachten.

So laß mich Dir Lebewohl sagen! Auch ich verlasse die Stadt! seufzte sie.

Warum Du, Sabina? —

Mit Gafuto, antwortete sie. Er traut nicht mehr. Er bemerkt viel Mißtrauen in der Stadt; seine heimlichen Schliche sind in's Gerede gekommen.

Er wagt es nicht, hinter der entflohnen Gräfin noch hier zu bleiben. Wir gehen morgen früh.

Willst Du noch etwas von mir? fragte Manegold.

Von einem, der in diesem Tone fragt — nichts! versetzte sie, und brach in Thränen aus.

Du hast die rechte Stunde nicht gewählt, mein Lebewohl zu fodern, sagte Manegold. Gern wollte ich Dir so warm, wie unsere fröhliche Thorheit war, Lebewohl sagen: aber meine Erinnerung, mein Herz, alle meine Gedanken sind von den entsetzlichen Augenblicken eingenommen, die uns bevorstehen. Vergib mir! Ich bleibe Dir soviel schuldig, Sabina, herzliches Ding! Rechne mein Lebewohl auch dazu!

O mein Freund, — bliebst Du mir doch schuldig! erwiederte sie. Aber Du gibst mir mit, Du packst mir auf, — einen schweren, schweren Kummer. O das erträgst Du nicht! Ich dachte, Du hättest es vergessen, aufgegeben! Lieber, edler Freund! Für solche That bist Du nicht stark genug. Sie wird Dich erdrücken.

Was? Wovon sprichst Du denn? fragte Manegold verwundert.

Suche mir's nicht zu verbergen! flüsterte sie. Meinst Du, ich erriethe Dich nicht? Du hast

freilich nie an meine Liebe glauben wollen, und wol nie gefühlt, wie ich an jeder Herzensbewegung hing, und jedes Deiner Worte auflas und behielt. O, ich wollte, ich hätte wenigstens um meiner Ruhe willen jenes furchtbare Wort vergessen, das Dir bei Deinem letzten Besuch, wie aus einem tiefen Traum Deiner Seele, entfuhr. Einen Priestermord willst Du begehen, — willst den Magister erschlagen!

Ein Schrei des Schrecks entfuhr dem Freunde. Die Vorübergehenden stutzten, und schlichen herbei, um zu sehen, was zwischen den zwei flüsternden Gestalten vorfiel. Sabina zog daher den Freund rasch vorwärts nach einer andern Gasse fort. — Um des Himmels willen, Manegold, was hast Du? fragte sie bekümmert.

Du hast es gelöst! antwortete er. All' meinen Ängsten, meiner gefesselten Verzweiflung hast Du Freiheit gegeben. Meinen dumpfen Drang hast Du auf lichte Bahn geführt. Dank, Dank für Deinen letzten Liebesdienst! Ich preise mir eine treue Geliebte, die vergessene Handschuhe und vergessene Flüche aufbewahrt und zur rechten Stunde wieder bringt. Lebe wohl, Sabinchen! Dein Schlaf-

trunk ist verbüßt und vergütet. Gott mache Dich froh und glücklich, Du liebreiches Herz.

Er umarmte und küßte sie, dann stürzte er fort in die Nacht. Sabina erreichte ihn laufend und rufend nicht mehr.

In seiner Wohnung eilte er auf seine Stube, lachte, jauchzte. Wie er nach lebhaftem Hin- und Herschreiten sein Schwert abschnallte, fuhr er von einem neuen, freudigen Schreck auf. — Ha! rief er, und starrte die blanke Waffe an, — „der beste Freund an deiner Seite!“ —

Achtes Kapitel.

Am andern Morgen bei guter Zeit ritt Manegold von Dernbach geharnischt mit zwei gerüsteten Knappen, von Wenigen bemerkt, aus der Stadt. Der sonst auch gegen seine Leute gesprächige Jüngling war heut in sich gekehrt, und hatte ein überwachtes, gereiztes Ansehen. Hinter ihm die Knappen blinzten von Zeit zu Zeit einander ihre steigende Verwunderung zu. So gestimmt hatten sie ihren Herrn noch nie gesehen; noch niemals war er auch ohne mit ihnen über sein Vorhaben zu plaudern, auf ein Unternehmen ausgezogen. Ihre Besorgniß stieg, — es möchte auf nichts Gutes abgesehen sein.

Manegold hatte die ganze schlaflose Nacht nicht mehr an Sabina, vielweniger denn an die Gräfin Richenza gedacht. Niemand ahnte die heimlich zubereitete Flucht dieser Gefangnen. Der Tag der

erwarteten Ankunft des Magisters begünstigte diese Flucht. In aller Frühe hatte Gasuto und Sabina — jener mit angstvollem, diese mit schwermüthigem Herzen die Stadt nach der Rhônseite hin verlassen. Die Gräfin wartete über Mittag.

Während die Bürger bald nach Tische sich auf den öffentlichen Plätzen, um die Brunnen, auf den Kirchentreppen versammelten oder auch vor das Abtsthor, dem Magister entgegen, wandelten, trat die Gräfin in Begleitung einer einzigen Dienstmagd, so wie unter Obhut zweier Wächter, ihren Spaziergang nach entgegengesetzter Seite durch das Florenthor an. Mit freundlichen Fragen nach diesen und jenen Hügeln, Meierhöfen und dergleichen hielt sie ihre Wächter hin, bis sie unvermerkt an das Wäldchen neben dem Florenberg gelangt waren. Sie gab das verabredete Zeichen mit einem Tuch, und plötzlich waren sie von bewaffneten Reitern mit geschlossenen Visiren umringt. Die Gräfin und ihre Dienerin wurden in Empfang genommen; die Wächter ließ man laufen. So wenig fürchtete das Geleit der entfliehenden Gräfin eine Verfolgung. Man hoffte, bevor man in der Stadt nur zu einem Entschluß käme, wenn auch nicht über alle, doch über die nächsten Berge, und in Sicherheit zu sein.

In der That fanden die athemlos in der Stadt ankommenden Wächter wenig Theilnahme. Selbst der Abt war gleichgültig bei dieser Neuigkeit. Jeden Augenblick konnte der Magister eintreffen: diese Erwartung bestrickte alle Gemüther. Kaum entspann sich hier oder da ein kurzer Zwischenwortwechsel, — was nun nach dieser Flucht wol von Würzburg aus geschehen könne. Einige waren der Meinung, der Bischof werde nun nicht zu Besuch nach Fulda kommen, da es ihm nunmehr an dem nächsten Antrieb dazu fehle. Andre fürchteten dagegen, die entflohne Frau werde ihrem hohen Freund mit Klagen und Beschwerden oft genug in den Ohren liegen, und ihn zur Rache und Genugthuung reizen.

Indeß hielt Manegold längst seine Mittagsrast. Er hatte mit den Knappen vor der höchsten Hitze einen dichten Bergwald erreicht, in welchem sie durch die säuselnde Einsamkeit hinritten, bis sie in einer Schlucht anlangten, die durch hoch überhangende, ineinander gewachsne Bäume dämmerig, — und von einer in Fels gefaßten, mit Gras umwachsnen Quelle erfrischt war.

Die Knappen fanden es in der Ordnung, daß hier gehalten wurde. Manegold selbst wußte nicht, welch' ein dunkler Bann ihn hier festhielt. Er sah

sich verwundert um, und begriff nicht, woher ihm diese düstre Schlucht so bekannt war. Jedenfalls fand er sie zu seinem Vorhaben ganz geeignet.

— Ehe noch unser Freund abstieg und abzusitzen befahl, ritt er dicht an die Knappen heran, und that mit den ersten Worten, die er seit dem Austritt laut werden ließ, die Frage: Habt Ihr eine Klage gegen mich? Seid Ihr unzufrieden mit mir?

Lebhaft verneinten beide Knappen. —

Ihr habt mir stets vertraut, stets unbedingt gehorcht. Heut werdet Ihr vielleicht zum ersten Mal irre an mir. Schon scheint es Euch zu wundern, daß Ihr noch nicht wißt, was ich vorhabe. Ihr braucht es nicht voraus zu wissen; Ihr werdet genug haben, es zu sehen. Aber soviel mögt Ihr vorher glauben, daß es eine nothwendige, heilbringende That ist, wenn sie Euch auch entsetzt. Mein die Verantwortung! Von Euch verlange ich keinen Beistand zu meinem Geschäft, sondern bloß zu meiner Sicherheit, falls sie gefährdet werden sollte. Dies, und unbedingte Verschwiegenheit, bis ich Euch selbst den Mund wieder aufschließe, müßt Ihr mir geloben.

Er zog sein Schwert, hielt Beiden den Kreuzgriff vor, und rief: Handschuh aus! Schwört,

so wahr Euch Gott helfe, mich zu schützen und zu schweigen.

Beide schwuren.

Jetzt abgesessen, und die Pferde verpflegt! — Mit diesen Worten stieg Manegold ab, und warf sich in den dichtesten Schatten, während seine Leute das alltägliche Geschäft mit einer seltsam dazu stimmenden Feierlichkeit verrichteten. Die eignen Worte, die betroffnen Mienen der Knappen hatten des Freundes Unruhe noch mehr aufgeregt. Er war keines klaren Gedankens mehr fähig; seine Vorstellungen, seine Empfindungen verwirrten sich, seine Adern schlugen fieberhaft.

Nach einer Weile hieß er die Knappen vorwärts gehen, um ihm voraus zu melden, wenn Jemand des Weges käme. Wie er allein war, versuchte er, durch lautes Reden seine Unruhe zu bemeistern. Allein er erschrak und schämte sich zugleich vor seinen eignen Worten. Er stand auf, wandelte umher, horchte vor- und rückwärts in den Weg. Er netzte den heißen Mund am Brönnlein, kühlte Stirn und Schläfe mit Wasser, horchte wieder, athmete mehrmals aus übervoller Brust tief herauf. Dann zog er sein Schwert, sprach mit stumm bewegten Lippen und wildem Blick gegen einen Fels-

vorsprung, und führte einige heftige Streiche in die Luft. Bald versank er wieder in Nachdenken, schrak wieder auf, und wiederholte die vorigen Bewegungen.

So mochten drei Viertelstunden vorüber sein, ehe die Knappen hastig herbeilaufend die Ankunft Meister Kurt's von Marburg meldeten.

Wieviel Geleit — ? fragte Manegold erblassend und wie athemlos.

Nur ein Laienbruder —, war die Antwort.

Manegold, Sprechens unfähig vor heftigem Herzklopfen, winkte den Knappen, die Pferde zu besteigen; er selbst stellte sich dicht an den Eingang in die Schlucht.

Der Magister, in lautem Gespräch mit seinem Begleiter, trat aufgeschürzt aus dem Hohlweg herein. Er ging an einem dicken Stab, und trug im Schatten der Bäume seinen Reisehut. — Gelobt sei Jesus Christ! grüßte Manegold.

In Ewigkeit, Amen! antwortete der Magister, und schritt ruhig vorwärts.

Haltet einen Augenblick, ehrwürdiger Vater! sagte Manegold. Hier ist ein bequemer Platz, — ich bitt' Euch, meine — Beichte zu hören.

Magister Kurt, aufmerksam durch die beängstigte, bebende Stimme des Ritters, blickte den

bleichen Jüngling scharf an, und erwiederte: Hier nicht, Herr Ritter, hier nicht! Reitet, reitet fürbaß! Ihr habt keine Reue und Leid im Auge. —

Die wird schon kommen, — nach der Absolution! versetzte Manegold gereizt, und hielt den vorwärts eilenden Magister am Gewande zurück. Bleibt! Und Ihr, guter Bruder, geht derweil mit diesen Knappen ein Streckchen voraus, und haltet etwaige Wanderer einen Augenblick zurück, bis wir fertig sind. —

Du bleibst, Bruder Gerhard! gebot der Magister mit sichtbarer Angst. Niemand, als ich, hat Dir zu befehlen. — Und zu Manegold gewendet, fragte er: Was sinnest Du gegen einen Priester des Herrn? Worauf wagst Du es, dem Bevollmächtigten des heiligen Vaters in den Weg zu treten? Fürchte den, in dessen Namen ich hier wandere!

Der Magister sprach diese Worte, indem er sich mit Anstrengung zusammennahm, mit einer stolzen Erhebung und kühnem Blick aus, so daß Manegold etwas betreten und befangen versetzte: Wendet um! Gebt Euer grausames Vorhaben auf, und ich will dann Eures gesalbten Hauptes schonen.

Meines Hauptes —? schrie mit rückkehrender Angst der Magister. Jesus Maria! Darauf habt

Ihr's abgesehen? Bruder Gerhard, stehe mir bei! Ich beschwöre Euch, Ihr Knappen! Wendet Euch zu mir, verlaßt um Euers Heils willen Euern ketzerischen Herrn, mir zum Schutz! — Er kniete dabei nieder, und betete laut: O Herr, mein Schirm, meine Burg, verlaß Deinen Diener nicht! Wende das Herz meiner Feinde! Lähme dieses Frevlers Arm!

Wer von uns ist der Frevler, elender Mönch! fiel Manegold ein. Der gegen das Leben schuldloser, edler Menschen rast, das Vertrauen glücklicher Familien löst, ja fromme friedliche Gemeinden von Herd und Haus vertreibt? Oder bin ich es, wenn ich diesen tollen Hund erschlage? Ist Deine verheerende Brandfackel oder mein gezücktes Schwert der Ruhe, der Ordnung, dem Glauben und Guten geweiht? Ich weiß, wohin Du eben willst, und gegen wen Du wüthest. Den Arm, der Dich lodernde Fackel geschleudert hat, mag Gott richten; die Fackel aber lösche ich hier, hier an diesem heimlichen Brönnlein, ich — so wahr mir Gott helfe!

Heilge Maria, bitte für mich! Heiliger Dominikus, verlaß Deinen Sohn nicht! flehte knieend Meister Konrad.

Bruder Gerhard warf sich zwischen den Knieenden und den Ritter, indem er diesen um Schonung und Barmherzigkeit für seinen Meister anflehte. O, bedenkt Eure eigne Wohlfahrt, Euer zeitliches und ewiges Heil! rief er mit bittenden Händen Manegolden zu. Ein Priestermord ruft alle Welt gegen Euch auf. Und er ist ein wehrloser Mann! Ihr ein geharnischter Ritter. Ich armes Klosterbrüderlein, und zwei bewaffnete Knappen!

So wendet um, Ihr Bettler und Brandstifter! rief Manegold. Lösche selbst Deine ketzersüchtige, unchristliche Fackel, Mönch! Kehre zurück, verschließe Dich in Dein Kloster! Wasche Deine brenzlichen Finger in Weihwasser, und thu' Buße für die frommen Mordthaten, die Du begangen hast. Schwöre, daß Du nicht mehr richten willst, damit Du nicht gerichtet werdest!

Ja, laßt es uns geloben, frommer Vater und Meister! wendete sich Gerhard an den Magister. Lasset uns zurückkehren, unser Leben retten! — Und flüsternd setzte er hinzu: Gelobt es doch nur! Ein erzwungnes Versprechen ist keins, und rettet unser Leben.

Aber entrüstet, und in der Entrüstung sich ermuthigend, erwiederte der Magister: Was rathest

Du mir, Bruder Gerhard! und willst mich zu Menschenfurcht, zu Betrug und Verrath meines heiligen Amtes ermuntern? Geh, und Gott bessere Dich! Der Herr hat an mir keinen Feigling zu seinem Streiter bestellt. Mit dem Psalmisten rufe ich: „Gelobt sei der Herr, mein Hort, der meinen Händen lehret zu streiten, meinen Fäusten zu kämpfen. Mein Schutz und mein Erretter! Mein Schild, auf den ich traue, der mein Volk unter mich zwingt!" — Du aber, tollkühner Knabe, der Du mich schrecken willst in meinem heiligen Amt, und mir Bedingungen machst, mein Leben zu retten, — ich fluche Dir! Des Himmels Strafgericht rufe ich auf den Arm herab, der sich gegen mich erhebt. Ich stehe in Gottes Hand, ich wandle in Gottes Gnade, ich schaffe zu Gottes Ehre. Auf! Bruder Gerhard! Der Herr ruft uns in die ketzerische Stadt, — wer mag uns aufhalten? Hat er uns nicht den mächtigen, trotzigen Grafen überliefert, — ein Pfand des Sieges und des heiligen Glaubens? Auf! in seinem Namen!

Er hatte sich erhoben, und seinen Stab ergriffen. Wie er nun bei seinen letzten Worten muthig dem Hohlwege zuschritt, durch welchen Ritter Manegold angekommen war, eilte ihm der angstvolle

Bruder Gerhard voraus. — Manegold, durch die Erinnerung an den Grafen Sayn auf's Neue entflammt, riß sein Schwert heraus; sein Herz schlug heftig, seine Besinnung trübte sich. — Graf Sayn! schrie er wild auf. Wende Dich, Mönch, und befiehl Deine Seele! Graf Sayn ist die Losung. Sayn und Rache! Gott sei mir gnädig! —

Mit diesen Worten stieß er dem Magister, im Augenblick, als er sich umwendete, das Schwert tief in die linke Brust. Der Getroffne taumelte mit unverständlich gelallten Worten zu Boden. Bruder Gerhard schrie auf, und warf sich in Todesangst knieend vor Manegold nieder.

Den Jüngling überfiel eine Angst. Er bestieg sein Pferd, und jagte, von den Knappen gefolgt, ohne Rast und Halt zur Stadt zurück.

Neuntes Kapitel.

Für ein rauheres oder rüstigeres Naturell, als Manegold's, wäre soviel Gemüthsunruhe und Spannung erschöpfend gewesen. Nun kam noch das Bewußtsein der blutigen That selbst hinzu. Ohnmächtig von dem ungestümen Ritt, wurde der Jüngling auf das Lager gebracht. Ein tiefer und langer Schlaf war, wie es schien, die heilsame Auskunft, die seine Natur zu Verhütung einer heftigen Krankheit traf.

Er erwachte spät am folgenden Tage mit einer sanften wehmüthigen Stimmung. Er fühlte sich schwach, und an allen Gliedern müde. Eine gewisse Ängstlichkeit und Schreckhaftigkeit war wol mehr Folge seiner körperlichen Erschöpfung, als eines gedrückten Bewußtseins; denn der begangnen That dachte er vielmehr mit dem Wohlgefühl einer

Erleichterung des Herzens und einer frohen Aussicht auf die Zukunft. Der Gedanke an seinen Freund Konrad und an seine Abreise wirkten erhebend, und belebten seinen Muth. Da er sich zu schwach fühlte, auszugehen, und den Freunden Lebewohl zu sagen: so beschäftigte er die Knappen mit der Zurüstung zu seiner Abreise.

Indeß verbreitete sich das Gerücht von der Ermordung des Magisters, den man vorigen Tages bis tief am Abend vergebens erwartet hatte. Reisende, die über den Vogelsberg kamen, und Landleute aus der Gegend brachten die Nachricht in die Stadt. Einige hatten die Leiche gesehen, die Bruder Gerhard nach Marburg schaffte. Hier und da wollte man wissen, an den Abt wären bereits nähere Anzeigen über den vermuthlichen Thäter gelangt.

Die Stimmung der Stadt bei dieser überraschenden Neuigkeit war dumpfe Stille, ohne Freude von einer — ohne Entrüstung von der andern Seite. Denn da man den Thäter nicht kannte, noch ahnte: so nahm die That selbst mehr die Gestalt eines Verhängnisses an, das alle Gemüther überwältigte, als einer Schuld, die der Menschen Urtheil und Leidenschaft aufgerufen hätte. Indeß verloren bei dieser Unbekanntschaft des Mör=

ders nur die Übelgesinnten einen Gegenstand des Unwillens über ihre fehlgeschlagnen Erwartungen, während die bisher beängstigten und bedrohten Gemüther an dem Ereigniß selbst ihren heimlich-erfreulichen Gewinn hatten. Der Abt, seine Angehörigen und Anhänger athmeten auf. Die blutige That selbst trat hinter fröhliche Hoffnungen zurück, und der Tadel über den begangnen Frevel verstummte bei der Berechnung, wie manches frische, edle Leben durch den Tod eines bejahrten, verfolgungsüchtigen Mönches gerettet sei.

Dennoch beschloß der Abt bei der ersten Überlegung, nichts in der Behandlung der Gefangnen zu ändern, um erst den Nachhall des Ereignisses in der Stadt und im deutschen Reich abzuwarten. Schien ja doch die Hoffnung schon Erleichterung genug für die bisher Bedrohten zu sein. — Aber schon am folgenden Tage fand der Abt Anlaß, in seinem Vorsatze nachzugeben.

Wie nämlich Manegold ausging, um bei Bekannten Abschied zu nehmen, gerieth er in ein Volksgedräng. Eine Schar junger Bursche, die gerüstet und geschmückt zugleich nach der Abtsburg zogen, wurden von unzähligen Menschen umgeben.

Der Freund ließ sich mit fortreißen, und forschte unterwegs nach der Absicht des Aufzugs. Sind es vielleicht Abgeordnete der Bürgerschaft, fragte er, die dem Abt zur Befreiung seiner Nichte Glück wünschen? — Nein, war die Antwort — jener schwarzlockige, lebhafte Jüngling ist des Waffenschmieds Eustach Sohn, vor Kurzem erst aus der Fremde zurückgekommen. Er liebt Helika, die Ketzerin, und hat, um sie bei bevorgestandner Gefahr auf eine oder die andre Weise zu befreien, eine Schar seiner Jugendgenossen zusammengebracht und ausgerüstet. Nun aber will er die Freilassung der Geliebten vom Abt erbitten, und sich auch gleich mit ihr verloben. Esperle, des Mädchens Vater, der bisher entflohen war, hat sich seit diesem Morgen auch wieder in Eustach's Schmiede eingefunden. Viele halten ihn für den Mörder des Magisters, und sind im Begriff, den Abt um Urthel und Recht gegen ihn anzugehen.

Nein! rief Manegold lebhaft aus. Ihr thut dem Schuldlosen Unrecht! Ein Ritter hat den Mönch erlegt; ich kenne, oder vermuthe ihn, und ziehe morgen aus, — er soll mir nicht entgehen. Aber den ehrlichen Esperle laßt um des Himmels willen in Ruhe! —

Am Thor der Abtsburg ließ Anselm seine Genossen warten, und trat nebst Manegold hinein, der den Jüngling beim Abt einzuführen übernahm.

Der Abt, von vertrauten Freunden umgeben, heiter und aufgeräumt, blieb bei Manegold's Anblick nicht unbefangen. Doch des Jünglings Abschiedsworte stellten bald seine Heiterkeit wieder her. — Wir haben Euch gern hier gesehen, Herr von Dernbach, sagte der Abt; nun ist es so gekommen, daß wir Euch auch gern ziehen sehen, und zwar mehr Eurethalben, als unsertwegen. — Indem er ihn bei Seite führte, setzte er hinzu: Wir sind Euch mehr schuldig geworden, als wir Euch danken dürfen. Reiset mit Gott, ehe die Zeit kömmt, daß wir unsern Dank gar vergessen müssen. Ich befehle Euch dem Himmel! Der sieht auf das, was Ihr gewollt; würde ich zu Eurem Richter aufgerufen, so könnte ich nicht über das hinaus, was Ihr gethan. Versteht mich, aber antwortet mir nicht! —

Ein Wort nur! versetzte Manegold betroffen. Ich sehe zu meiner Verwunderung, daß mir das Gerücht schon an der Ferse ist, und ich also eilen muß, dem Gericht zu entkommen. Ich danke Euch für Euer mildes Urtheil, ehrwürdiger Herr und

Abt! Und — wenn Ihr doch von Dank redet, — ich habe für Konrad's und Mergardis verbundnes Glück gehandelt. Verdammt meine That, aber die glückliche, schuldlose Frucht und Folge laßt dem edeln Paar zu gut kommen! Den Freunden hinterlasse und vermache ich scheidend Euern Dank! —

Der Abt erwiederte nichts; aber er lächelte wehmüthig.

Auf Manegold's Fürsprache ward nun Anselm vorgelassen. Dem Abt gefiel das kühne und doch anständige Benehmen des Jünglings. Er nahm die Bitte um Helika's Freilassung freundlich auf. — Der Verfolger ist todt, sagte Anselm, und wenn noch Jemand in der Welt einen gerechten Anspruch an Helika hat: so ist sie ja nicht entflohen; ich hole sie aus dem Gefängniß, nur um sie durch das Band der Ehe noch fester zu knüpfen. Gebt sie also nur immer frei; sie bleibt doch gefangen.

Zu diesem Grund lachte der Abt. Aber er überlegte zugleich, daß Helika's Freigebung zum Versuch dienen könne, was demnächst für Mergardis zu wagen sei, und zum Mittel, die Stadt durch einen ersten Schritt zu einem zweiten vorzubereiten. — Der Abt erließ also Befehl, Helika ihrem Bewerber auszuliefern. Manegold verließ mit dem

vergnügten Anselm die Burg, und war am Spielingsthurm Zeuge des Jubels, mit welchem Helika von ihrem Geliebten, dessen Freunden und vielem Volk empfangen wurde. Indeß er selbst, Konraden ein Lebewohl zu sagen, den Thurm betrat, zog die Schar der Jünglinge von dannen. Der Anblick eines so unerwartet glücklichen Paars hatte etwas Versöhnendes, Erheiterndes. Feindselige Gesinnungen drangen im Jubel der heitern Jugend nicht durch. Die Ketzerin blieb unangefochten, und nur eine friedliche, jauchzende Belagerung umgab die Waffenschmiede, während Helika in ihres Vaters und Eustach's Umarmung Thränen und Lachen wechselte, und an Anselm's Brust alles Überstandnen vergaß. Freunde und Verwandte stellten sich zur Verlobung des frischen und schönen Paares ein. Vor das Haus und in den verwüsteten Garten der Hexe wurden Tische gestellt, und mit Wein und Früchten für theilnehmende Nachbarsleute besetzt. Bald erschien Musik, und der Tanz dauerte in die tiefe Nacht hinein. So oft in der Schmiede eine Gesundheit ausgebracht wurde, fand der Zuruf ein vielfach nachjauchzendes Echo unter den fröhlichen Nachbarn, und verklang in lauer, mondheller Nacht. — Von Zeit zu Zeit hörte man

den halbberauschten Esperle rufen: Die hat Got zesamne geben, uf ein wuneklîches leben!

Der schmerzliche Abschied Manegold's bei Ritter Konrad war nun auch vorüber. Der unruhige Jüngling fühlte sich erleichtert durch das offne Bekenntniß seines Verbrechens. Konrad hatte das kühne Opfer der Freundschaft mit entsprechendem Hochsinn aufgenommen, den leer ausgehenden Freund mitweinend an der Brust gehalten, und mit erneuten Gelöbnissen der Achtung und Freundschaft entlassen. Nochmals war Manegold zurückgekehrt, um Konraden mit den Geständnissen der Frau Wilwirk bekannt zu machen, und ihm diese seltsame Frau und Base zu empfehlen. Er schied mit des Freundes Zusage, sich ihrer anzunehmen und sie zu versorgen.

Und nun reitet Manegold muthigeren Herzens seiner Heimath zu, des Schutzes voraus gewiß, den ihm sein mächtiger Lehnsherr, der Graf von Sayn, gewähren würde. Er hielt sich nirgends auf, aus Furcht, das Gerücht von seiner blutigen That möchte ihn zu früh erreichen.

Der Abt trug immer noch Bedenken, seine Nichte und den Ritter Konrad aus der Haft zu nehmen, obgleich in der Stadt Alles ruhig blieb, und Esperle mit Helika unangefochten umherging, um die Vorkehrungen zur Hochzeit zu treffen. Er fürchtete König Raspe's Zorn. — Doch auch dessen Glück hatte sich plötzlich gewendet.

Der besiegte König Konrad, der Hohenstaufe, hatte in seinem Unglück an dem mächtigen Herzoge von Baiern, an verschiednen andern Fürsten und freien Städten Beistand und Hülfe gefunden. Mit neuen Kräften und frischem Muth war er dem siegreichen Pfaffenkönig entgegengetreten, und hatte ihn bei Ulm auf's Haupt geschlagen. Raspe war verwundet entflohen, auf seiner Flucht mit dem Pferde gestürzt, und sterbenskrank nach der Wartburg gefahren worden. — Macht und Ruhm hatten den Miethling des Papstes verlassen.

Eine große, freudige Bewegung ging durch Deutschland, als jetzt die echtköniglichen Hohenstaufen wieder siegreich hervortraten. Ihre offnen und heimlichen Anhänger faßten Muth. So viel verzagte Hoffnungen und verstummte Wünsche wurden wieder laut. Die Gefühle der Ehre, des

Rechts, der Freiheit und Unabhängigkeit von römischer Übermacht flammten in den Gemüthern auf.

Bisher hatte der Abt nicht zu den Ghibellinen gehört. Die veränderten Umstände, seine Leiden und Hoffnungen, wendeten ihn nun dieser Seite — der eigentlichen deutschen Sache zu. Nun ließ er jedes Bedenken fahren, und stellte seine Nichte so wie den Ritter Konrad auf freien Fuß. Beide, der Ritter und Mergardis, betrugen sich ohne Scheu und Bedenken wie Verlobte gegen einander. Da nun aber dies Benehmen bei Freunden und Verwandten so manche schmerzliche und widerwärtige Erinnerung immer wieder aufregte: so veranstaltete der Abt schneller, als er es anfangs zu thun Willens gewesen, eine nochmalige feierliche Verlobung unter den Angehörigen, um dem öffentlichen Verkehr beider Liebenden ein anerkanntes heitres Recht unterzulegen. Die Vermählung selbst ward auf einen günstigen Augenblick verschoben. Denn darin wenigstens wollte der ehrgeizige Abt im Stillen Recht behalten, daß Ritter Konrad, ehe er eines Fürstabtes Nichte heimführe, eine glänzendere Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft einnehmen müsse, welche der Abt aber ohne Aufsehen und auf schicklichem Wege vorzubereiten dachte.

Wie sich nun aber einmal das Glück entschieden unserm Freunde zugewendet hatte, blieb es in keiner Gunst und Gelegenheit zurück. Ein großer Fürstentag sollte nämlich in Frankfurt am Main gehalten werden, und der siegreiche König Konrad war schon unterwegs nach dieser Stadt.

Frankfurt hatte sich nun schnell wieder den Hohenstaufen zugewendet. Auch damals schon lebte diese freie Stadt gern jedem Mächtigen zu Gefallen, bückte sich rechts und bückte sich links, — dienstbar und unselbständig, nur um — eine freie Stadt zu heißen. Daher war denn, während König Raspe hier Huldigung und Dienste angenommen hatte, recht wacker hinter den Ketzern her gefegt worden. Ein gewisser Gusselkof hatte mit seinem Anhang schnell die Stadt verlassen müssen. Hinter ihm her waren von Frankfurt aus geheime Winke an die Fürsten gegangen, Gusselkof und seine Ketzerei zu verfolgen. Die sittliche und bürgerliche Ordnung stehe auf dem Spiel, hatte es geheißen; dennoch waren Gusselkof's Irrthümer so possierlich, roh und grundlos, daß gerade soviel Lärm und Verfolgung dazu gehörte, um Aufmerksamkeit und Nachfrage auf sie zu lenken. Die Verständigen hatten am Ende eine Furcht uud

Verfolgung belacht, welche die Gutmüthigen gar nicht begriffen hatten.

Der Abt hielt es für klug und räthlich, den Fürstentag — wenn nicht zu besuchen, doch zu beschicken. Sein früheres Verhältniß zum Pfaffenkönig Raspe, und dessen längerer Aufenthalt in Fulda konnte bei dem jetzigen König vielleicht am Besten durch eine Unterwerfung und Beglückwünschung vergessen gemacht werden. Die Verfolgungen des Magisters Kurt, sein Tod, und manche die Familie des Abtes selbst betroffenen Vorfälle schienen Erläuterung zu fodern. Der offene Zwist endlich zwischen Würzburg und Fulda war vielleicht durch Einsprache des deutschen Königs am ehesten beizulegen.

Des Abtes Wahl zu einem Abgeordneten nach Frankfurt fiel auf Ritter Konrad. Er hatte von dem Muthe, der Entschlossenheit und Beredsamkeit seines Pathen und Ministerialen eine gute Meinung gefaßt, und sah überdies in dieser Sendung eine Gelegenheit, den künftigen Gatten seiner Nichte in Ansehen zu bringen, und bei der Rückkehr vom Fürstentage mit gutem Fug zu befördern. Im Stillen war er entschlossen, ihn mit der Burg und den Vogteigütern, die der Graf von Ziegenhain

verwirkt hatte, zu belehnen, und ihn zum Schutz-vogt der Abtei zu bestellen.

In der heitersten Bräutigamsstimmung, mit Muth und verlangender Unruhe, rüstete Konrad sich und ein angemessenes Geleit zur Fahrt nach Frankfurt.

Zehntes Kapitel.

Auf der Höhe bei Frankfurt über Sachsenhausen saßen unter einem weiten Zelt die deutschen Fürsten um den König Konrad versammelt. Um die Höhe bis herab an das Ufer des Main drängte sich ein unabsehbares Volk. Die Sonne schien hell in den stolz dahinfließenden Strom und über das baumreiche fruchtbare Thal. Der Altkönig des Gebirges sah dunkelblau nach der erhabnen Versammlung herüber.

Der Graf von Sayn trug seine Beschwerde vor, und ließ eine Anzahl Zeugen abhören, um zu erweisen, auf welche falsche, und bestochne Anzeigen hin der Magister Konrad von Marburg ihn verurtheilt und entehrt habe. Ähnliche Klagen führte Graf Henneberg. Beide angesehne Herrn hatten in der Zwischenzeit Nachrichten und Beweise

über Meister Konrad's unbedachtes, leidenschaftliches Verfahren und über die Anzahl der am Rhein, in Hessen und Thüringen grausam und schuldlos hingerichteten Personen gesammelt. Und wie nun nach so schauderhaften Berichten beide hohe, edelgestaltete Grafen, Männer von untadelhafter Ehre, ihre eignen geschornen Häupter zur Zeugenschaft erhoben: da brachen die Fürsten und das Volk in lauten Unwillen und Entrüstung aus. Auch Ritter Konrad von Fulda trat vor, und berichtete als Augenzeuge über die Anklage und Hinrichtung des Ritters von Langenschwarz. Einer der anwesenden Prälaten wurde von solchem Unwillen ergriffen, daß er darauf antrug, des Magisters Gebeine müßten ausgegraben und öffentlich verbrannt werden; nur e r sei ein Ketzer gewesen. Doch zu diesem Antrag schüttelte König Konrad mißbilligend das Haupt.

Dann sprach der Graf von Sayn zur Begnadigung Manegold's von Dernbach, der den Magister erschlagen habe. Am Schluß der warmen, nachdrücklichen Worte hieß es: Manegold von Dernbach ist kein Mörder zu nennen; im Vorgefühl all' der fürstlichen Entrüstung, die heute hier laut wird, und im Aufathmen einer ganzen beleidigten Nation hat der schwärmerische Jüngling sein ra-

sches Schwert gezückt. Ich flehe die Hoheit des Königs um Gnade für meinen Dienstmann an, — seine Ehre bleibe aufrecht, sein Schwert ungebrochen!

Es war eine große Stille geworden. Der König sprach: Es sei von keinem Mörder die Rede! Meister Kurt von Marburg ist gefallen durch des Himmels Fügung; er ist begraben, und bleibe ruhen. Er ist einem höhern Richter, als dem deutschen König, überantwortet.

Ein lauter Beifall erscholl. — Während dessen trat Ritter Konrad zu dem Grafen von Sayn und bat ihn, Manegolden nunmehr durch einen Boten nach Frankfurt kommen zu lassen. Der Graf nickte, und setzte lächelnd hinzu: Nicht wahr, wackrer Freund, Ihr braucht noch einen Zeugen bei Eurer Vermählung? Er mag denn zu seiner eignen Genugthuung auf wenig Tage mit Euch ziehen. —

Inzwischen hatte der Herold Stille geboten. Der König Konrad erhob sich, und sprach laut zu Fürsten und Volk: — Von heut an soll jede Inquisition und Ketzerverfolgung in Deutschland gebrochen sein. Jeder soll seinen Glauben und seine Andacht frei haben. Keine fremde Macht soll Zwang

über einen unserer Unterthanen ausüben, und kein deutscher Fürst wird es thun. Dafür bin ich der König. Und Ihr, Fürsten, erhebt Euch zum Zeichen, daß Ihr, jeder in seinen Gauen, Freiheit aufrecht halten wollt, — die männlichste und treueste Nation zu ehren, über welche wir gesetzt sind!

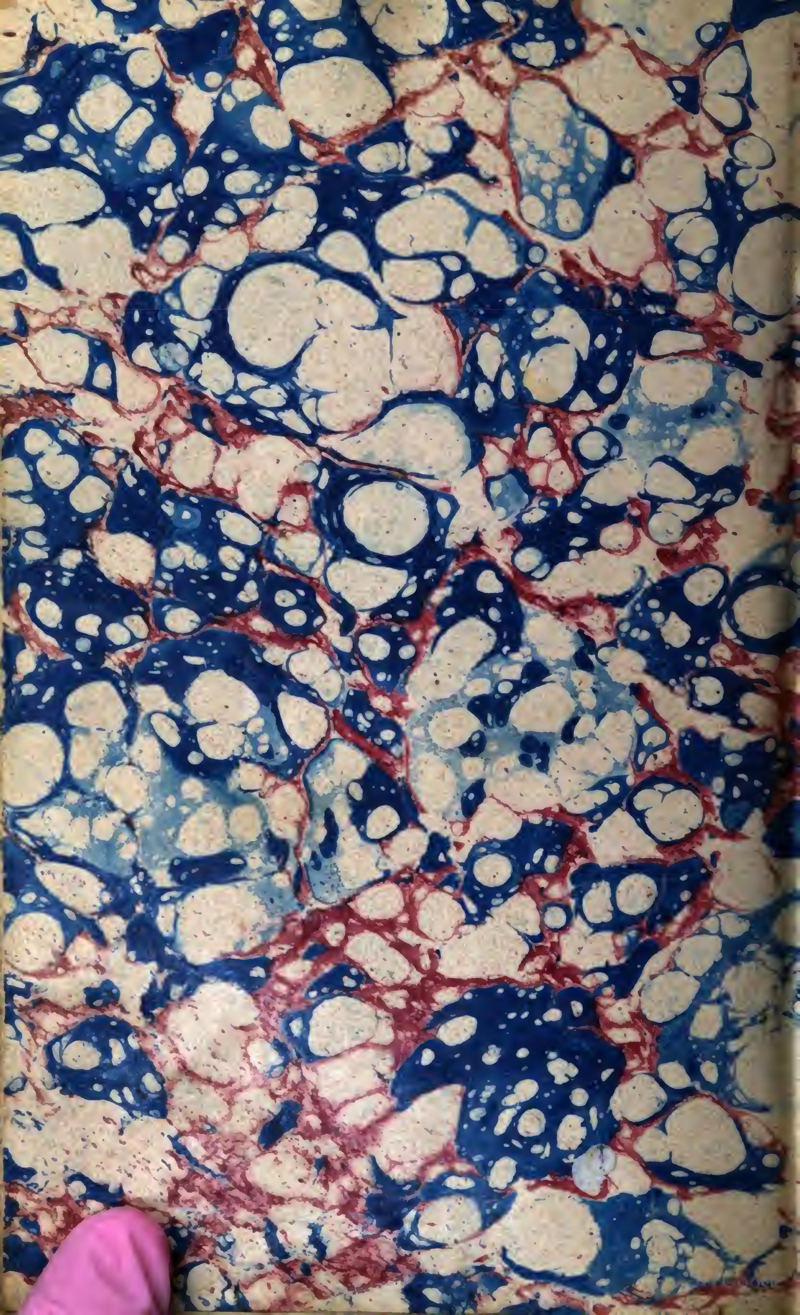
Alle Fürsten erhoben sich. Ein dreimaliger Jubel erscholl.

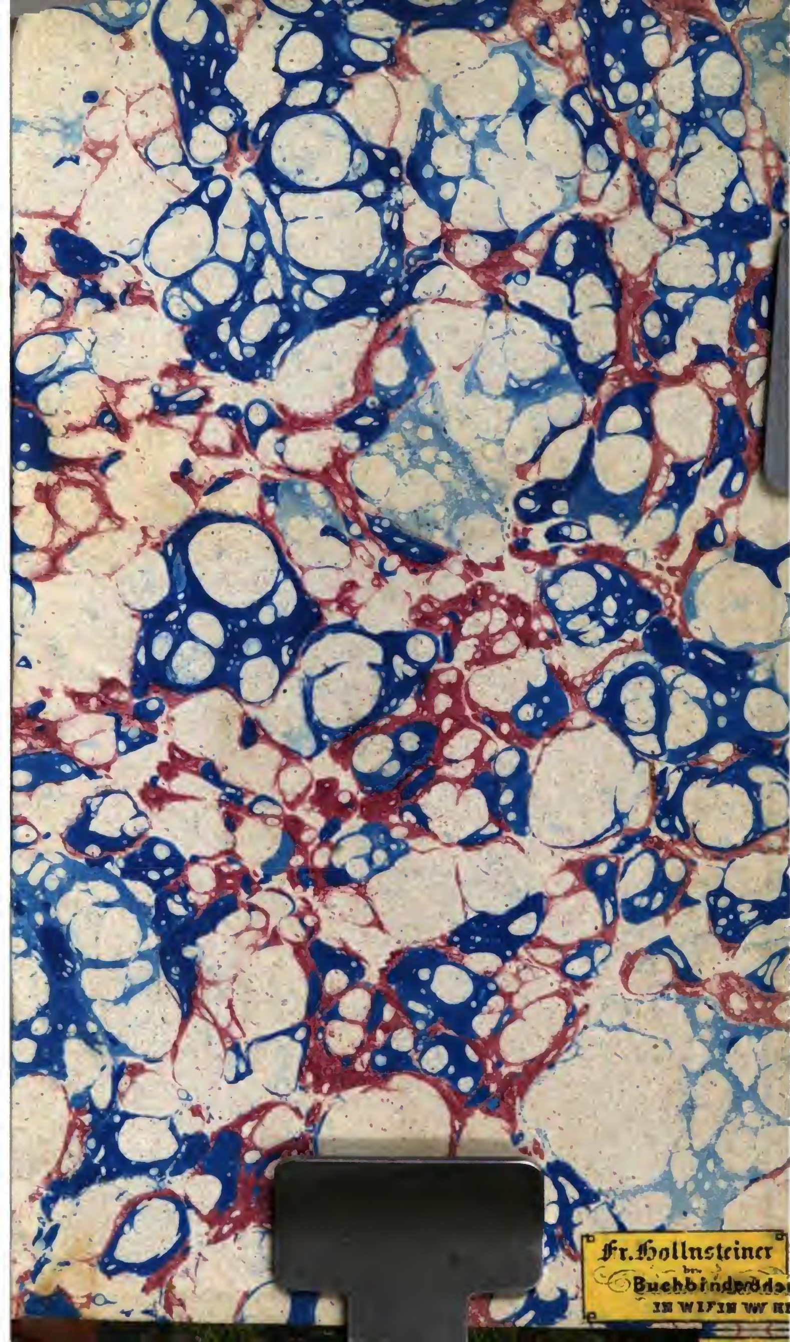
Hingerissen von dieser großartigen Bewegung, die dem Freunde neu war, trat Ritter Konrad vor, beugte gegen den König ein Knie, neigte vor den Fürsten das Haupt, und sprach mit einer Art von Ungestüm: Mit Euer Aller Gunst und Gnade! Ich bin der Jüngsten und Geringsten Einer, die hier das Wort nehmen könnten, — ein Fuldaer, der jetzt in der Nähe von Frankfurt vergnügt ist, und aus einem Bräutigamsherzen redet. Euch edeln deutschen Fürsten wollte ich ein Lebehoch bringen. Hier unter'm Zelt ist der Reichthum der Nation aufgezählt. Ja, die ärmsten Zeiten sind die, so keine großen Fürsten haben; wo das Volk würdiger ist, als seine Horte und Herzoge. Traurige Zeit, da Mißtrauen, Kleinmuth, Genuß- und Selbsucht die Fürsten er-

niedrigt; wo das Selbstvertrauen aus ihrer Brust weicht, und eine kleinliche bebende Hand den Mund einer freien Zeit schließen will, und am Laube eines hoffentlich ewig=jungen Deutschlands rupft. Der Herzschlag einer edeln Nation stürzt keine Throne um; unmuthige Wünsche, vorlaute Foderungen, übermüthige Worte krümmen ein gerechtes Zepter nicht. Schmach der Zeit, wo das Volk sich nicht strecken soll, damit seine Fürsten nicht klein werden; wo von den schlechtausgeprägten Fürstenthaten, von den Falschmünzen der Hoheit sich das Silber der Ehrfurcht abgreift, und die Nation nur in schamrother Pflicht zollt und zahlt! — Doch heut, wo die Höhen des Reichs heiter und bestrahlt über den fruchtbaren Thälern leuchten; heut, wo die Fürsten, mit dem Volke theilend, sich die Ehre nehmen, und der Nation die Freiheit lassen, heut rufen wir: Solche Fürsten sollen leben!

Solche Fürsten sollen leben! scholl es in tausendstimmigem Jubel, und nahm kein Ende.






Fr. Hollnsteiner

